



universität
wien

DIPLOMARBEIT

„Er hat alles vergessen, er hat einfach sein Leben gelebt“

Arbeitsmigration und Alter am Beispiel ehemaliger türkischer ‚Gastarbeiter‘ und
‚Gastarbeiterinnen‘

Verfasserin

Silvia Herburger, Bakk. phil.

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, im Juni 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt: 312
Studienrichtung lt. Studienblatt: Geschichte
Betreuer: O. Univ.-Prof. Dr. Josef Ehmer

INHALTSVERZEICHNIS

DANKSAGUNG	5
1. EINLEITUNG	6
1.1. Vorstellung des methodischen Zuganges - Oral History	8
1.1.1. Probleme der Oral History	11
1.1.2. Auswertung von Oral History Interviews	12
1.1.3. Portraits der InterviewpartnerInnen	14
2. ÜBERBLICK ÜBER DEN FORSCHUNGSSTAND ZUM THEMA ‚GASTARBEITERINNEN‘	17
2.1. Annäherung an den Begriff der Migration	18
2.2. Zuwanderung nach Österreich ab den 1960er Jahren	19
2.3. Was ist zu verstehen unter dem Begriff ‚GastarbeiterInnen‘	24
2.3.1. Veränderungen in der Lebenssituation ehemaliger ‚GastarbeiterInnen‘	28
2.4. Historische Hintergründe für die Anwerbung von ‚GastarbeiterInnen‘	29
2.5. Das konkrete Vorgehen bei der Anwerbung	30
2.5.1. Das österreichische Anwerbeabkommen	30
2.5.2. Vergleichende Betrachtungen zur Situation in Deutschland	33
2.6. Die Anwerbestelle in Istanbul und andere Wege nach Österreich und Deutschland	35
2.7. Die offizielle Migrationspolitik der Türkei	38
3. MIGRATION UND DIE SITUATION IM ANKUNFTSLAND	45
3.1. Migrationsmotive von Menschen aus der Türkei	45
3.2. Die Herkunft türkischer ArbeitsmigrantInnen	48
3.3. Die Situation von Frauen in der Migration	51
3.4. Die soziale Situation der ArbeitsmigrantInnen in Österreich und Deutschland	57

3.4.1. Bildung und Ausbildung _____	57
3.4.2. Die Wohnsituation in der Migration _____	59
3.4.3. (Un-) Wohlfühlfaktoren _____	62
3.4.4. Gesundheit und Umweltbedingungen _____	69
3.4.5. Arbeitsbedingungen _____	71
3.5. Die Situation von Selbstständigen unter den MigrantInnen _____	72
3.6. ‚GastarbeiterInnen‘ in der Rezession und ihre Situation während der aufkommenden Fremdenfeindlichkeit _____	73
4. DER ANWERBESTOPP _____	76
4.1. Die Sicht der Betroffenen auf die neue Situation _____	79
4.2. Die Bedingungen nach dem Anwerbestopp (bis Ende 1970) _____	81
4.3. Rückkehrpläne und Remigration in die Türkei _____	82
5. AUSWIRKUNGEN DER MIGRATION AUF DIE SITUATION IM ALTER BEI EHEMALIGEN TÜRKISCHEN ‚GASTARBEITERINNEN‘ _____	90
5.1. Überblick über den Forschungsstand _____	90
5.2. Alter und Altersbilder bei türkischen MigrantInnen und in der Türkei _____	94
5.3. Generationenbeziehungen in türkischen Familien _____	97
5.4. Komplexe Unsicherheit als Grundlage für die Lebenssituation älterer MigrantInnen _____	99
5.5. Ältere MigrantInnen in Österreich _____	100
5.6. Besondere Merkmale älterer MigrantInnen in Österreich _____	106
5.6.1. Eine junge Altersstruktur _____	106
5.6.2. Ein hoher Männeranteil _____	107
5.6.3. Eine schwache Singularisierung des Alters _____	108
5.6.4. Eine hohe Erwerbsquote – (noch) wenige PensionistInnen _____	109
5.7. Einkommen und Wohnsituation _____	110
5.8. Berufliche Position _____	112

5.9. Gesundheitliche Situation und Wohlbefinden	114
5.10. Familiäre Rahmenbedingungen und soziale Ressourcen bei TürkInnen	116
5.11. Bleibeabsicht, Rückkehrwünsche und die Möglichkeit der Pendelmigration	118
5.12. Letzte Ruhe	125
6. RESÜMEE UND AUSBLICK	127
7. BIBLIOGRAFIE	130
8. ANHANG	138
8.1. Interviewleitfaden	138
8.2. Transkripte der Interviews	140

Danksagung

Am Anfang dieser Arbeit gilt es verschiedenen Personen zu danken, deren Hilfe das Gelingen dieser Arbeit möglich gemacht hat.

Zuallererst danke ich meinem Betreuer Dr. Josef Ehmer, für seine Anregungen beim Verfassen und seine Bereitschaft mir große Freiräume während des Schreibprozesses und bei der Gestaltung dieser Abschlussarbeit einzuräumen.

Spezieller Dank gebührt meinen InterviewpartnerInnen, die mir bereitwillig über ihr Leben erzählten und mir somit Einblicke in ihre Welt gaben. Auch jenen Personen, welche die Kontakte zu potentiellen GesprächspartnerInnen hergestellt haben, danke ich.

Meinen Eltern danke ich nicht nur für die finanzielle Unterstützung, ohne die mein Studium nicht möglich gewesen wäre, sondern auch dafür, mir eine freie Studienwahl ermöglicht zu haben. Meinem Vater danke ich außerdem für das Feedback und die kritischen Anregungen während des Schreibens dieser Arbeit. Meine Mutter hat während des Studiums stets dafür gesorgt, dass ich den Boden unter den Füßen nicht verliere, danke dafür.

Auch meinen FreundInnen, welche mir während meines gesamten Studiums treue BegleiterInnen waren, gebührt Dank!

Last but not least danke ich Claudia für ihre Bereitschaft diese Arbeit Korrektur zu lesen.

1. Einleitung

Diese Arbeit beschäftigt sich mit ehemaligen türkischen ‚GastarbeiterInnen‘, die ab den 1960er Jahren nach Österreich gekommen sind. Dem zugrunde liegt die Frage, welche Vorstellungen Menschen hatten, die als ‚ArbeitsmigrantInnen‘ aus der Türkei nach Österreich gekommen waren und wie sich diese von der eingetretenen Realität unterschieden haben? Mich interessierte insbesondere, inwiefern sich ein Leben in der Migration darauf auswirkt wie sich diese Menschen ihre nachberufliche Lebensphase vorstellen bzw. wie sie diese konkret gestalten.

Die dem zugrunde liegenden Forschungsfragen waren daher:

- ✘ Unter welchen Bedingungen haben ehemalige türkische ‚GastarbeiterInnen‘ ihr Leben in Österreich verbracht?
- ✘ Inwiefern wirkt sich ein Leben in der Migration darauf aus, wie sich aus der Türkei zugewanderte ArbeitsmigrantInnen ihre nachberufliche Lebensphase vorstellen bzw. wie diese Phase konkret gestaltet wird?
 - ◆ Welche Rolle spielt hierbei die Pendelmigration und wie wird diese konkret realisiert?

Ausgehend von der Annahme, dass sich die Situation in der Migration auf die Lage in der Pension auswirkt, habe ich in einem ersten Schritt versucht, die Umstände zu klären, unter denen türkische ArbeitsmigrantInnen ab den 1960er Jahren nach Österreich gekommen waren, immer wieder wurde auch die Situation in Deutschland zum Vergleich herangezogen. Hierbei ging es mir sowohl um politische Rahmenbedingungen als auch um Migrationsmotive der/des Einzelnen und die Situation bei der Ankunft in Österreich oder Deutschland. Eine wichtige Zäsur in der Geschichte der ‚GastarbeiterInnenbeschäftigung‘ stellte der 1973 verhängte Anwerbestopp dar, welcher nicht wie erwartet zu einer Rückkehr von ArbeitsmigrantInnen in die Herkunftsländer führte, sondern im Gegenteil zur Nachholung von Familienmitgliedern und damit zu einer Sesshaftwerdung, was schließlich dazu beitrug, dass wir es heute zunehmend mit älteren ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ zu tun haben, denen sich der dritte Teil dieser Arbeit widmet. Hierbei geht es sowohl um die besonderen Lebensumstände dieser Bevölkerungsgruppe als auch um deren konkrete Lebensplanung für die nachberufliche Phase. In diesem Lebensabschnitt spielt die Praxis der Pendelmigration eine wichtige Rolle. In der Pension kann somit zumindest eine teilweise Rückkehr in das Herkunftsland realisiert und dadurch ein lebenslanger Traum zumindest teilweise verwirklicht

werden. Implizit möchte ich der Arbeit auch die These zugrunde legen, dass eine vollständige Rückkehr nach 40 oder mehr Jahren in einem anderen Land nicht mehr möglich ist bzw. sich bei tatsächlicher Durchführung vom Traum zum Albtraum entwickeln kann.

Neben einer Darstellung der Geschichte der Arbeitsmigration aus der Literatur und deren Fortgang bis heute, wurde anhand von Oral History Interviews versucht, diese Entwicklungen durch persönliche Erlebnisberichte zu akzentuieren.

Bei diesen Interviews ging es mir einerseits um die Nachzeichnung von konkreten Lebensgeschichten, andererseits eben um Vorstellungen über den Ruhestand bzw. wenn die befragten Personen bereits im Ruhestand waren um konkrete Lebensbedingungen in dieser Phase. Dabei spielen Hoffnungen und Enttäuschungen, die früher gemacht wurden, sicherlich eine wichtige Rolle. InterviewpartnerInnen waren sowohl Personen, die bereits im Ruhestand sind als auch solche, die noch beruflich aktiv sind. Die Interviews wurden anonymisiert sowohl Namen als auch Ortsangaben sollten keine Rückschlüsse auf die befragten Personen zulassen.

Im ersten Kapitel wird die Oral History Methode vorgestellt, dem folgen Kurzportraits meiner InterviewpartnerInnen, damit sich der/die LeserIn ein Bild ihrer Lebenssituation machen kann. Im Weiteren geht es mir darum, die Situation darzustellen unter der die ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ aus der Türkei nach Österreich gekommen sind und darum ihre Lebensumstände hier aufzuzeigen (Kapitel 2 und 3). Kapitel 4 beschäftigt sich mit dem Anwerbestopp, der zu einer vermehrten Niederlassung ehemaliger ‚GastarbeiterInnen‘ geführt hat. Kapitel 5 behandelt schließlich die Umstände unter denen ältere MigrantInnen ihren Lebensabend verbringen.

1.1. Vorstellung des methodischen Zuganges - Oral History

Da ich im Folgenden mit der Methode der Oral History gearbeitet habe, möchte ich hier auf die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten dieser Art der qualitativen Datenerhebung und Auswertung eingehen.

Qualitatives Forschen ist, trotz einiger Standardisierungen, nach wie vor über weite Strecken ein subjektiver Prozess, welcher in vielen Bereichen auch interpretativ stattfindet. Dennoch hat Mayring (2002) 13 Säulen qualitativen Denkens beschrieben:

- ✘ In den Forschungsprozess müssen Einzelfallanalysen eingebaut werden.
- ✘ Der Forschungsprozess muss grundsätzlich für Ergänzungen und Revisionen offen bleiben.
- ✘ Es soll methodisch kontrolliert, d.h., die Verfahrensschritte explizierend und regelgeleitet vorgegangen werden.
- ✘ Das Vorverständnis des/der ForscherIn muss offen gelegt werden.
- ✘ Grundsätzlich muss auch introspektives Material zugelassen werden.
- ✘ Der Forschungsprozess soll als Interaktion gesehen werden.
- ✘ Eine ganzheitliche Gegenstandsauffassung sollte ersichtlich sein.
- ✘ Der Gegenstand soll auch im historischen Kontext gesehen werden.
- ✘ Es soll an konkrete praktische Problemstellungen angeknüpft werden.
- ✘ Die Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse muss argumentativ begründet sein.
- ✘ Zur Stützung und Verallgemeinerung der Ergebnisse sollen auch induktive Verfahren zugelassen werden.
- ✘ Die Gleichförmigkeit im Gegenstandsbereich soll mit kontextgebundenen Regeln abgebildet werden.
- ✘ Durch qualitative Analyseschritte sollen die Voraussetzungen für sinnvolle Quantifizierungen bedacht werden (vgl. Mayring 2002: 38f).

Auch der/die HistorikerIn und die von ihnen zu erforschenden Subjekte vertreten subjektive Sichtweisen und müssen sich dessen bewusst sein, hierzu tragen nicht nur persönliche Merkmale bei, strukturelle Faktoren beeinflussen die Wahrnehmung, denn der Platz den jede/r von uns in der Gesellschaft einnimmt, hat Einfluss auf unser Denken (vgl. Howell/Prevenier 2004: 183). Dennoch eröffnet die Einbeziehung mündlich überlieferter Geschichte neue Perspektiven, so können etwa Wandel und Kontinuitäten alltäglicher Lebensbedingungen, von Deutungsmustern oder auch Handlungsmöglichkeiten nachgezeichnet werden. Außerdem werden Subjektivität und Lebensgeschichte von sozialen Gruppen, die in anderen

schriftlichen Quellen kaum ihre Spuren hinterlassen, berücksichtigt. Hierbei muss auch beachtet werden, dass die Transformation persönlicher Erfahrung in der Erinnerung immer selektiv ist. Die persönliche Erinnerung ist auch geformt von der prägenden Kraft eines kollektiven Gedächtnisses (vgl. Schaffner 1988: 345f). Eine weitere Leistung der mündlichen Geschichte liegt darin, dass sie die Geschichtswissenschaft wieder näher an die Erfahrungen der Menschen heranbringt (vgl. Wirtz 1988: 344).

Für das Thema dieser Arbeit kann mit Michael Mitterauer (2002) festgehalten werden:

„Lebensgeschichten können uns helfen, die Situation und die Probleme zugewanderter Mitbewohner in dieser Stadt aus ihrer individuellen und ihrer kollektiven Geschichte besser zu verstehen. (...). Aber man muss sich auf ein Zuwandererschicksal in einer umfassenderen Weise einlassen. Man muss die aussagekräftigen im Zusammenhang der Erzählung sowie im lebensgeschichtlichen Kontext betrachten. Es kann dabei nicht um Interpretation ohne Text aber auch nicht um Text ohne Interpretation gehen. Lernen aus Lebensgeschichten basiert auf einer nicht standardisierbaren Verbindung von beidem (Mitterauer 2002: 60f).“

Die Vorgehensweise von Oral-History-ForscherInnen hat eine gewisse Ähnlichkeit mit jener bei journalistischen Interviews, wenngleich die beiden doch sehr verschieden sind und die Methode der Oral History, um einen gravierenden Unterschied zu nennen, strengeren Regeln gehorcht. Die Spannweite der Themen, mit denen sich mündliche Geschichtsprojekte befassten und befassen, reicht von der Aufzeichnung der Erinnerungen einzelner Personen oder eher kleiner Personengruppen, bis hin zur Befragung großer Schicksalsgemeinschaften (vgl. Behmer 2008: 9).

In der Anfangszeit der Oral History wurden vor allem Eliten befragt – Staatsmänner oder leitende Beamte, um Regierungsvorgänge oder Verwaltungsakte zu erhellen, zu denen die Akten noch unter Verschluss standen oder aber es wurden Bekannte herausragender Persönlichkeiten befragt, um deren Biografien so anreichern zu können. Bis heute werden Interviews mit AkteurInnen oder ZeugInnen, mit Haupt- oder Randpersonen zeitgeschichtlichen Handelns vielfach als Ergänzung und im Mix mit anderen Methoden qualitativer Forschung eingesetzt. Vor allem im Bereich der Sozialgeschichte entwickelten sich aber auch schon früh spezifische Anwendungsfelder der Oral History. Hier wurde versucht Forschungsthemen zu erschließen, die ansonsten nur schwer in der Griff zu bekommen sind: etwa Mentalitäten, Einstellungen, Handlungsstrategien, Sozialisationsstile, Lebensweisen, Intimverhalten usw. Typische Gegenstandsbereiche waren hier etwa Alltagsgeschichtsforschung, die Geschichte der ArbeiterInnenbewegung oder etwa die historische Frauenforschung (vgl. Behmer 2008: 10f).

Innerhalb eines Oral History Projektes lassen sich grob vier Phasen unterscheiden:

- ✘ Die Projektplanung: Zunächst müssen Untersuchungsziel und konkretes Erkenntnisinteresse definiert werden, der bisherige Forschungsstand muss erarbeitet und die zu interviewende Personengruppe definiert werden. Außerdem muss festgelegt werden, welche technischen Mittel zum Einsatz kommen, wie die Gespräche archiviert werden und welche Form der Publikation angestrebt wird.
- ✘ In der zweiten Phase gilt es, die Interviews konkret vorzubereiten. Bei der Form der Befragung wird in den meisten Fällen auf Leitfadeninterviews zurückgegriffen, aber auch freie Gespräche oder geschlossene Fragen sind möglich. Dann müssen die geeigneten InterviewpartnerInnen gefunden werden, was sich unter Umständen schwierig gestalten kann. Sind die GesprächspartnerInnen gefunden und auskunftsbereit, muss jedes einzelne Interview inhaltlich gut vorbereitet werden. Der/die InterviewerIn sollte möglichst viel über sein/ihr Gegenüber, aber auch über den Gesprächsgegenstand wissen. Denn nur so kann gezielt gefragt und die Antworten verstanden werden, dennoch darf man sich nicht zu sehr durch sein Vorwissen leiten lassen, um für Neues offen zu bleiben.
- ✘ In der dritten Phase werden die Interviews durchgeführt. Hierbei ist es wichtig, auf die interviewte Person einzugehen, eine möglichst angenehme Atmosphäre zu schaffen und zum weitgehend freien Erzählen zu animieren. Etwaige Problemthemen sollten nicht am Anfang eines Gesprächs behandelt, jedoch keineswegs ausgespart werden. Der/die InterviewerIn sollte trotz des Leitfadens frei genug bleiben, um auf die Gesprächssituation reagieren zu können und den Erinnerungsfluss nicht unnötig zu unterbrechen. Zusätzlich zur technischen Aufzeichnung empfiehlt es sich, vor und unmittelbar nach dem Interview die Rahmenbedingungen festzuhalten, Gesprächseindrücke zu notieren, um später die Gesamtsituation möglichst exakt nachvollziehen zu können.
- ✘ Phase vier umfasst Fixierung, Auswertung und Publikation der Ergebnisse. Oral-History-Interviews werden in der Regel transkribiert, um sie leichter wissenschaftlich analysieren oder einem größeren Publikum zugänglich machen zu können. Die Transkription sollte möglichst exakt erfolgen. Die Form der Auswertung von Oral-History-Dokumenten ist abhängig vom jeweiligen Erkenntnisinteresse.

Hermeneutische Ausdeutungen sind ebenso möglich, wie quantifizierende Ausdeutungen und ethnographische Beschreibungen (vgl. Behmer 2008: 15-17).

Außerdem empfiehlt es sich zu den verschiedenen Interviews ein Werkstatt-Tagebuch zu führen, denn hiermit können in subjektiver Weise verschiedene Eindrücke festgehalten werden. Dabei geht es vor allem um Atmosphäre und Befindlichkeiten, aber auch um das Reflektieren von Erwartungshaltungen oder etwaiger Zweifel. Dem Werkstatt Tagebuch kommt somit die Funktion einer Meta-Ebene zu. Es geht hierbei also darum das Ambiente einer Interviewsituation festzuhalten. Um dies zu gewährleisten sollte das Tagebuch nach Möglichkeit sofort nach Beendigung der Interviewsituation geschrieben werden (vgl. Stöckle 1990: 137f). Ich habe nach jedem Interview meine Eindrücke in einem solchen Werkstatt-Tagebuch festgehalten und diese in die weiter unten folgenden Kurzporträts der interviewten Personen einfließen lassen. Die Aufzeichnungen befinden sich in meinem Privatbesitz.

1.1.1. Probleme der Oral History

(...) Grundsätzlich problematisch ist hingegen der Umstand, dass es sich bei Oral-History-Interviews um nachträglich erzeugte Dokumente handelt – und daher nicht um Quellen im eigentlichen Sinne (Behmer 2008: 17).“

In der Tat sind Vergessen, Selektivität und die nachträgliche (Um-)Deutung des Erlebten oder auch der Versuch einer nachträglichen Sinngebung der eigenen Biografie die Hauptprobleme der Oral History, diese werden aber als Teil des Prozesses berücksichtigt und finden bei Interpretation und Auswertung Beachtung. Neben fehlenden oder ungenauen Erinnerungen können auch bewusste Falschaussagen ein Problem darstellen, denn vielfach neigen Menschen dazu, ihre eigene Rolle zu stilisieren. So wird etwa der eigene Anteil an positiven Ereignissen oder Entwicklungen hervorgehoben, hingegen werden Dinge verschwiegen, welche die betroffene Person in ein schlechtes Licht rücken könnten. Aus diesen Gründen sollten Aussagen von ZeitzeugInnen nicht ungeprüft als historische Fakten hingenommen werden, vielmehr sollten sie als historische Bausteine gesehen werden, in einen größeren Interpretationszusammenhang gestellt und mit zusätzlichem Material konfrontiert werden (vgl. Behmer 2008: 18f).

Im Kontext mit der Migrationsforschung verdienen Besonderheiten was den Feldzugang, aber auch die Entwicklung eines den Lebenssituationen und Umweltbedingungen angemessenen

Forschungsdesigns betrifft, besondere Beachtung. Außerdem muss das Problem der impliziten Vorannahmen und unbewussten Stereotypisierungen reflektiert werden. Beachtung verdienen außerdem interkulturelle Empathie und Sensibilität, aber auch sozialetische Herausforderungen in einem gesellschaftspolitisch stark emotionalisierten Bereich. Aus solchen Rahmenbedingungen können vielfältige Verzerrungen resultieren, welche die Produktion von Forschungsergebnissen nachhaltig beeinflussen und die soziale Distanz vergrößern (vgl. Reinprecht 2006: 23).

„SozialwissenschaftlerInnen finden zur migrantischen Bevölkerung nicht jenen zwanglosen Zugang, der ihnen in Bezug auf die fraglos vertrauten lebensweltlichen Zusammenhänge der eigengesellschaftlichen sozialen Mittelschicht offen steht. Wenn nun der gesellschaftliche Strukturwandel Fragen von Migration und Integration vermehrt in den Vordergrund rückt, besteht die Befürchtung, dass, solange der soziale Abstand nicht reflexiv durchdrungen und aufgebrochen wird, ein selektives und affirmatives Wissen entsteht, das die sozialen Macht- und Ausschließungsverhältnisse zusätzlich aufrecht erhält (Reinprecht 2006: 23).“

1.1.2. Auswertung von Oral History Interviews

Wie bei Mayring (2002) beschrieben, wurden zur Auswertung des Materials zuerst die Interviews transkribiert, um darauf aufbauend anhand meiner Themenschwerpunkte den verschiedenen Gebieten zugeordnet. Mir ging es dabei einerseits darum, Aussagen über Herkunft und soziale Situation in der Türkei herauszufiltern sowie um Aussagen, die konkret mit der Anwerbung zu tun hatten. Zweiter Schritt war die Migration an sich und schließlich die allmähliche Sesshaftwerdung. Außerdem wurden Aussagen über Wohnung und Arbeit, aber auch die soziale Situation betreffend festgehalten. Darauf aufbauend ging es schließlich darum, Aussagen über das Alter festzuhalten sowohl in Form von Zukunftsplänen als auch was tatsächlich gelebte Pläne betrifft. Da aus den gemachten Interviews keine allgemein gültigen Schlüsse gezogen werden können, habe ich mich dazu entschlossen, die Aussagen an den passenden Stellen, illustrierend den Aussagen aus der Literatur, zur Seite zu stellen bzw. wenn nötig auch Widersprüche aufzuzeigen.

Lebensgeschichtliche Interviews eignen sich besonders als Informationsquellen zur Darstellung einer außerhalb allgemein gültiger Texte liegende Realität. In der Geschichtswissenschaft war damit die Entdeckung des Lebens der kleinen Leute verbunden (vgl. Rosenthal 1992: 8).

„Während die Oral-Historians, ErfahrungshistorikerInnen und BiografieforscherInnen dazu neigen, sich in ihren einzelnen Lebensgeschichten zu verlieren, tendieren die StrukturtheoretikerInnen zum Glauben an die Allmacht der Strukturen und die

Machtlosigkeit der Subjekte, und die quantitativen SozialforscherInnen verherrlichen die angeblich objektiven Fakten und insbesondere ihre statistischen Verfahren (Rosenthal 1992: 9).“

Die methodische Konsequenz aus diesem Dilemma ist das oben bereits erwähnte in Beziehung stellen mit anderen historischen Quellen oder Aussagen aus anderen Interviews (vgl. Rosenthal 1992: 12). Dies wurde auch in der vorliegenden Arbeit versucht.

Bei der Verwendung erzählter Lebensgeschichten und deren interpretativer Analyse müssen folgende vier Punkte beachtet werden:

- ✘ Latente Textstrukturen müssen rekonstruiert und mit Selbstdeutungen der erzählenden Person kontrastiert werden.
- ✘ Die Lebensgeschichte muss auch mit dem kontrastiert werden, was sie nicht repräsentiert.
- ✘ Handlungsabläufe müssen rekonstruiert werden, d.h. eine Analyse von sozialem Handeln, das in Erzählungen präsent wird und nicht die Analyse von Intentionen von Subjekten.
- ✘ Versucht werden soll außerdem eine Rekonstruktion des Allgemeinen am konkreten Einzelfall (vgl. Rosenthal 1992: 17).

Die zu interviewenden Personen für Oral History Interviews werden danach ausgesucht, ob sie bestimmte exemplarische Prozesse anschaulich verdeutlichen können (Vgl. Grele 1980: 147). Das auf Tonband aufgezeichnete Gespräch ist dabei das Produkt einer kooperativen Anstrengung von interviewter und interviewender Person und ist somit durch die historischen Perspektiven beider InterviewteilerInnen geformt und organisiert (vgl. Grele 1980: 150). Im Folgenden möchte ich die fünf InterviewpartnerInnen anhand kurzer Porträts vorstellen, damit sich der/die LeserIn ein Bild von ihrer Lebenssituation machen kann.

1.1.3. Portraits der InterviewpartnerInnen

Ali ist 53 Jahre alt. Er wurde in einem kleinen Ort in der Türkei geboren. Seine Herkunftsfamilie umfasste die Eltern, einen Bruder und zwei Schwestern, wobei er der Einzige war, der von zu Hause weg gegangen ist. Er kam 1973 direkt von seinem Dorf nach Österreich, es ging dem keine Binnenmigration in der Türkei voraus. Heute ist er verheiratet und hat zwei erwachsene Töchter, die beide einen Hochschulabschluss haben. Als er von daheim wegging war er 16 Jahre alt. Ali neigt dazu sehr philosophisch zu werden und versuchte über weite Strecken unseres Gespräches mir die Welt zu erklären, daher war es für mich an manchen Stellen schwierig den roten Faden wieder zu finden. Anfänglich war er dem Aufnahmegerät gegenüber skeptisch eingestellt, willigte aber nach kurzer Überredung und der Zusicherung der Anonymität doch zur Aufzeichnung ein. Er spricht gebrochen Deutsch, wobei er Hochdeutsch mit Dialekt vermischt, was nicht immer leicht zu verstehen ist. Im Laufe des Gespräches merkte er auch an, dass er wenn ich Türkisch könnte oder eine/n DolmetscherIn hätte, er viel mehr erzählen könnte. Wie er sich die Zeit seiner Pension vorstellt, kann er zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht sagen, auch weil er mir zu verstehen gibt, dass das keineswegs seine Entscheidung sei, sondern Allah ihm den richtigen Weg zeigen werde. Später merkt er aber an, er könne sich die Praxis einer Pendelmigration vorstellen (vgl. Werkstatt-Tagebuch; Ali, 13. April 2010).

Metin ist 1949 in der Türkei geboren und arbeitet seit 39 Jahren bei der gleichen Firma. Die Herkunftsfamilie umfasste sieben Kinder, drei Brüder und drei Schwestern, die Mutter, die heuer 100 Jahre alt wird und den Vater. Zwei Brüder waren vor ihm nach Deutschland gegangen, er selbst kam 1971 nach Vorarlberg. Die Brüder sind 1982 in die Türkei zurückgekehrt. Er selbst kam aus Eigeninitiative nach Vorarlberg, ging zu einer Firma, wo bereits Bekannte beschäftigt waren und fragte um Arbeit. 1973 heiratete er in der Türkei, seine Frau holte er wenig später nach. Das Paar hat drei Söhne, die alle in Österreich leben und hier verheiratet sind. Wichtig ist ihm gut zu leben, sparen will er nicht. Für die Pension, die in einem Jahr beginnt, kann er sich die Praxis einer Pendelmigration vorstellen, eine völlige Rückkehr in die Türkei kommt für ihn nicht in Frage. Für ihn ist Österreich zur Heimat geworden. Metin spricht Dialekt, er ist für mich sehr gut verständlich, er war auskunftsfreudig und beantwortete meine Fragen bereitwillig, neigte aber nicht zu ausschweifenden Erzählungen (vgl. Werkstatt-Tagebuch; Metin, 13. April 2010).

Kemal wurde 1941 in Yosgad, in Zentralanatolien geboren. Er war Bauer in der Türkei und ging 1968 mit seinem Schwager nach Frankreich, hier blieb er ein Jahr, dann wollte er entweder zurück in die Türkei oder nach Deutschland. 1970 kam er illegal nach München, schließlich kam er über Lindau nach Vorarlberg, wo er ein oder zwei Jahre lang in einer Art Scheune ohne fließendes Wasser und Sanitäreinrichtungen wohnte. Gearbeitet hat er in dieser Zeit für 12 Schilling die Stunde, die Miete kostete 80 Schilling. 1972 wechselte er die Firma und bekam das Doppelte bezahlt. Eigentlich wollte er nur so lange bleiben, bis er sich einen Traktor für seine Landwirtschaft in der Türkei kaufen konnte. 1978 hat er geheiratet. Kemal sagt immer, er würde gerne zurück gehen, hat diesen Traum bisher jedoch nicht verwirklicht, obwohl er seit 1995 in Pension ist, findet aber stets Gründe für Heimaturlaube. Er war vorher schon einmal verheiratet und hat aus dieser Ehe eine Tochter, die in der Türkei lebt. Das Gespräch findet bei Kemal und Alev zu Hause statt. Da die beiden nur schlecht deutsch sprechen bzw. diese Sprache nicht gerne praktizieren übersetzt der Sohn. Außer den beiden Interviewpartnern waren die Interviewerin, eine Kontaktperson, der Sohn des Ehepaars und dessen Freundin beim Gespräch anwesend, was eine lockere Atmosphäre schuf. An diesem Gespräch wurde deutlich, dass die Sprache ein großes Problem darstellt und sich ehemalige ‚GastarbeiterInnen‘ auf Deutsch nicht annähernd so frei ausdrücken können wie in ihrer Muttersprache (vgl. Werkstatt-Tagebuch; Kemal, 16. Mai 2010).

Alev wurde 1954 in Ürgüp (Kappadokien) geboren. Sie ist mit Kemal verheiratet, sie kam 1979 nach Vorarlberg, 1978 hatte sie Kemal geheiratet. In der Türkei hatte sie ungefähr fünf Jahre lang ein Geschäft, einen Supermarkt. In Österreich war sie stets Hausfrau und Mutter, ihr Mann wollte nicht, dass sie arbeiten geht. Sie sagt sie habe diesen Mann geheiratet, weil er in Europa war, sie habe sich das Leben hier anders vorgestellt, am Anfang fiel ihr das Bleiben hier sehr schwer. Sie träumt im Gegensatz zu ihrem Mann nicht davon zurückzukehren, weil sie bei ihren Kindern sein will, in der Türkei hat sie aus erster Ehe zwei Kinder. Alev und Kemal haben zwei Töchter und einen Sohn. Sie hat sich an dem Ort in Österreich, an dem sie 30 Jahre mit ihrer Familie gelebt hat sehr wohl gefühlt, vor einem Jahr ist die Familie umgezogen. Sie setzt sich erst etwas später an den Tisch, war zuerst noch in der Küche beschäftigt. Später serviert sie türkischer Brot und Tee, sowie Nüsse. Die Familie ist sehr gastfreundlich und gibt bereitwillig Auskunft. Nachdem der Sohn das Gespräch übersetzt hat und meist in der dritten Person wiedergab, was seine Eltern sagten, sind die Zitate von Alev und Kemal, die weiter unten verwendet wurden in eben dieser dritten Person gehalten (vgl. Werkstatt-Tagebuch; Alev, 16. Mai 2010).

Faruk wurde am 1. Januar 1960 in einem kleinen Dorf in Ostanatolien geboren. Mit 16 ging er nach Istanbul, wo er einige Jahre arbeitete. Dort hatte er auch ein eigenes Geschäft, das er aber wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten aufgeben musste. 1989 kam er nach Vorarlberg, die Familie – die Frau und zwei Kinder - blieb in Istanbul und kam 1992 nach. Faruk reiste als Tourist nach Österreich ein, eigentlich, um einen Verwandten zu besuchen, blieb aber, nachdem er schnell Arbeit fand hier. Seit 1992 wohnt die Familie, die mittlerweile drei Töchter hat, im selben Haus. Den Kontakt zur Türkei pflegt das Ehepaar durch jährlich mehrmals stattfindende Urlaubsfahrten in die Türkei. An diesem Beispiel wird klar, dass auch Menschen, die erst später nach Österreich gekommen sind, eine ähnliche Geschichte zu erzählen haben wie jene, die bereits länger hier sind. Es bleibt auch hier das Gefühl einer Zerrissenheit. Das Gespräch fand bei Faruk im Garten statt, anfänglich hatte auch er Vorbehalte gegenüber dem Tonband, willigte aber schließlich in die Aufnahme ein. Seine Frau wollte wegen ihrer schlechten Deutschkenntnisse nicht beim Gespräch dabei sein. Er zeigte sich ebenfalls sehr gastfreundlich und servierte mir türkisches Essen und Getränke (vgl. Werkstatt-Tagebuch; Faruk 25. Mai 2010).

2. Überblick über den Forschungsstand zum Thema ‚GastarbeiterInnen‘

Der Umstand, dass es in einigen mitteleuropäischen Ländern seit Anfang der fünfziger Jahre eine Arbeitskräfteknappheit gab, führte dazu, dass die betroffenen Regierungen mit verschiedenen Ländern Anwerbeabkommen schlossen. Die Türkei ihrerseits befand sich in einer schwierigen Wirtschaftslage und sah die Lösung dieses Problems in einer staatlich gelenkten Wirtschaft. Österreich schloss 1964 ein Anwerbeabkommen mit der Türkei (vgl. Hunn 2005).

Erste Forschungen zum Thema Arbeitsmigration gab es bereits in den 1970er Jahren, etwa Alber und Gehmacher haben schon früh damit begonnen, dieses Themengebiet zu erforschen. Sie betonen, dass es schon immer Zuwanderungen in Ballungsräume und große Städte gegeben habe und wir es hier keineswegs mit einem neuen Phänomen zu tun hätten. Als neu bezeichneten die beiden Autoren allerdings die Auffassung, es handle sich bei ‚GastarbeiterInnen‘ um Lückenbüßer, welche wenn sie nicht mehr benötigt würden, in ihre Herkunftsländer zurückkehren würden (vgl. Alber, Gehmacher 1973). Die Migrationsmotive der ArbeitsmigrantInnen aus der Türkei blieben stets heterogen, verallgemeinert kann aber gesagt werden, dass sich die Menschen erhofften in der Fremde das zu finden, was sie in ihrer Heimat nicht bekommen konnten (vgl. Hunn 2005).

Was die Herkunft der ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ betrifft kommen verschiedene Studien zu unterschiedlichen Ergebnissen, Bozkurt (2009) etwa stellt fest, es handle sich bei denjenigen TürkInnen, die in den ersten Jahren nach Deutschland und Österreich gekommen sind, hauptsächlich um Menschen aus ländlichen Gebieten (vgl. Bozkurt 2009). Abadan (1964) hingegen stellt fest, dass gerade die türkischen ‚GastarbeiterInnen‘, welche anfangs nach Mitteleuropa kamen, vermehrt aus Großstädten stammten, hier muss aber angemerkt werden, dass dem meist eine Binnenmigration vom Land in die Stadt vorausging. Die wenigsten ArbeitsmigrantInnen hatten vor der Migration ihren ständigen Wohnsitz in Dörfern gehabt (vgl. Hunn 2005)

Der 1973 verhängte Anwerbestopp, der zu einer Verringerung der ausländischen Bevölkerung führen sollte, verfehlte seine Wirkung und führte im Gegenteil zu einer Sesshaftwerdung und zu einem verstärkten Familiennachzug, was dazu führte, dass viele der ehemaligen

‚GastarbeiterInnen‘ nunmehr auch ihren Ruhestand in Österreich verbringen (vgl. Hunn 2005). Im Folgenden werde ich auf die einzelnen hier angeführten Punkte näher eingehen.

2.1. Annäherung an den Begriff der Migration

Am Anfang dieser Arbeit soll die Frage beantwortet werden, was unter Migration zu verstehen ist bzw. auch welche Herausforderungen sie für die betroffenen Menschen mit sich bringt.

Klar ist jedenfalls:

„During the last decade it has become more than clear to historians working in the field of migration that this phenomenon has to be regarded as a normal and structural element of human societies throughout history (Lucassen, Lucassen 1999: 9).“

Bei einer internationalen Migration, um die es im Folgenden gehen wird, verlassen die Menschen, im Gegensatz zur Binnenmigration, ihr Land, um auf mehr oder weniger exakt bestimmte Zeit, in einem anderen Staat zu leben. Der Prozess der Migration an sich beginnt unter Umständen schon lange vor der eigentlichen Ausreise und endet auch nicht mit der Ankunft in einem neuen Land, wie es bei der klassischen Ein- und Auswanderung (Immigration/Emmigration) der Fall wäre (Vgl. Steinhilber 1994: 26). Aus dieser Perspektive wird der MigrantInnenstatus nur dann aufgehoben, wenn sich die Zugewanderten entscheiden, sich für immer im Ankunftsland niederzulassen und dies mit der Annahme der neuen Staatsbürgerschaft belegen. Ohne diesen expliziten Schritt, ist selbst bei der Entscheidung für immer zu bleiben, nach etwa in Deutschland gültiger Rechtslage, ein gesicherter Daueraufenthalt nicht gewährleistet, obwohl man de facto eingewandert ist. Auf der anderen Seite kann der Zustand der Migration dadurch aufgelöst werden, dass konkrete Rückkehrpläne gefasst und auch ausgeführt werden (vgl. Steinhilber 1994: 27).

Für ArbeitsmigrantInnen gilt zumeist, dass sie deshalb ihr Land verlassen, weil durch die besseren Lohnbedingungen Ersparnisse angelegt werden können und so die Existenzgrundlage im Herkunftsland verbessert bzw. eine solche aufgebaut werden kann (vgl. Bade 1994: 42).

Einer solchen Migration liegt zumeist eine feste Rückkehrabsicht zugrunde, die in manchem Fall beendet wird, wenn das angesparte Kapital für eine Realisierung der für eine Rückkehr gesteckten Ziele reicht. ArbeitsmigrantInnen nehmen aus diesen Gründen und um ein hohes Lohnniveau zu erreichen auch die härtesten Arbeitsbedingungen in Kauf. Außerdem verzichten sie, zumindest anfänglich auf Konsum, um den Geldtransfer ins Herkunftsland möglichst hoch zu halten. Da aber die Lebenshaltungskosten im Aufnahmeland meist höher sind, als im Herkunftsland kommen in der Regel nicht ganze Arbeiterfamilien, sondern vorwiegend männliche Einzelwanderer im besten Erwerbsalter von 20 bis 40 Jahren. Aus diesem Grund war die Erwerbsquote unter den ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ im Vergleich mit der Aufnahmegesellschaft sehr hoch (vgl. Bade 1994: 42).

2.2. Zuwanderung nach Österreich ab den 1960er Jahren

In Österreich kam es ab den 1960er Jahren zu einer Zuwanderung, die sich vor allem aus ‚GastarbeiterInnen‘ verschiedener Herkunft zusammensetzte. Somit ist Österreich seit den 1960er Jahren de facto zum Einwanderungsland geworden. Von 1951 bis 2001 war die Bevölkerung um 1,13 Millionen gestiegen, dies ist überwiegend auf die starke Zuwanderung ab den 1960er Jahren zurückzuführen. 1961 stellte die ausländische Wohnbevölkerung mit 100 200 Personen gerade 1,4 Prozent der österreichischen Bevölkerung, bereits 1973/74 war dieser Anteil auf 4,1 Prozent, also 300 000 Menschen, angestiegen (vgl. Hahn 2007: 184).

Den Großteil dieser ZuwandererInnen bildeten die seit den 1960er Jahren aktiv angeworbenen ArbeitsmigrantInnen vor allem aus der Türkei (Anwerbeabkommen 1964) und aus dem ehemaligen Jugoslawien (1966). Verglichen mit anderen europäischen Ländern war Österreich erst relativ spät mit einem Arbeitskräftemangel konfrontiert. Ähnlich wie das in Deutschland der Fall war, gab es auch hier kein Interesse an einer Integration oder an einer permanenten Niederlassung der sogenannten ‚GastarbeiterInnen‘. Zunächst wurden die zwischen Österreich und den Anwerbeländern vereinbarten Kontingente kaum ausgeschöpft. Erst ab 1969 stieg die Zahl der ‚GastarbeiterInnen‘ rasch an und erreichte 1973 mit 226 800 Personen einen ersten Höhepunkt. Im Jahr 1974 folgte der Anwerbestopp – zehn Jahre später war die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte um rund 40 Prozent auf 138 700 Personen gesunken. Der Anwerbestopp führte aber gleichzeitig dazu, dass sich ein Teil der angeworbenen Arbeitskräfte in Österreich niederließ, außerdem zogen Familien sowie andere Verwandte, aber auch Freunde nach (vgl. Hahn 2007: 184).

„In der Zweiten Republik wurden Zuwanderung und Arbeitsmarkt durch die kooperative Interessenspolitik von Staat, Gewerkschaft und Unternehmerverbänden gelenkt. Dieses für Österreich typische sozialpartnerschaftliche System der Zuwanderungs- und Arbeitsmarktregulierung wurde 1993 von einem Quotensystem abgelöst, das Neuzuzüge wesentlich erschwerte. (...) Die Einführung dieses Aufenthaltsgesetzes markierte eine Zäsur in der bis dahin relativ offen gehandhabten Zuwanderungspolitik (Hahn 2007: 186).“

Aufgrund von gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen gestaltete sich die Integration von ZuwanderInnen in Österreich nach 1945 sehr schwierig. Etwa in der verstaatlichten Industrie, aber auch im öffentlichen und kommunalen Dienst zeigte sich, dass Postenvergabe und Aufstiegschancen stark von parteipolitischen und gewerkschaftlichen Interessen geprägt waren, wobei die Unterbringung der ‚eigenen‘ Leute im Vordergrund stand. Dieser Umstand machte diese Systeme für ZuwanderInnen weit weniger durchlässig als das etwa in anderen europäischen Ländern der Fall war. Ähnliches galt für den Wohnungsmarkt, wo ZuwanderInnen vor allem im Bereich des öffentlich geförderten Mietwohnungssegments ausgegrenzt blieben. Außerdem erschwerte das bestehende Staatsangehörigkeitsgesetz, welches auf dem ‚ius sanguinis‘ basiert, die rechtliche Integration, aber auch die Zugangschancen im beruflich-sozialen, aber auch im Bildungsbereich. Trotz des seit den 1990er Jahren in der Migrationspolitik bestehenden Integrationsvorranges bestehen nach wie vor zahlreiche soziale und rechtliche Integrationsbarrieren. So lassen sich zwar in Städten wie Wien, Salzburg, Linz oder Graz keine separaten Stadtbezirke für AusländerInnen feststellen, innerhalb städtischer Billigwohngebiete ist aber entlang von Wohnblocks und Vierteln durchaus eine Segregation auszumachen. Auch was den Freizeit- und sozialen Bereich betrifft sind die Überschneidungen und Kontakte zwischen ZuwandererInnen und Einheimischen begrenzt (vgl. Hahn 2007: 186).

„Die fehlende Bereitschaft der österreichischen Bevölkerung, sich mit MigrantInnen und MigrantInnen, deren Lebens- und Arbeitsbedingungen, deren Kultur und Religion intensiver auseinanderzusetzen, hat zur Folge, dass Integration von Zuwanderern zwar verlangt wird, die Einheimischen im Alltag aber wenig dazu beitragen (Hahn 2007: 187).“

Im europäischen Vergleich sieht die Situation folgendermaßen aus: 1970 lag die Zahl türkischer Staatsangehöriger in West-, Mittel-, und Nordeuropa bei 430 000, 2002 war sie auf 3,2 Millionen angestiegen. Wobei sich die Aufteilung folgendermaßen vollzieht:

✗ Deutschland: 1,9 Millionen

- ✘ Niederlande und Frankreich: je etwa 300 000
- ✘ Österreich: 140 000
- ✘ Schweiz: 80 000
- ✘ Großbritannien: 73 000
- ✘ Belgien: 70 000
- ✘ Dänemark: 37 000
- ✘ Schweden: 36 000

Hierbei scheinen jene InländerInnen türkischer Herkunft, welche mittlerweile die Staatsangehörigkeit des jeweiligen Aufnahmelandes angenommen bzw. mit der Geburt automatisch erhalten haben, nicht auf.

Der überwiegende Teil dieser Menschen ist aus ökonomischen Motiven im Zuge der selektiven, als zeitlich befristet geplanten und staatlich gelenkten Arbeitskräfteanwerbung in West-, Mittel-, und Nordeuropa seit Ende der 1950er Jahre zugewandert oder stammt von diesem ArbeitsmigrantInnen ab (vgl. Karakaşoğlu 2007: 1054).

Die Wanderungsmotive türkischer ArbeitsmigrantInnen blieben stets heterogen, es fanden sich unter ihnen sowohl arbeitslos gewordene LandarbeiterInnen, als auch GrundschullehrerInnen oder Kleingewerbetreibende. Zwischen 1966 und 1973 waren aufgrund von Schulbildung und beruflicher Tätigkeit 30 Prozent der türkischen ‚GastarbeiterInnen‘ qualifizierte Arbeitskräfte. In den Aufnahmeländern wurden aber auch diese Menschen vorwiegend als Un- bzw. Angelehrte beschäftigt, was zu einer Unterschichtung der einheimischen Arbeitnehmerschaft führte. Neben der staatlichen Lenkung der Zuwanderung zeichnete sich die Anwerbephase aber auch durch die namentliche Anforderung von Arbeitskräften durch die ArbeitgeberInnen selbst aus. Daneben bemühten sich auch die ArbeitnehmerInnen ihrerseits persönlich um Arbeitsverträge in Betrieben, in denen bereits Verwandte oder Bekannte tätig waren. Dies führte zur Rekonstruktion von landsmannschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen in den Aufnahmeländern und schließlich auch zur Bildung von MigrantInnennetzwerken.

Der türkische Staat seinerseits unterstützte diese Arbeitskräftewanderung, weil man sich wegen eines rapiden Bevölkerungswachstums (2,7 Prozent im Jahr 1965) und einer hohen Arbeitslosenquote, vor allem eine Entlastung des heimischen Arbeitsmarktes, verbunden mit einem Devisentransfer, erhoffte. Zwischen 1963 und 1973 kam die Hälfte aller angeworbenen ArbeitnehmerInnen aus den acht wirtschaftlich am weitesten entwickelten Provinzen im Westen und Norden der Türkei. Hierzu gehören auch die drei größten Städte des Landes – Ankara, Izmir und Istanbul. Nur ein Prozent stammte hingegen aus den unterentwickelten

Provinzen im Südosten der Türkei. Hierbei darf allerdings nicht vergessen werden, dass viele der angeworbenen Arbeitskräfte dem gerade erst entwickelten städtischen Subproletariat entstammten, das sich aufgrund der durch die rapide Mechanisierung der Landwirtschaft ausgelöste Binnenmigration aus den ländlichen Regionen, insbesondere Zentral- und Südanatoliens Mitte der 1950er Jahre, entwickelt hatte.

Die Lebensverhältnisse der Menschen in den sie anwerbenden Ländern waren geprägt von großer Sparsamkeit, bei gleichzeitig hohen Devisenüberweisungen und insgesamt ärmlichen Bedingungen (vgl. Karakaşoğlu 2007: 1055).

„Die ständig verlängerten Aufenthalte der türkischen Arbeiter und der Nachzug von Familienangehörigen konsolidierte die Gruppe. Die von den Anwerbstopps geprägte Migrationspolitik der europäischen Länder verstärkte unbeabsichtigt diese Konsolidierungsmuster, da eine legale Zuwanderung aus der Türkei nur mehr über Familiennachzug oder Asylantrag möglich war (Karakaşoğlu 2007: 1055).“

Die Familienzusammenführung erwies sich als Grundvoraussetzung für die Entwicklung heterogener Bevölkerungsstrukturen und die Herausbildung spezifischer türkischer MigrantInnenkulturen. Mit dem Zuzug vor allem von Ehefrauen ergab sich einerseits eine Angleichung der Geschlechterproportionen an diejenigen der Aufnahmeländer, andererseits veränderten sich auch die innerfamiliären sozialen Beziehungen. Außerdem stellte die Eingliederung der Kinder von ZuwanderInnen in die Schul- und Ausbildungssysteme eine neue Herausforderung dar. Mit zunehmender Verfestigung des Aufenthalts im Aufnahmeland, rückten Anpassungsprobleme der ZuwanderInnen an die Mehrheitsgesellschaft immer mehr ins Visier der öffentlichen Aufmerksamkeit, wobei diverse Schwierigkeiten überwiegend als fehlende Integrationsbereitschaft interpretiert wurden. Anfang der 1990er Jahre manifestierte sich etwa in Deutschland bereits eine wachsende AusländerInnenfeindlichkeit, die sich insbesondere als TürkInnenfeindlichkeit äußerte (vgl. Karakaşoğlu 2007: 1056f).

Ein Indiz für die allmähliche Sesshaftwerdung der zugewanderten TürkInnen ist neben einigen anderen die Entwicklung einer dichten Vereinsstruktur, wobei sich die europäischen Verbandszentralen zumeist in Deutschland und hier vor allem in Berlin und Köln befinden. Die Vereine selbst weisen zunehmend Heterogenität in Zielgruppen und Zielsetzungen auf. Hierbei haben sich neben den klassischen ArbeiterInnenkulturvereinen zunehmend Vereine türkischer UnternehmerInnen, Vereine türkischer AkademikerInnen und eine Vielzahl religiös motivierter Verbände etabliert, welche das ganze Spektrum der islamischen Religiosität abdecken. Daneben haben sich auch politische Interessensvereine entwickelt, die sich an das deutsche Parteiensystem anlehnen (vgl. Karakaşoğlu 2007: 1058).

„Die ethnische Vereinsbildung hat ebenso wie die Unternehmensgründung und der Erwerb von Wohneigentum einen durchaus ambivalenten Charakter im Blick auf den Integrationsprozess. So verweisen Vereinsgründungen einerseits auf eine Anpassung an die pluralistischen Vergesellschaftungsformen der Mehrheitsgesellschaft. Andererseits stützen sie die Persistenz ethnischer Enklaven und ermöglichen einem Teil der Mitglieder handlungsfähig zu bleiben, ohne die Sprache der Mehrheitsgesellschaft zu erlernen und sich in deren soziale Strukturen einzufinden. Die Selbstständigen beweisen in der ethnischen Nischenökonomie einerseits einen auf das Zuwanderungsland gerichteten Unternehmergeist mit entsprechender Risikobereitschaft, unterstützen damit jedoch ebenfalls die ethnische Enklavenbildung. Ähnliches gilt für den Hauserwerb in bereits bestehenden ethnischen Wohnvierteln. Einerseits stabilisiert das hier entstehende und sich erhaltene ‚Wir‘-Gefühl den einzelnen und gibt ihm Geborgenheit, andererseits verstärkt es die Wahrnehmung von Differenz zwischen Einheimischen und Zugewanderten auf beiden Seiten (Karakasoğlu 2007: 1058).“

Andererseits könnte aber auch davon ausgegangen werden, dass die zunehmende Zahl an Studierenden, PolitikerInnen, Selbstständigen und Kulturschaffenden türkischer Herkunft deutlich auf eine gelungene Integration verweisen. Dennoch darf nicht vergessen werden, dass sich in allen Einwanderungsländern die Bildungs- und Ausbildungssituation der Kinder und Jugendlichen sowie die Wohnsituation und die Arbeitsmarktlage als problematisch darstellt. Daneben gehören TürkInnen in allen Aufnahmeländern zu den am meisten von Armut betroffenen Bevölkerungsgruppen. Hier zeichnet sich ab, dass sich der von der ‚GasarbeiterInnenanwerbung‘ geprägte niedrige soziale Status auf die Aufstiegschancen der nächsten Generation negativ auswirkt (vgl. Karakasoğlu 2007: 1060).

„Von einer selbstverständlichen Integration der türkischen Zuwanderer im Generationenverlauf kann nicht ausgegangen werden. Das im Vergleich zu anderen Zuwanderergruppen besonders endogame Heiratsverhalten begünstigt die Bildung einer ethnischen Gemeinschaft. Darüber hinaus weicht die anhaltende Migration im Rahmen von Familiennachzug, vor allem als Heiratsmigration, die Einteilung der Migrantengesellschaft in eine erste, zweite und dritte Generation auf und sorgt für stetig neue ‚erste Generationen‘. Diese Neuzuwanderer verfügen bei ihrer Einreise nicht über deutsche Sprachkenntnisse. Ihre Alltagssprache und damit auch die Sprache, in der sie ihre Kinder erziehen, ist Türkisch (Karakasoğlu 2007: 1060).“

Aus diesen diversen oben geschilderten Gründen kann nicht von einer abgeschlossenen Integration gesprochen werden. Das zeigt auch die Tatsache, dass EinwandererInnen türkischer Herkunft in allen europäischen Aufnahmeländern zum urbanen Subproletariat gehören. Dies hat zur Folge, dass sie auf dem Arbeits-, Wohn- und Bildungsmarkt nicht nur gegenüber der Mehrheitsgesellschaft, sondern auch gegenüber vielen anderen Minderheitengruppen benachteiligt sind. Trotzdem weist aber gerade diese Gruppe im Vergleich mit anderen ArbeitsmigrantInnen der Nachkriegsära besonders hohe Bleibezahlen in den Aufnahmeländern und eine ausgeprägte Bleibeorientierung auf. Daneben bleiben aber

auch Elemente der Identifikation mit der Herkunftskultur erhalten, obwohl das Interesse an Kultur und Politik der Türkei im Generationenverlauf deutlich abnimmt (vgl. Karakaşoğlu 2007: 1060).

„Im Integrationsprozess gewinnen ethno-religiöse Abgrenzungen von der Aufnahmegesellschaft eine besondere, identitätsstiftende Bedeutung, auch wenn sie von der Folgegeneration neu interpretiert und somit zu einer eigenständigen (türkischen) Migrantenkultur weiterentwickelt werden. Dieser Dualismus ist wohl das prägnanteste Kennzeichen der Lebensorientierung einer Vielzahl türkischer Einwanderer. Vor allem in Deutschland haben sich die Türken als sichtbare Minderheit etabliert. Ihre materiellen Zeugnisse gehören zum Bild der Großstädte – angefangen von den türkischen Imbissen und Spezialitätengeschäften bis zu Moscheegebäuden osmanischen Baustils (Karakaşoğlu 2007: 1060).“

2.3. Was ist zu verstehen unter dem Begriff ‚GastarbeiterInnen‘

Nach Hunn (2005) bezeichnet der Begriff ‚GastarbeiterIn‘ diejenigen ausländischen Arbeitskräfte, die von der Mitte der fünfziger Jahre bis zum Anwerbestopp 1973 in diesem Fall von der bundesdeutschen Wirtschaft angeworben wurden. Anfangs diente dieser Begriff der positiven Abgrenzung gegenüber dem historisch belasteten Begriff ‚FremdarbeiterIn‘, erlangte aber später als aus den ‚GastarbeiternInnen‘ EinwandererInnen wurden, pejorative Bedeutung (vgl. Hunn 2005: 9).

Die Aufnahme von ‚GastarbeiterInnen‘ in westlichen Ländern war in den allermeisten Fällen durch arbeitsmarktpolitische Ziele bedingt. ‚GastarbeiterInnen‘ deckten jenen Arbeitskräftebedarf, der mit inländischen Arbeitskräften nicht gedeckt werden konnte. Ziel war es dabei, den Mangel an Arbeitskräften auszugleichen und nicht einheimische Arbeitskräfte zu verdrängen (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 13).

Festzuhalten ist aber auch:

„Zuwanderungen, insbesondere in Ballungsräume und große Städte, hat es immer gegeben – keine Großstadt wäre aus ‚eigenen Geburtenüberschüssen‘ entstanden. Und auch Einwanderer fremder Nationalität stellen kein Spezifikum dar. Gerade Wien blickt auf eine multinationale Zuwanderung größten Umfangs zurück. Doch neu ist die weit verbreitete und auch vielen Regelungen inhärente Auffassung, dass es sich bei den Gastarbeitern nur um ‚Lückenbüßer‘ handle, um eine temporäre Bedarfsdeckung, die jederzeit – und vermutlich demnächst – wieder rückgängig gemacht werden könne (Alber, Gehmacher 1973: 12).“

Interessant ist, dass bereits 1973 beklagt wurde, man beschäftige sich von offizieller Seite nur sehr zögerlich mit den zum Großteil bereits ansässig gewordenen GastarbeiterInnen. Dies

wurde unter anderem damit erklärt, dass man die Herkunftsländer nicht vor den Kopf stoßen wolle, die ihre Hoffnungen darauf setzten, dass die ausgesandten GastarbeiterInnen nach einigen Jahren als geschulte IndustriearbeiterInnen zurückkehren würden, um somit die eigene Industrialisierung voranzutreiben. Die Idee, wertvolle BürgerInnen zu verlieren, hätte diese Länder womöglich beunruhigt (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 12).

Die soziale Lage der ‚GastarbeiterInnen‘ in der ersten Hälfte der 1960er Jahre war von allen Seiten von der Vorstellung geprägt, dass ihr Aufenthalt, ob kürzer oder länger, aber jedenfalls vorübergehend war. Hiervon gingen sowohl Behörden und Arbeitgeber, aber auch die ArbeitsmigrantInnen selber aus. Daher bestand die ‚Gastarbeiterpopulation‘ anfänglich vor allem aus zwanzig- bis vierzigjährigen Männern, die in der Regel allein und ohne Familie ihre Länder verlassen hatten, wobei sie von der Absicht gekennzeichnet waren, bald wieder in ihre Heimat zurückzukehren, womit auch die Bindung an diese entsprechend eng blieb (vgl. Herbert 1986: 199).

Der Umfang der GastarbeiterInnenbeschäftigung in Österreich wurde anfänglich durch folgende Mechanismen bestimmt:

- ✘ Die Größe der festgelegten Kontingente.
- ✘ Die Anzahl der Einzelgenehmigungen.
- ✘ GastarbeiterInnen, die ohne Genehmigung arbeiteten – dies aber nur in geringem Ausmaß (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 15).

Was ihre Herkunft betrifft, kamen zumindest am Beginn der GastarbeiterInnenbeschäftigung drei Viertel der GastarbeiterInnen, die aus der Türkei stammten, aus der Landwirtschaft, 63 Prozent hatten vorher ihre engere Heimat noch nie verlassen, sie wagten also die Reise nach Österreich ohne vorherige Industrieerfahrung, (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 17).

„Freilich hatte der Großteil schon versucht, Arbeit außerhalb der Landwirtschaft zu finden – was aber in den türkischen Dörfern meist nur die Bemühung um Gelegenheitsarbeiten, vorwiegend auch an Baustellen, bedeutet hatte. Aus diesen Strukturdaten geht deutlich hervor, dass derzeit der größte Teil der nach Österreich kommenden Gastarbeiter über keinerlei Erfahrung in der modernen Arbeitswelt verfügt (Alber, Gehmacher 1973: 17).“

Auch Bozkurt (2009) stellt fest, dass es sich bei den in der ersten Dekade nach Deutschland gekommenen GastarbeiterInnen vor allem um Menschen aus ländlichen Gegenden mit Pflichtschulabschluss gehandelt habe. Diese Voraussetzungen erschwerten es den Menschen, die anfänglich vor allem in der Industrie beschäftigt waren, am Arbeitsmarkt in höhere

Positionen aufzusteigen (vgl. Bozkurt 2009: 32). Eine Stichprobenuntersuchung, die im Herbst 1963 durchgeführt wurde und sich ebenfalls mit der Herkunft der türkischen ‚GastarbeiterInnen‘ beschäftigte, kam zu einem anderen Ergebnis. Im Kapitel ‚Herkunft der ArbeitsmigrantInnen‘ wird darauf näher eingegangen.

Besser qualifizierte GastarbeiterInnen zogen es vor, von Österreich in die Bundesrepublik Deutschland weiterzuwandern, weil dort die Lohnangebote besser waren. Daneben waren in Österreich die ‚GastarbeiterInnen‘ wesentlich stärker auf jene Wirtschaftsbereiche konzentriert, in denen vorwiegend Saison- und Hilfskräfte benötigt wurden. Jene ‚GastarbeiterInnen‘, die nach Österreich eingewandert waren, hatten sich bereits von ihrer alten Heimat gelöst und waren somit auch bereit, bei besserem Angebot nach Deutschland weiterzuwandern. Dennoch hatte in der Realität nur etwa ein Drittel der hier ansässig gewordenen ‚GastarbeiterInnen‘, bei günstigerer Gelegenheit Österreich wieder verlassen (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 17-19). Als Gründe warum viele ‚GastarbeiterInnen‘ Österreich Deutschland vorzogen, nennen Alber und Gehmacher folgende:

- ✘ Die räumliche Nähe zur Heimat, die auch für TürkInnen noch zur Geltung kommt und so Kurzurlaube möglich macht.
- ✘ Die kulturelle Nähe, die vor allem für Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien spürbar ist.
- ✘ Klima und Landschaftsbild entsprächen hier eher jenem in den Heimatländern.
- ✘ Die österreichische Lebensweise liege den ‚GastarbeiterInnen‘ näher, weil es hier eine geringere Überschätzung von Leistung und Erfolg gebe und das Gewicht stärker auf Lebensqualität und soziale Sicherheit gelegt werde.
- ✘ Die EinwanderInnen hatten das Gefühl, dass es in Österreich ihnen gegenüber eine größere Toleranz gebe und dass die Voraussetzungen für eine Einwanderung hier besser seien, als in Deutschland (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 20).

Betrachtet man die ‚Gastarbeit‘ historisch-strukturell, so war sie eine spezifische Form internationaler Migration, die sowohl für die ökonomischen Interessen der Herkunfts- als auch der Zielländer zweckmäßig war. Somit wurde einerseits überzählige Arbeitskraft exportiert bzw. fehlende Arbeitskraft importiert. Andererseits diente dieser Mechanismus

dazu, manifeste oder latente Spannungen wie Unterbeschäftigung, Arbeitslosigkeit oder Statusinkonsistenzen abzubauen (vgl. Reinprecht 2006: 33f).

Anfangs erfolgte die Zuwanderung von ArbeitsmigrantInnen nach dem so genannten Rotationsprinzip. Aus dieser Sicht war die randständige Positionierung am Arbeitsmarkt sowie in der Gesellschaft funktional und entsprach der Orientierung am wirtschaftlichen Nutzenprinzip, aber auch dem Bedürfnis nach ständiger Kontrolle. Die meisten ‚GastarbeiterInnen‘ konnten sich mit dieser Situation arrangieren, da die Migration auch für sie ein befristetes Projekt darstellte, wobei die Rückkehr in die Heimat einen fixen Orientierungspunkt darstellte. Aber sowohl das Rotationsprinzip als auch der Wunsch nach Rückkehr stellten sich als fiktional heraus, die Unternehmen profitierten mehr von dauerhaften Beschäftigungsverhältnissen und der Wunsch nach Rückkehr wurde von der Realität des Bleibens eingeholt. Ein Teil der ArbeitsmigrantInnen wanderte zwar im Laufe der Zeit zurück in die Herkunftsländer, für viele wurde Österreich aber zum Lebensmittelpunkt, es wurden Haushalte und Familien gegründet, zurückgebliebene Familienangehörige wurden nachgeholt. Immer mehr nahmen die österreichische Staatsbürgerschaft an. Im öffentlichen Bewusstsein blieb jedoch die vorübergehende Orientierung am ‚Gast‘-Status der ArbeitsmigrantInnen trotz Aufenthaltsverfestigung und zunehmenden Einbürgerungen fix eingeschrieben (vgl. Reinprecht 2006: 34).

„Das Festhalten an diesem überholten Muster definierte jahrzehntelang das politische Handeln, stabilisierte die ethnozentristischen Schließungsmechanismen in Gesellschaft und Arbeitsmarkt (strukturelle Benachteiligung aufgrund des Inländerprimats) und stellte eine wichtige Integrationsbarriere dar, und zwar besonders für die nachfolgende Generation. (...). Insofern kann die Geschichte der Gastarbeitermigration als eine Koinzidenz ungewollter und unfreiwilliger Handlungen von kollektiven und individuellen Akteuren gedeutet werden, als eine Geschichte von ungeplanter Einwanderung in ein unwilliges Einwanderungsland (Reinprecht 2006: 34).“

Auf institutioneller Ebene begünstigte dieses Modell das Festhalten am herkömmlichen GastarbeiterInnenmodell bis in die 1990er Jahre und förderte auf individueller Ebene das Aufrechterhalten der Rückkehrillusion. Durch einen fehlenden Ort gesellschaftlicher Anerkennung wurde der ethnische Rückzug verstärkt (vgl. Reinprecht 2006: 34).

2.3.1. Veränderungen in der Lebenssituation ehemaliger ‚GastarbeiterInnen‘

Seit Ende der 1970er Jahre haben sich Veränderungen im Leben der ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ eingestellt, die sich in einigen Bereichen besonders zeigten:

Arbeitsnorm und Konsumverhalten: Zwar hielten die ‚GastarbeiterInnen‘ auch zu dieser Zeit, trotz des Aufstieges in Facharbeiterberufe, vielfach noch besonders unbeliebte Arbeitsplätze mit besonders harten Arbeitsbedingungen und leisteten außerdem noch erheblich mehr Überstunden als deutsche Arbeitskräfte, ihre Konsumnorm war aber deutlich gestiegen, die einseitige Sparorientierung stand nicht mehr so sehr im Vordergrund. Dies lag vor allem daran, dass sich durch den Familiennachzug die Relation von Arbeitskräften zu nichterwerbstätigen Familienangehörigen merklich verschoben hatte.

Bevölkerungsstruktur und Erwerbsquote: In der Geschlechts- und Altersstruktur sowie der Erwerbsquote näherte sich die ‚GastarbeiterInnenbevölkerung‘ tendenziell der Aufnahmegesellschaft an. Dies hatte wiederum seinen Grund im Familiennachzug sowie am Zuwachs der in den Aufnahmeländern geborenen Kindern von ‚GastarbeiterInnen‘. Der verstärkte Familiennachzug war wiederum ein Indiz für den Übergang zu einem Einwanderungsprozess.

Familienspannung im Einwanderungsprozess: Familien sind Ausgangsposition und Rückzugsnischen in der Einwanderungssituation und als solche oft großen Belastungen ausgesetzt. Am Ende der 1970er Jahre standen viele ‚GastarbeiterInnenfamilien‘ vor einem Konflikt zwischen der ersten und zweiten Generation. Während die erste Generation stark durch Normengefüge, Wertvorstellungen und Lebensformen der Herkunftsgesellschaft bestimmt war, ist die zweite Generation im Aufnahmeland geboren oder zumindest hier aufgewachsen und kennt die Heimat ihrer Eltern nur von Urlauben. Somit sucht sie ihren Ort zwischen alter und neuer Welt und steht dem Aufnahmeland dabei oft schon näher, als dem Herkunftsland der ersten Generation. Diese Gruppe lebt zugleich in und zwischen beiden Kulturen (vgl. Bade 1994: 43f).

Siedlungsweise in der Einwanderungssituation: Auch die billigen Massenunterkünfte gehörten schon am Ende der 1970er Jahre meist der Vergangenheit an. Zu dieser Zeit hatten sich in Städten mit starker AusländerInnenbevölkerung bereits Siedlungskolonien und

ethnische Gemeinschaften gebildet. Solche Gemeinschaften dienten als Kulturschleusen zwischen Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft, sie sind aber auch Selbsthilfegemeinschaften und Zufluchtsstätten in Identitätskrisen unter dem Anpassungsdruck im Einwanderungsprozess. Reagiert die Aufnahmegesellschaft darauf misstrauisch, abweisend oder gar feindlich, zieht sich eine solche Kolonie immer mehr auf sich selbst zurück, wodurch der Einwanderungsprozess durch Gettobildung erschwert wird. Eine Eingliederung in die Aufnahmegesellschaft bedeutet schrittweise eine spannungsreiche Ausgliederung aus der Kolonie (vgl. Bade 1994: 44f).

Aufenthaltsdauer und Bleibeabsicht: Bereits 1973 im Jahr des Anwerbestopps zeigte eine Umfrage der Bundesanstalt für Arbeit, dass von denjenigen ‚GastarbeiterInnen‘ die seit 11 Jahren in der Bundesrepublik Deutschland waren, schon fast die Hälfte, von jenen mit mehr als 15 Jahren Aufenthalt sogar 83 Prozent auf Dauer in der Bundesrepublik bleiben wollten. Der Anwerbestopp führte außerdem dazu, dass viele ihre Familien nachholten und sich der Aufenthalt somit verfestigte, die Tendenz zur Verlagerung des Lebensmittelpunktes ins Aufnahmeland wurde dadurch also unterstützt (vgl. Bade 1994: 45f).

Auf die hier genannten Punkte wird im Detail im weiteren Verlauf der Arbeit näher eingegangen.

2.4. Historische Hintergründe für die Anwerbung von ‚GastarbeiterInnen‘

In einigen mitteleuropäischen Ländern herrschte seit Ende der fünfziger Jahre eine Arbeitskräfteknappeheit, die dazu führte, dass die betroffenen Regierungen mit verschiedenen Ländern Anwerbeabkommen schlossen. Auf der anderen Seite gab es Staaten, die an einem Arbeitskräfteüberschuss litten, was dazu führte, dass diese bereit waren, ihre Arbeitskräfte nach Westeuropa zu entsenden. Zu diesen Ländern zählte auch die Türkei. Hier sah man sich mit einer ausgeprägten Unterbeschäftigung konfrontiert. Ausschlaggebend für diesem Umstand waren:

- ✗ Ein starkes Bevölkerungswachstum.
- ✗ Die Mechanisierung der Landwirtschaft.
- ✗ Die beschleunigte Industrialisierung in den fünfziger Jahren.

Diese Entwicklungen hatten zu einer Binnenmigration vom Land in die Industriezentren geführt und in weiterer Folge die Struktur der Türkei rasch verändert. Somit befand sich am

Ende des Jahrzehnts sowohl die türkische Wirtschaft als auch die Regierung Menderes in einer tiefen Krise (vgl. Hunn 2005: 33).

„Ende Mai 1960 sah das türkische Militär, das sich als Hüter der von Mustafa Kemal Atatürk gegründeten laizistischen türkischen Republik verstand und dem der populäre und religionsfreundliche Menderes von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen war, den Moment gekommen, die Regierung zu stürzen. Eines der zentralen Anliegen des neuen Regimes (...) bestand darin, die desolote Wirtschaftslage in den Griff zu bekommen (Hunn 2005: 33f).“

Die desolote Wirtschaftslage konnte nach damaliger Auffassung nur mit einer staatlich gelenkten Wirtschaft unter Kontrolle gebracht werden, was von der Vorgängerregierung entschieden abgelehnt worden war. Um die gesteckten Ziele erreichen zu können, wurde unter anderem über eine vorübergehende Beschäftigung türkischer ArbeitnehmerInnen im Ausland nachgedacht, wobei das Augenmerk auf Westdeutschland gelenkt wurde. Die Türkei und Deutschland waren einerseits Handels- und Bündnispartner, andererseits spielte auch die ‚deutsch-türkische-Freundschaft‘, die aus türkischer Sicht auf der ‚Waffenbrüderschaft‘ im Ersten Weltkrieg beruhte, eine wichtige Rolle. Auch von Seiten des bundesdeutschen Außenministeriums wurden die Beziehungen als freundlich und sogar herzlich beschrieben (vgl. Hunn 2005: 34).

2.5. Das konkrete Vorgehen bei der Anwerbung

2.5.1. Das österreichische Anwerbeabkommen

1962 gelang es, trotz des Widerstandes der ArbeitnehmerInnenvertreterInnen eine praktikablere Form des Verfahrens, was die AusländerInnenbeschäftigung betraf, zu finden. Bis dahin stammte die grundlegende Rechtsquelle zur Beschäftigung von ausländischen ArbeitnehmerInnen aus 1933 und war somit völlig veraltet. Die neue Kontingentvereinbarung wurde seither alljährlich zwischen dem österreichischen Gewerkschaftsbund und der Bundeskammer der gewerblichen Wirtschaft abgeschlossen. Diese Vereinbarung war zwar nur ein privatrechtlicher Vertrag, da sie aber nicht im Widerspruch zur ‚Verordnung ausländischer Arbeitnehmer‘ stand, wurde sie jeweils auch als Erlass des Bundesministeriums verlautbart und erhielt so Rechtskraft für alle Beteiligten. Durch diese Verfahrensvereinfachung wurden auch die Arbeitsmarktbehörden entlastet. Die wesentlichste Vereinfachung, welche die Kontingentvereinbarung mit sich brachte, war der Wegfall der Prüfung der Arbeitsmarktlage im Einzelfall, statt dessen vereinbarten die VertragspartnerInnen jeweils nach Bundesländern und Wirtschaftszweigen gegliederte Kontingente. Eine weitere Erleichterung war darin zu sehen, dass Arbeitserlaubnisse nicht nur

für einzelne ‚GastarbeiterInnen‘, sondern auch als Sammelbescheide erlassen werden konnten (vgl. Rauter 1972: 13f).

Betriebe konnten die Anwerbung von Arbeitskräften in der Folge selbst durchführen oder sich an die für diesen Zweck geschaffene Arbeitsgemeinschaft der Bundeskammer der gewerblichen Wirtschaft wenden. Für den Fall, dass die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte in deren Heimatländern offiziell betrieben wurde, setzte dies eine zwischenstaatliche Übereinkunft zwischen Österreich und dem betreffenden Anwerbeland voraus. Österreich schloss erst 1962 und 1964 Verträge mit Spanien und der Türkei, 1965 mit dem ehemaligen Jugoslawien. Die Bundesrepublik Deutschland hatte etwa schon 1960 entsprechende Abkommen mit Spanien und Griechenland geschlossen. Inhalt dieser Abkommen waren ausführliche Bestimmungen über das Anwerbeverfahren und die den VertragspartnerInnen zukommenden Aufgaben. Kernstück aber waren detaillierte Vorschriften über den Inhalt der mit den ‚GastarbeiterInnen‘ abzuschließenden Arbeitsverträge (vgl. Rauter 1972: 15f).

Zwischen 1961 und 1973 wanderten rund 265 000 Personen aus verschiedenen Ländern nach Österreich ein. 1961 hatten sich die Sozialpartner im sogenannten Raab-Olah-Abkommen darauf verständigt, ausländische Arbeitskräfte nach Österreich zu holen. 1973 erreichte diese erste Phase der Arbeitsmigration ihren Höhepunkt. Die Arbeitskräftezuwanderung war eingebettet in einen tiefgehenden Strukturwandel in der österreichischen Gesellschaft. Folgende Umstände führten Anfang der 1960er Jahre zu einer steigenden Nachfrage nach ausländischen Arbeitskräften:

- ✘ Ein kontinuierliches Wirtschaftswachstum.
- ✘ Eine nachholende Industrialisierung.
- ✘ Schrumpfende Arbeitskräftereserven im Inland (vgl. Reinprecht 2006: 9).

Von 1962 bis 1964 wurden jeweils Kontingente von rund 37 000 Arbeitskräften vereinbart, diese wurden aber nicht ausgeschöpft. Eine ‚vorläufige Vereinbarung‘ mit der Türkei ermöglichte es der Außenhandelsstelle in Istanbul mit der Anwerbung von Arbeitskräften zu beginnen. 1963 schlossen die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) und die Türkei einen Assoziationsvertrag. 1964 wurde das Anwerbeabkommen zwischen Österreich und der Türkei geschlossen und dann auch die Anwerbestelle in Istanbul eröffnet. Die Anwerbestellen spielten aber nur eine geringe Rolle, da bis 1973 die meisten ZuwandererInnen als TouristInnen einreisen, deren Beschäftigung und Aufenthalt im Nachhinein legalisiert wurde

(,Touristenbeschäftigung'). 1969 wurde ein neues Passgesetz verabschiedet, das aber gegenüber jenem aus 1945 ohne wesentliche Änderungen blieb. Die Notwendigkeit von Sichtvermerken wurde von der Regierung u.a. mit der Gefahr der ‚Überfremdung‘ begründet. Im selben Jahr wurde auch ein Sozialabkommen mit der Türkei geschlossen (vgl. Gächter 2004: 34–36).

„Die Mitte der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts einsetzende Arbeitsmigration, vorerst vor allem aus Jugoslawien, später auch aus der Türkei, wurde durch bilaterale Abkommen staatlich gefördert und durch Institutionen der Wirtschaft und Arbeitsmarktverwaltung professionell organisiert. Auf ähnliche Art und Weise wie etwa siebzig, achtzig Jahre davor entwickelte sich binnen kurzem eine Eigendynamik der Informationsvermittlung. Wer in den Jahren des Arbeitskräftemangels, bis circa 1973, kam, fand ohne größere Schwierigkeiten einen Arbeitsplatz (John/Lichtblau 1988: 237).“

1973 umfasste die ausländische Wohnbevölkerung 300 000 Personen, das waren 4,1 Prozent der Gesamtbevölkerung. Ökonomische Stagnation und Rezessionsängste führten 1974 infolge der Ölkrise zu einem Anwerbestopp, einem Rückgang der AusländerInnenbeschäftigung sowie einer teilweisen Rückwanderung vor allem von Arbeitskräften aus dem ehemaligen Jugoslawien. Dies führte dazu, dass die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte bis 1984 um rund 88 000 Personen sank und erst danach wieder anstieg. Das Niveau von Mitte der 1970er Jahre wurde erst Anfang der Neunzigerjahre wieder erreicht. Mit 1973/74 wurde somit die zweite Phase der Gastarbeit, welche durch Niederlassung und Familiennachzug charakterisiert war, eingeleitet. Diese Entwicklung ist vor allem an der Auseinanderentwicklung von ausländischer Wohnbevölkerung und ausländischen Beschäftigten festzumachen. Standen 1971 150 000 ausländische Arbeitskräfte einer Wohnbevölkerung von 212 000 Personen gegenüber, so waren es 1981 172 000 zu 291 000. Aufgrund der günstigen Konjunktorentwicklung stieg der Bedarf an ausländischen Arbeitskräften zwar ab der Mitte der 1980er Jahre wieder und es kam zu einer verstärkten Neuzuwanderung von Arbeitskräften aus der Türkei und Jugoslawien, dennoch setzte sich der oben genannte Trend fort. Somit standen 1991 264 000 ausländischen Beschäftigten, eine Bevölkerungszahl von 518 000 AusländerInnen gegenüber. Für 2001 betrug die Relation 329 000 zu 711 000 Personen. Bis zur Mitte der 1980er Jahre kompensierte der Familiennachzug die Rückwanderung und veränderte nachhaltig die soziodemografische Struktur der ausländischen Bevölkerung. War die erste Phase der Gastarbeit stark männlich dominiert, so erhöhte sich in der zweiten Phase der Anteil von Frauen und Kindern drastisch. Das 1993 in Kraft getretene Aufenthaltsgesetz markiert gesellschaftspolitisch das Ende des Kapitels Arbeitsmigration in der Zweiten Republik (vgl. Reinprecht 2006: 10).

Ab 1974 sollten, als Maßnahme gegen die ‚Touristenbeschäftigung‘ nur mehr im Herkunftsland angeworbene ArbeitnehmerInnen beschäftigt werden. In diesem Zusammenhang kursierten Vermutungen, dass sich rund 40 000 ausländische Staatsangehörige ohne den nötigen Sichtvermerk in Österreich aufgehalten hatten. Gleichzeitig setzte auch der Familiennachzug ein. 1975 schrumpfte die österreichische Wirtschaft erstmals seit 1945. 1976 löste das Ausländerbeschäftigungsgesetz (AuslBG) die Deutsche Reichsverordnung ab, ähnelte ihr aber sehr. Ausländische ArbeitnehmerInnen sollten nur so lange in Österreich bleiben dürfen, wie sie unbedingt gebraucht werden. In Wien wurde 1977 das Islamische Zentrum (Moschee) mit Hilfe von Spenden aus Saudi-Arabien gebaut. Bis 1978 wurden rund 38 000 türkische ArbeitnehmerInnen nach Österreich vermittelt, fast ausschließlich Männer. 1979 kam es zur gesetzlichen Anerkennung und Gleichstellung des Islam, sowie zur Wiederanerkennung der islamischen Glaubensgemeinschaft (vgl. Gächter 2004: 37f).

Ab 1990 setzte der alltagssprachliche Wechsel vom ‚Gastarbeiter‘ der ‚Gastarbeiterin‘ zum ‚Ausländer‘, zur ‚Ausländerin‘ ein. 1991 gab es in Vorarlberg den ersten Betriebsrat mit türkischer Staatsangehörigkeit in der Privatwirtschaft. 1993 löste das Fremden-gesetz das Fremdenpolizeigesetz 1954 und das Passgesetz 1969 ab. 1994 tauchte von Seiten der Regierung erstmals der Slogan ‚Integration vor Neuzuzug‘ auf (vgl. Gächter 2004: 40f).

2.5.2. Vergleichende Betrachtungen zur Situation in Deutschland

Das Anwerbeabkommen welches 1961 zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Türkei geschlossen wurde, unterschied sich in wesentlichen Punkten von jenen mit Italien, Spanien, Griechenland, Portugal und Jugoslawien. In der Neufassung der deutsch-türkischen Vereinbarung 1964 wurden diese Ungleichheiten vor allem auf Wunsch der Wirtschaft jedoch weitgehend beseitigt, was dazu führte, dass sie auf den Verlauf der Arbeitsmigration aus der Türkei keinen Einfluss hatten. Die anfänglich gemachten Unterschiede sind aber dennoch bemerkenswert:

- ✘ Die Vereinbarung enthielt eine Klausel, die den Aufenthalt türkischer Arbeitskräfte auf maximal zwei Jahre begrenzte – ein Familiennachzug war somit nicht vorgesehen. Die anderen Abkommen kannten keine solchen Befristungen.

- ✘ In dieser Vereinbarung fehlte der Hinweis, dass türkische ArbeitnehmerInnen auch über persönliche Beziehungen, also namentlich, angeworben werden konnten.
- ✘ Man sah auch davon ab, eine ‚Gemischte Kommission‘ einzurichten, in der VertreterInnen beider Regierungen aktuell anfallende Fragen diskutieren sollten.
- ✘ Unerwähnt blieb auch die Möglichkeit, eine Kommission der türkischen Arbeitsverwaltung sowie Betreuungspersonal für ihre Landsleute in die Bundesrepublik zu entsenden.

1964 unterschied sich die Vereinbarung nur noch dadurch von denen mit anderen Ländern, dass Familiennachzug und die Möglichkeit der namentlichen Anwerbung nicht erwähnt wurden, was aber in der Praxis keine Rolle spielte (vgl. Hunn 2005: 30f).

In jüngeren Forschungen wird häufig die Einschätzung vertreten, dass diese Abweichungen in der türkischen Vereinbarung eine Diskriminierung der Türkei gegenüber den europäischen Anwerbeländern gewesen sei. Die deutsche Regierung habe wegen des ‚Europäergrundsatzes‘ kein Interesse daran gehabt, Arbeitskräfte aus der geografisch weitgehend außerhalb Europas liegenden Türkei aufzunehmen. Da man ihr aber aus außenpolitischen Gründen, eine solche Entsendung von Arbeitskräften nicht abschlagen habe können, hätte man die Vereinbarung möglichst unverbindlich gestaltet. Hierbei wird allerdings übersehen, dass die Türkei damals sowohl in außen- als auch in wanderungspolitischer Hinsicht Europa zugerechnet wurde. Seit den siebziger Jahren wurden die europäisch- und deutsch-türkischen Beziehungen aber zunehmend problematischer, was dazu führte, dass rückblickend davon ausgegangen wurde, dass dies auch schon in den sechziger Jahren so gewesen sei. Somit beruht die Annahme, die Beziehungen von TürkInnen und Deutschen seien von Anfang an belastet gewesen, auf der ungeprüften Vermutung, dass die Bundesrepublik von Anfang an den muslimischen TürkInnen nur widerwillig Einlass gewährt habe.

Betrachtet man die Position der Türkei, so wird deutlich, dass man von dieser Seite sehr wohl darauf bedacht war, den Arbeitsaufenthalt seiner Arbeitskräfte im Ausland zeitlich zu beschränken. Vor diesem Hintergrund wäre es vorschnell von einer Diskriminierung der Türkei durch die Bundesrepublik zu sprechen. Somit kann also auch nicht davon ausgegangen werden, dass die schwierige Entwicklung des Einwanderungsprozesses türkischer MigrantInnen dadurch bedingt war, dass diese von Anfang an schlechter gestellt und

unwillkommen waren, weil sie aus einem außereuropäischen, kulturell fremden Land kamen und einer anderen Religion angehörten (vgl. Hunn 2005: 31–33).

In der Anfangsphase beurteilten nahezu alle in Deutschland mit der AusländerInnenbeschäftigung befassten Stellen diese als positiv. Wobei für die Bundesregierung hohe Wachstumszahlen und Preisdämpfung im Vordergrund standen, während für die ArbeitgeberInnen die Beschaffung von Arbeitskräften für weniger qualifizierte Tätigkeiten sehr viel einfacher geworden war. Daneben konnte ferner ein durch den Arbeitskräftemangel entstehender Lohndruck nach oben in den unteren Lohngruppen vermieden werden. Für die Gewerkschaften stellten die neuen Bedingungen eine günstige Voraussetzung für die angestrebten Arbeitszeitverkürzungen dar. Alle zusammen waren aber der festen Überzeugung, dass es sich dabei um ein zeitlich begrenztes Phänomen handle, also lediglich um eine Übergangserscheinung, denn über etwaige Folgewirkungen und längere Perspektiven einer immer größer werdenden Zahl an ‚GastarbeiterInnen‘ machte man sich in dieser Zeit keine Gedanken (vgl. Herbert 1986: 198).

„Für die Mehrheit der ausländischen Arbeiter aber wurde im Ausländerrecht das Konzept des vorübergehenden Aufenthalts zur Rechtsvorschrift, die ihr Leben in Deutschland wesentlich prägte. Sie erhielten zunächst nur für ein Jahr das Aufenthaltsrecht, waren aber während dieser Zeit an den Arbeitgeber in Deutschland gebunden. Eine Verlängerung der Arbeits- und Aufenthaltserlaubnis über dieses eine Jahr hinaus stand im Ermessen der bundesdeutschen Behörden (...)“ (Herbert 1986: 199).

2.6. Die Anwerbestelle in Istanbul und andere Wege nach Österreich und Deutschland

In Narmanlı Han, einem historischen Gebäude aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Istanbuler Jugendstilviertel Beyoğlu, kam es für viele ArbeitsmigrantInnen zur ersten Begegnung mit Österreich. Wenngleich man bedenken muss, dass viele ehemalige ‚GastarbeiterInnen‘ nicht über diesen offiziellen Weg nach Österreich kamen. Nach der Unterzeichnung des Anwerbeabkommens zwischen Österreich und der Türkei im Jahr 1964 nahm die österreichische Anwerbekommission in Istanbul ihre Arbeit auf. In Zusammenarbeit mit den nationalen Arbeitsmarktbehörden war es Aufgabe dieser Kommission türkische Arbeitskräfte für den österreichischen Arbeitsmarkt zu beschaffen. Die Anforderungen der österreichischen Wirtschaft wurden von der Kommission an die türkische Arbeitsvermittlungsanstalt weitergeleitet. Diese wiederum suchte aus den ‚Arbeitslosenlisten‘ jene Personen aus, die den Auswahlkriterien (Alter, berufliche Qualifikation und Gesundheit)

entsprachen und schickte sie zur Kommission, welche wiederum feststellte, ob die BewerberInnen die Voraussetzungen für eine Beschäftigung in Österreich erfüllten. Die fachlichen Prüfungen für die jeweiligen Berufe wurden zum Teil auch von österreichischen FirmenvertreterInnen direkt vor Ort durchgeführt. Auch die ärztliche Schlussuntersuchung fand in der Kommission statt, die TBC-Untersuchung und ein allgemeiner Eignungstest waren ausgelagert (vgl. Muradoğlu/Ongan 2004: 122-124).

Wie oben bereits erwähnt, gab es verschiedene Wege die von der Türkei nach Österreich führten, denn bei der Rekrutierung von ‚GastarbeiterInnen‘ sind zwei wesentliche Formen zu unterscheiden:

- ✗ Organisierte, planerisch erfassbare Anwerbung unter Einschaltung der Arbeitsämter oder anderer Behörden (auch Rekrutierung durch Firmen).
- ✗ Rekrutierung durch Marktmechanismen, dazu gehören:
 - ◆ Abwerbung aus anderen inländischen Betrieben.
 - ◆ Spontane Arbeitssuche durch ‚GastarbeiterInnen‘ (es handelte sich dabei etwa um ‚TouristInnen‘, die ohne Zustimmung des heimatlichen Arbeitsamtes ausreisen oder um Menschen, die den Betrieb wechselten.)
 - ◆ Anwerbung durch Verwandte oder Bekannte.
 - ◆ Anwerbung durch berufsmäßige WerberInnen – in der Türkei wurde versucht, dies durch die strikte Abwicklung über die Arbeitsämter zu verhindern (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 23).

Mit dem Anwachsen der türkischen Bevölkerung in Deutschland, wurde die Vermittlung nachkommender Arbeitskräfte durch bereits dort lebende TürkInnen immer bedeutender, oft zogen so ‚ganze Dörfer‘ nach Deutschland. Vor allem ab den späten 1960er Jahren stieg die Einwanderung aus der Türkei stark an. Rund 70 Prozent der türkischen ‚GastarbeiterInnen‘ kamen zwischen 1970 und dem offiziellen Anwerbestopp 1973 nach Deutschland (vgl. Greve 2003: 35f). 1980 waren die TürkInnen sowohl bei der Wohnbevölkerung als auch bei den Erwerbstätigen die mit Abstand größte Gruppe der AusländerInnen (vgl. Herbert 1986: 187).

Kemal war, wie oben beschrieben, als Tourist zuerst nach Frankreich gekommen, wo er in einer Baufirma arbeitete, später kam er nach Deutschland und schließlich nach Österreich. Er sagt, er sei während der ganzen Reise nie nach seinem Ausweis gefragt worden, widerspricht dem aber später, als er erzählt, an der deutschen Grenze sei er zurückgewiesen worden. Dennoch kam er über Umwege in das Land. 1970 kam er über Lindau nach Vorarlberg, wo er

anfangs in sehr desolaten Wohnverhältnissen lebte. Er musste ohne fließendes Wasser und ohne Bad auskommen (vgl. Kemal, 16. Mai 2010).

Metin beschreibt seinen Weg nach Österreich folgendermaßen:

„Also mein Bruder ist schon früher zum Arbeiten nach Friedrichshafen. Dann sind beide eben auf Urlaub gekommen im Sommer und dann war ich mit dem Militär fertig und bin zurück nach Hause gekommen und der Bruder hat gesagt willst du nicht mitkommen? Er war schon sechs oder sieben Jahre hier gewesen. (...) Ja und der Bruder hat gesagt, wenn du arbeiten kannst, ist das Leben sowieso gut, wenn du nicht mehr arbeiten kannst ist das Leben auch nicht mehr gut, deshalb bin ich dann '71 hergekommen (Metin, 13. April 2010).“

Die zwei Brüder, die in Friedrichshafen gearbeitet hatten, kehrten 1982 in die Türkei zurück, Metin blieb in Vorarlberg. Nach seiner Ankunft ging er direkt zu einer Firma, bei welcher bereits einige Kollegen arbeiteten und fragte um Arbeit (vgl. Metin, 13. April 2010).

„(...) der hat gesagt, ich soll nächste Woche wieder kommen, ich habe eine Woche gewartet und bin dann wieder hingegangen und er hat gesagt, ok, morgen kannst du anfangen, dann habe ich Schweißer gelernt (Metin, 13. April 2010).“

Nicht immer wurden aber die Hoffnungen der arbeitskräftesuchenden Firmen erfüllt, denn nicht in allen Fällen konnten Qualifikationsbezeichnungen auch die entsprechende Qualität garantieren. Daher gingen manche Firmen, wie oben bereits erwähnt, dazu über, ihre zukünftigen MitarbeiterInnen bereits im Herkunftsland zu rekrutieren. In der Türkei aber war eine namentliche Anforderung von ArbeiterInnen auf Verwandte von schon im Ausland Arbeitenden beschränkt (Familienzusammenführung). Als einfacher erwies es sich daher, GastarbeiterInnen, welche sich bereits auf Arbeitssuche in Österreich aufhielten und über eine entsprechende Qualifikation verfügten, einzustellen. Die Vermittlung durch Bekannte und Verwandte dominierte aber die Rekrutierung von ‚GastarbeiterInnen‘ (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 24).

„Eine Befragung von türkischen Gastarbeitern in Wien ergab, dass 56 % durch Vermittlung ihrer Bekannten oder Verwandten nach Österreich gekommen sind, 41 % über ein Arbeitsamt in der Türkei, davon 15 % von der österreichischen Firma angefordert wurden – die restlichen 3 % waren selbst initiativ geworden (Alber, Gehmacher 1973: 24).“

Die Anwerbung durch Verwandte, die bereits in Österreich beschäftigt waren, brachte vielerlei Vorteile:

- ✘ Die bereits beschäftigten Menschen wussten, wen man im Betrieb unterbringen konnte und brachten somit keine völlig ungeeigneten ArbeiterInnen mit.
- ✘ Illusionen wurden bereits vor Arbeitseintritt abgebaut, weil den Neuankömmlingen von vornherein klar gemacht wurde, was sie erwartete.
- ✘ Da es sich bei den Neu-Angeworbenen meist um Verwandte, NachbarInnen oder zumindest engere Landsleute handelte, konnten diese auf Hilfe beim Einleben in Österreich hoffen.

Es konnten aber auch Nachteile auftreten:

- ✘ In kleineren Betrieben konnte dies zu Problemen führen, weil man sich bei Konflikten oft mehreren Mitgliedern einer Großfamilie oder eines Freundeskreises gegenüber sah und so mit Interventionen der ganzen Gruppe rechnen musste.
- ✘ Auf diese Weise entstand eine Art ‚Freunderlwirtschaft‘.
- ✘ Auch die Auswahl der ArbeiterInnen musste nicht unbedingt besser sein, etwa wenn eine Gruppe versuchte, möglichst alle arbeitslosen DorfnachbarInnen oder unversorgten Verwandten im Betrieb unterzubringen (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 28).

2.7. Die offizielle Migrationspolitik der Türkei

„Die Aussendung von Arbeitskräften aus der Türkei begann rechtlich mit dem 30. Oktober 1961. Das zu diesem Datum vereinbarte Abkommen gab der Ausreise von Arbeitskräften nach Deutschland offiziellen Charakter und nahm sie in gewisser Hinsicht unter Kontrolle. Im Lauf der folgenden Jahre wurden außerdem Abkommen mit Ländern wie Österreich, Belgien, Holland, Frankreich, der Schweiz und Australien abgeschlossen (...) (Tufan 1998: 39).“

Ab 1963 erlangte die Aussendung von Arbeitskräften für die Türkei den Rang eines Politikums, das gezielt gefördert und gelenkt wurde. Die Aussendung von Arbeitskräften in die Länder Westeuropas war Teil des ‚zweiten Fünfjahresplans‘ und wurde so zu einer Maßnahme innerhalb der Beschäftigungspolitik erklärt, deren Ziel es war, der wachsenden Arbeitslosigkeit in der Türkei entgegenzusteuern, wenn auch nur vorübergehend. Menschliche Probleme die mit der Migration in Zusammenhang standen, fanden zu dieser Zeit keinerlei Beachtung, man war lediglich auf die Auswirkungen auf Arbeitsmarkt und Devisenlage bedacht. Ein Abkommen über die soziale Sicherung der ausgesandten Arbeitskräfte wurde

erst Jahre später abgeschlossen. Die Verantwortung für die Aussendung von Arbeitskräften wurde der türkischen Anstalt für Arbeitsvermittlung übergeben. Bis 1967 gingen somit 204 042 Personen ins Ausland. Aus einer Aufschlüsselung über die ArbeitsmigrantInnen, welche die Türkei verlassen hatten, geht hervor, dass von den seit 1964 ausgewanderten 38 Prozent Fachkräfte waren. Dies war natürlich nicht das Ziel der türkischen Regierung, die vor allem ungelernete Arbeitskräfte ausreisen lassen wollte. Ferner stammten 60 Prozent dieser Personen aus den westlichen Gebieten der Türkei, das entsprach ebenfalls nicht dem Plan. 87 Prozent der Arbeitskräfte arbeiteten in der Bundesrepublik Deutschland, der Rest in den anderen westeuropäischen Ländern. 15 Prozent davon waren weiblich. 18 Prozent waren im Baugewerbe beschäftigt, 18 Prozent im Bergbau, 64 Prozent in der Industrie und im Dienstleistungsgewerbe. Der Großteil dieser Menschen zwischen 25 und 35 Jahre alt. Die Migration von ganzen Familien gab es anfänglich sehr selten. Für die Türkei zeigte sich also bald, dass die Entsendung von Arbeitskräften nicht wesentlich zur Ausbildung von unqualifizierten Arbeitskräften oder zur Beschäftigung von in der Landwirtschaft nicht mehr benötigten Arbeitskräften beitragen würde. Es war vielmehr so, dass sich die Migration entsprechend dem Bedarf der Aufnahmeländer entwickelte. Innerhalb der ersten 11 Jahre migrierten offiziell 654 465 Menschen, von diesen gingen 83,16 Prozent in die Bundesrepublik Deutschland, 16,84 Prozent in andere Länder (vgl. Tufan 1998: 39–41).

Insgesamt stieg die Zahl der ausländischen ArbeitnehmerInnen in Deutschland von 1968 bis 1973, als sie ihren Höhepunkt erreichte, von 1,014 auf 2,595 Millionen. Allein zwischen 1968 und 1971 wurden so viele AusländerInnen zusätzlich beschäftigt, wie in der Zeit bis 1968 insgesamt. Hierbei stieg insbesondere die Zahl der türkischen Arbeitskräfte, die 1967 noch bei 130 000 gelegen hatte und bis 1973 auf mehr als 600 000 Menschen anstieg. Somit waren die TürkInnen die größte nationale Gruppe unter den ‚GastarbeiterInnen‘. In der Struktur der AusländerInnenbeschäftigung hatte sich hingegen nicht wesentlich etwas geändert, ‚GastarbeiterInnen‘ waren weiterhin an unqualifizierten Arbeitsplätzen, mit besonders schwerer, schmutziger, gefährlicher oder allgemein unbeliebter Arbeit, weit überproportional vertreten. Die durch eine so hervorgerufene ‚Unterschichtung‘ möglich gewordenen Aufstiegschancen für deutsche ArbeitnehmerInnen hatten weiter zugenommen (vgl. Herbert 1986: 212–216).

Innerhalb des ‚dritten Fünfjahresplans‘ wurde in der Türkei die Entsendung von Arbeitskräften ins Ausland weiter forciert, weil sie einerseits zu einer Entschärfung des

Arbeitslosenproblems beitrug und andererseits einen positiven Beitrag zum Ausgleich der Finanzsituation leistete. Es wurde aber auch eine Zusammenarbeit mit öffentlichen Einrichtungen im Inland und in den Aufnahmeländern angedacht, um den MigrantInnen bei Problemen behilflich zu sein, die sich sowohl bei der Ausreise, im Ausland selber und schließlich bei der Rückkehr stellten. Mit 135 820 Personen erreichte die Aussendung von Arbeitskräften über die Anstalt für Arbeitsvermittlung 1973 ihren Höchststand. Im gleichen Jahr kam es jedoch wegen der Ölkrise zu einem deutlichen Rückgang der Migration aus der Türkei. Zwischen 1973 und 1977, also im Verlauf des dritten Planes, gingen 190 092 Arbeitskräfte ins Ausland. In den Jahren nach der Ölkrise lösten die erdölreichen Länder des Mittleren Ostens und Staaten wie Libyen und Saudi Arabien die westeuropäischen Staaten als bevorzugte Ziele der Arbeitsmigration ab. Diese Migration unterschied sich aber sehr deutlich von jener Richtung Westen, denn hier waren die Migranten fast durchwegs männlich und qualifizierte Fachleute, außerdem bestand keine Möglichkeit der Familienzusammenführung. Die meisten dieser Menschen arbeiteten in türkischen Unternehmen, welche in diesen Ländern tätig waren (vgl. Tufan 1998: 41).

Westeuropäische Länder ihrerseits beendeten nach 1973 die Aufnahme von Arbeitskräften, aus nicht EU-Ländern. Man wollte den nun entstehenden Bedarf an neuen Arbeitskräften aus den bereits im Land lebenden Arbeitskräften und deren Kindern rekrutieren. In Folge dieses neuen Konzeptes wurden Integrationsmaßnahmen wichtiger, so wurde es etwa in Deutschland erleichtert, eine Arbeitserlaubnis zu erhalten. Hier bestand nun nach fünfjährigem Aufenthalt das Anrecht auf unbefristete Aufenthaltserlaubnis bzw. nach acht Jahren das Anrecht auf unbefristete Aufenthaltsberechtigung. Daneben wurde ab 1980 eine Visumpflicht für TürkInnen eingeführt, was weitere Einschränkungen bedeutete und die Familienzusammenführungen erschwerte (vgl. Tufan 1998: 41f).

22 Jahre nach dem Beginn der Entsendung von Arbeitskräften ins Ausland hatten offiziell 1 052 523 Menschen die Türkei als ArbeitsmigrantInnen verlassen. In den Jahren 1983 und 1984 wurde die Remigration von der deutschen Regierung durch Fördermaßnahmen angeregt, was zu einer Zunahme dieser Bewegung führte (vgl. Tufan 1998: 42).

„Die Bundesregierung machte das Angebot, arbeitslosen und Kurzarbeitern 10 500 DM sowie zusätzlich für jedes zurückkehrende Kind 1 500 DM zu zahlen, außerdem wurde angeboten, die Sozialversicherungsprämie ohne die übliche zweijährige Wartezeit auszuzahlen. Dies regte mehr als 100 000 türkische Arbeitskräfte und eine unbekannte Anzahl abhängiger Familienmitglieder an, Deutschland zu verlassen. In diesen Jahren wurden an ca. 8 000 türkische Arbeitskräfte Prämien zur Remigration

und an fast 93 000 Arbeitnehmer die Altersprämie ausgezahlt (Martin 1991 zit. in Tufan 1998: 42f).“

Im Jahr 1996 lebten nach einer Statistik des zum türkischen Arbeits- und Sozialministerium gehörenden Amtes für Dienstleistungen für Arbeiter im Ausland 3 302 363 türkische Staatsangehörige im Ausland, davon 2 900 761 in westeuropäischen Ländern (vgl. Tufan 1998: 44).

Zwischen 1960 und 1995 reisten etwa 3,3 Millionen TürkInnen nach Deutschland ein, 2,2 Millionen kehrten wieder in die Türkei zurück. 1950 hatten in der Bundesrepublik Deutschland gerade 1 300 TürkInnen gelebt, 1961 waren es 6 700 und 1971 bereits 652 800 (vgl. Greve 2003: 34).

Die türkische Regierung erhoffte sich von der Entsendung von Arbeitskräften ins Ausland wesentliche Impulse für die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung ihres Landes. Die Erwartung an die ArbeitsmigrantInnen war, dass sie durch ihr im Ausland erworbenes wirtschaftliches und soziales Kapital den Industrialisierungs- und Verwestlichungsprozess der Türkei vorantreiben sollten. Um dies sicherzustellen, fasste die türkische Regierung bereits 1962 den Entschluß, vier Sozialattachés nach Deutschland zu entsenden. Diese sollten den ArbeitsmigrantInnen bei anstehenden Fragen und Problemen hilfreich zur Seite stehen. 1963 wurde aber schließlich nur ein Sozialattaché an die türkische Botschaft in Bonn entsandt. Ende 1966, als die Zahl türkischer ArbeitnehmerInnen und ihrer Familienangehörigen in Deutschland beinahe die Größenordnung von 200 000 erreicht hatte, befanden sich vier Sozialattachés in Deutschland (vgl. Hunn 2005: 160f). Im Frühjahr 1968 waren immerhin acht Arbeitsattachés mit insgesamt 36 MitarbeiterInnen in der Bundesrepublik tätig. Die Bundesregierung ihrerseits stand dieser Entwicklung skeptisch gegenüber, weil sie zu Recht befürchtete, dass sich dadurch Überschneidungen und Kompetenzschwierigkeiten mit der Arbeitswohlfahrt (AWO) ergeben könnten. Gleichzeitig konnte man der türkischen Regierung aus rechtlichen und außenpolitischen Gründen aber nicht verweigern, sich um die in Deutschland lebenden TürkInnen zu kümmern (vgl. Hunn 2005: 171f).

KritikerInnen der Arbeitsmigration sahen in der Entsendung türkischer Arbeitskräfte ins Ausland den Beleg dafür, dass die Regierung Inönü unfähig sei, die eigene Wirtschaft anzukurbeln und die versprochenen Arbeitsplätze zu schaffen. Darüber hinaus war die Regierung sowohl von Seiten der Befürworter als auch von Seiten der Gegner einer Arbeitsmigration mit dem Vorwurf konfrontiert, sie würde die ArbeitsmigrantInnen ihren

Schicksalen überlassen und sich nicht um sie kümmern. Um dem gegenzusteuern, erwog der türkische Ministerrat, Religionsbeauftragte und LehrerInnen nach Deutschland zu schicken und zollfreie türkische Lebensmittel für die ArbeiterInnen zu exportieren, aber auch Kulturzentren in Deutschland zu eröffnen. Da die Regierung İönü wenige Wochen später zurücktreten musste, wurden diese Pläne nicht umgesetzt (vgl. Hunn 2005: 163).

Auch in der Folge getätigte Versuche, etwa jener, die ArbeitsmigrantInnen auf ihren Auslandsaufenthalt mittels eines Vorbereitungskurses vorzubereiten, scheiterten in letzter Folge am Unwillen deutscher RegierungsvertreterInnen. Dass die türkische Regierung hier klein bei gab, war dem Umstand zu verdanken, dass sie auch weiterhin an der Entsendung von Arbeitskräften interessiert war. Das führte dazu, dass die Verhandlungsposition gegenüber der deutschen Regierung eine denkbar schlechte war (vgl. Hunn 2005: 164). Im April 1966 wagte der neue türkische Arbeitsminister Erdem erneut einen Anlauf, die deutsche Bundesregierung aufzufordern, die migrationspolitischen Ziele der Türkei zu unterstützen, indem er seinem Amtskollegen ein Memorandum zur Frage der beruflichen Qualifizierung türkischer ArbeitnehmerInnen in der Bundesrepublik übergab. Dieses Memorandum enthielt den Vorschlag, türkische ArbeitnehmerInnen gezielt in Wirtschaftszweige zu vermitteln, die für den wirtschaftlichen Aufbau der Türkei von Bedeutung waren. Erdem wollte auch erreichen, dass in Deutschland lebende TürkInnen in berufliche Fortbildungsmaßnahmen einbezogen wurden, um hierfür gerüstet zu sein, sollten entsprechende sprachliche Vorbereitungskurse stattfinden. Wie auch schon früher, wurde außerdem angeregt, die vermittelten Menschen schon vorab für ihre künftigen Tätigkeiten zu qualifizieren (vgl. Hunn 2005: 164f).

„Das Memorandum von Erdem, das aus einer losen Aneinanderreihung möglicher Qualifizierungsmaßnahmen bestand, macht einmal mehr deutlich, wie die türkische Migrationspolitik beschaffen war. Die türkische Regierung adressierte in regelmäßigen Abständen mehr oder weniger kohärente Vorschläge und Bitten an die Bundesregierung, ohne sich in der Folge ernsthaft um deren Realisierung zu bemühen. Dieses Unvermögen hatte zur Folge, dass ihre ohnehin schwache Verhandlungsposition gegenüber der Bundesregierung zusätzlich beeinträchtigt wurde. Weiterhin illustriert das Memorandum die unrealistische Erwartung der türkischen Regierung, dass die bundesdeutschen Arbeitgeber und die türkischen Arbeitsmigranten dazu bewogen werden könnten, ihr Verhalten an den wirtschafts- und entwicklungspolitischen Interessen der türkischen Regierung auszurichten (Hunn 2005: 165).“

Das zweite wesentliche Ziel, das die türkische Regierung mit der Entsendung von ArbeitsmigrantInnen ins Ausland verband, war die wirtschaftliche Nutzung des erwirtschafteten Kapitals. Hier waren die Erfolgsaussichten wesentlich günstiger. Die an zurückgebliebene Familien überwiesenen oder am Jahresende eingeführten Devisen leisteten

einen spürbaren Beitrag zur Deckung des beträchtlichen Handelsbilanzdefizits. 1964 wurden aus diesem Grund verschiedene Anreize geschaffen, um den Kapitaltransfer anzukurbeln. So wurde etwa ein privilegierter Wechselkurs für die Ersparnisse von MigrantInnen eingeführt, da viele von ihnen ihre Devisen bisher auf dem lukrativeren Schwarzmarkt getauscht hatten bzw. lieber Waren z.B. Gebrauchtwagen importierten. Darüber hinaus gab es das Angebot, günstige Kredite für den Wohnungsbau oder betriebliche Investitionen zu bekommen, sofern man bereit war, einen Teil seiner Ersparnisse auf türkischen Banken anzulegen. Gleichzeitig wurden aber auch restriktive Maßnahmen erlassen, etwa das Gesetz zum Schutz der türkischen Währung, das am 1. Oktober 1964 in Kraft trat. Damit wurde der bisher geltende Betrag von 3 600 Mark an Waren, die man nach einem mindestens zweijährigen Auslandsaufenthalt zollfrei oder zu günstigen Konditionen einführen konnte, deutlich herabgesetzt. Das Angebot günstiger Kredite wurde zwar in der Realität kaum in Anspruch genommen, dennoch bleibt festzuhalten, dass die Devisenüberweisungen mit der steigenden Zahl von im Ausland arbeitenden TürkInnen rapide zunahm. 1964 hatten diese sechs Prozent des Auslandsdefizits gedeckt, im folgenden Jahr waren es bereits 64 Prozent, im Jahr des Anwerbestopps sogar 153 Prozent (vgl. Hunn 2005: 166).

Mitte der 1970er Jahre schickten türkische ArbeitnehmerInnen aus Deutschland fast ebenso viel Geld in die Heimat, wie der türkische Staat durch Exporte einnahm. Noch 1999 betragen die Überweisungen von TürkInnen in die Türkei inklusive der auf Heimatreisen mitgenommenen Beträge etwa 2,4 Milliarden DM (vgl. www.auslaender-statistik.de zit. in Greve 2003: 47).

Mit der Dauer des Aufenthalts in den Anwerbeländern wurden dieser Überweisungen weniger, stattdessen stieg der Konsum im Aufnahmeland, was vielfach mit Genugtuung festgestellt und als Zeichen der Integration gesehen wurde. Hierbei wird allerdings ein wichtiger Gesichtspunkt dieser Überweisungen übersehen, denn:

„(...) Migranten dagegen, die ihre Bindungen zu den Herkunftsfamilien erhalten, leisten direkt oder indirekt Entwicklungshilfe. Nach Schätzungen der Weltbank erreichen jährlich die Überweisungen der Migranten in ihre Länder mehr als 70 Milliarden US-\$ während die öffentliche Entwicklungshilfe zur Zeit ca. 55 Milliarden US-\$ beträgt. Obwohl sie volkswirtschaftlich nicht unproblematisch sind, stellen die Überweisungen der Migranten für viele Länder einen der wichtigsten Finanztransfers dar, in einigen Ländern sind sie sogar die wichtigste Devisenquelle überhaupt (Dietzel-Papakyriakou 2003: 135).“

Anfängliches Ziel der allermeisten ArbeitsmigrantInnen war es, in möglichst kurzer Zeit, möglichst viel Geld zu verdienen, so dass sie einen erheblichen Teil des Geldes nach Hause

schicken oder sparen konnten, um nach einigen Jahren in ihre Heimat zurückzukehren und sich dort eine verbesserte wirtschaftliche Grundlage zu schaffen. Dieser Plan, den die meisten ArbeitsmigrantInnen verfolgten, hatte Auswirkungen auf ihr Verhalten im Aufnahmeland. So akzeptierten sie etwa viel eher als Deutsche schmutzige und besonders harte Arbeit, machten mehr Überstunden und verzichteten auf einen ihrem Lohn entsprechenden Lebensstandard und Konsum. Sie wohnten möglichst billig und zeigten an politischen und gewerkschaftlichen Aktivitäten kein Interesse (vgl. Herbert 1986: 200). Dies galt zumindest für die Anfangszeit.

3. Migration und die Situation im Ankunftsland

3.1. Migrationsmotive von Menschen aus der Türkei

Delgado stellt in seiner Untersuchung über das Bild der ‚Gastarbeiter‘ in der Presse (1972) fest, dass hier immer wieder betont wird, dass die Gründe für die Migrationsentscheidung die Arbeitslosigkeit in der Heimat und der Wunsch ‚viel Geld zu sparen‘ seien. Außerdem finde sich in der Berichterstattung die ständige Wiederholung des Bildes, in dem auf die armseligen und primitiven Verhältnisse hingewiesen wurde, denen diese Menschen entfliehen wollten. Es kann aber wie oben bereits angeführt wurde, keineswegs davon ausgegangen werden, dass es sich bei den ‚GastarbeiterInnen‘ um eine homogene Gruppe handelte (Vgl. Delgado 1972: 44). Generalisierende Annahmen über die Migrationsmotive von ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ werden den unterschiedlichen sozialen Hintergründen und Migrationsmotiven dieser Menschen daher keineswegs gerecht (vgl. Abadan 1964 zit. in Hunn 2005: 71).

Generell kann gesagt werden, dass man sich von einer Migration erhofft, in der Fremde das zu finden, was man zu Hause nicht verwirklichen konnte oder entbehren musste. Im Wesentlichen sind das drei Dinge:

- ✘ Materielle Sicherheit und Wohlstand.
- ✘ Die Möglichkeit, Grundlagen für eine bessere berufliche Zukunft zu schaffen.
- ✘ Persönliche Unabhängigkeit und Freiheit.

Auch dies wurde in der DPT-Studie (Staatliche Planungsorganisations) von 1963 detailliert erhoben und brachte folgendes Ergebnis:

- ✘ 20 Prozent der Befragten wollten Geld sparen.
- ✘ 18,6 Prozent wollten die eigene und die Zukunft ihrer Familie sichern.
- ✘ 17,4 Prozent wollten Berufskennnisse und Berufserfahrung sammeln.
- ✘ 14,8 hatten den Plan, ein Auto zu kaufen.
- ✘ 9,3 Prozent wollten studieren.
- ✘ 6,7 Prozent wollten ein Haus bauen.
- ✘ 4,5 Prozent planten, selbstständig zu werden und mit dem verdienten Geld Material, Werkzeuge und Geräte anzuschaffen.
- ✘ 3 Prozent wollten die Welt sehen und Deutsch lernen.

- ✘ 0,6 Prozent gaben an, Schulden begleichen zu wollen (vgl. Abadan 1964 zit. in Hunn 2005: 73).

An einem Beispiel soll hier ein wichtiges Migrationsmotiv, nämlich der Wunsch nach finanzieller Sicherheit, kurz illustriert werden. Gonca Suna (Suna 2009) beschreibt in einem Beitrag für das Buch ‚Bregenzerwald Lesebuch‘ die Geschichte der Migration ihrer Familie von Istanbul nach Vorarlberg.

„(...) Erst viel später erfuhr ich, dass es finanzielle Schwierigkeiten gewesen waren. Mein Vater musste in der Türkei seinen kleinen Elektroladen Konkurs melden. Ein Bekannter, der in Österreich lebte, brachte Papa auf die Idee, hier Arbeit zu suchen. Er sollte etwas Geld auf die Seite bringen, um später mit einer soliden finanziellen Basis zur Familie in die Türkei zurück zu kehren (Suna 2009: 196).“

Nachdem der Vater bereits drei Jahre in Österreich gelebt hatte, kam die in der Türkei zurückgebliebene Familie schließlich zu Besuch:

„Wir waren jedenfalls mit der Absicht gekommen, hier lediglich unseren Urlaub zu verbringen. Doch es kam anders. Meinen Eltern hatte die Trennung schon länger zu schaffen gemacht. Gerade meine Mutter hatte es nicht einfach als alleinerziehende Frau mit zwei Kindern in der Großstadt. Für beide stand fest, entweder wir würden hier bleiben, oder der Papa würde sehr bald zurückkehren. Der Bescheid des Antrages auf ein Bleiberecht für uns sollte darüber entscheiden. Als er dann überraschenderweise positiv ausfiel und unsere Touristenvisa zu einer befristeten Aufenthaltsbewilligung verlängert wurden, entschieden wir uns kurzerhand – noch während des Urlaubs – hier in Österreich zu bleiben (Suna 2009: 196).“

Kemal war in der Türkei Bauer gewesen und entschied sich, nachdem er mit 26 seinen Militärdienst abgeleistet hatte, dazu seine Heimat zu verlassen. Er hatte in der Türkei als Bauer zu wenig Geld verdient und somit dort keine Zukunft gesehen. Heute würde kaum mehr jemand in den anatolischen Dörfern leben, weil alle in die Stadt gingen, erzählt er. Für türkische Verhältnisse sei dann sein Gehalt in Österreich durchaus beachtlich gewesen. Kemal hatte als Bauer seine Felder noch mit Pferden bestellt, sein Ziel war es, sich einen Traktor zu kaufen und dann zurückzukehren. Er erzählt, er sei ledig gewesen und habe mit der Zeit den Traktor vergessen, er habe alles vergessen, habe einfach sein Leben gelebt. Er habe das Geld, das er verdient habe, einfach wieder ausgegeben, habe nie genug zusammengekriegt. Mittlerweile hat er einen Traktor, lebt aber nach wie vor in Vorarlberg (vgl. Kemal, 16. Mai 2010).

Am Ende der 1960er Jahre gewannen auch die zunehmend repressiver werdenden politischen Zustände in der Türkei an Bedeutung für die Migrationsentscheidung. 1970 kam es in Folge

dieser Umstände zu einem neuerlichen Eingreifen des Militärs. Dies betraf besonders Menschen, die in politischen LehrerInnenvereinen, Gewerkschaften oder auch sonstigen Organisationen aktiv waren. An erster Stelle stand aber für die meisten türkischen MigrantInnen dennoch der Gelderwerb, was aber viele nicht daran hinderte, auch die Verwirklichung bestimmter Bildungs- und Konsumziele anzustreben (vgl. Hunn 2005: 73). Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft war für viele Menschen der Motor die Entscheidung zur Migration zu realisieren.

„Dabei ist es wichtig zu unterstreichen, dass der imaginierte Ort, an dem die erhoffte bessere Zukunft gelebt werden sollte, in aller Regel in der Türkei lag. Im Ausland sollten lediglich die Voraussetzungen dafür geschaffen werden. Allerdings gab es auch Ausnahmen von dieser Regel. Dazu gehörten viele weibliche Migranten, bei denen der Wunsch nach einem freieren und unabhängigen Leben eine wichtige Rolle bei der Migrationsentscheidung spielte und deren Rückkehrabsicht von Anfang an nur sehr schwach ausgeprägt war (Hunn 2005: 74).“

Obwohl etwa die Bundesrepublik Deutschland günstige Voraussetzungen für die Erreichung dieser Ziele zu bieten schien, erforderte das Verlassen der Heimat in den ersten Jahren doch einiges an Pioniergeist. Dies hing auch damit zusammen, dass die Türkei bis dahin keine Auswanderung in größerem Umfang erlebt hatte, weshalb diese Option den meisten TürkInnen trotz eventueller materieller Nöte zumindest vorerst wenig attraktiv erschien. Auch wenn es diese Ängste vorhanden waren, gab es doch Menschen, denen eine Migration attraktiv erschien. Dem Wunsch nach einer Migration standen allerdings häufig familiäre Widerstände, aber auch individuelle Ängste vor dem Neuen und Unbekannten entgegen (vgl. Hunn 2005: 74).

Die Haltung der meisten TürkInnen gegenüber Europa war von Bewunderung, aber auch von Misstrauen geprägt. Diese Haltung ist nur vor dem Hintergrund des radikalen Umbruchs in der eigenen Geschichte zu verstehen. Es war Mustafa Kemal Atatürk (1881 bis 1938), der nach dem Untergang des Osmanischen Reiches mit der Gründung der modernen laizistischen türkischen Republik diesen Bruch vollzog. Die im Anschluss durchgeführten Reformen, welche der Türkei den Anschluss an Westeuropa ermöglichen sollten, weckten bei vielen TürkInnen das Gefühl einer Verleugnung der eigenen kulturellen Identität. Das Land wurde somit auf eine immer noch andauernde Zerreißprobe gestellt. Dieser Kurs war aber auch deshalb sehr umstritten, weil sich die TürkInnen diejenigen Länder zum Vorbild nehmen sollten, die zum Untergang des Osmanischen Reiches beigetragen hatten (vgl. Hunn 2005: 75).

„Diese Aufforderung zur Verwestlichung galt nicht zuletzt auch den türkischen Migranten, deren Entsendung ins westliche Ausland von zahlreichen Politikern, Intellektuellen und Publizisten eben auch als Erziehungs- und Bildungsmaßnahme aufgefasst wurde (Hunn 2005: 75f).“

3.2. Die Herkunft türkischer ArbeitsmigrantInnen

Gerade die türkischen ‚GastarbeiterInnen‘, die anfangs nach Mitteleuropa kamen, stammten vermehrt aus Großstädten und dabei insbesondere aus Istanbul, was aber auf die vorhergehende Binnenmigration vom Land in die Stadt zurückzuführen ist. Bei einer Stichprobenuntersuchung im Herbst 1963, die von Abadan im Auftrag der Staatlichen Planungsorganisation (DPT) durchgeführt wurde, zeigte sich, dass vor dem Verlassen der Türkei lediglich 18,2 Prozent der 500 befragten türkischen GastarbeiterInnen ihren ständigen Wohnsitz in Dörfern mit weniger als 2 000 EinwohnerInnen gehabt hatten. 12,8 Prozent stammten aus Städten mit mehr als 50 000 EinwohnerInnen, 4,3 Prozent aus Izmir, 5,7 Prozent aus Ankara wohingegen 41 Prozent aus Istanbul stammten (vgl. Abadan 1964 zit. in Hunn 2005: 71).

„Die Untersuchungen, die in den Anfangsjahren der Auslandsmigration (1963 und später) durchgeführt wurden, zeigten, dass die Migration ins Ausland meist die Verlängerung einer Binnenmigration war, die vom Land in die Stadt geführt hatte, und dass die Mehrzahl der Migranten aus drei großen Städten kam, nämlich Istanbul, Ankara und Izmir. Während man einen Zustrom von Arbeitskräften aus den weniger entwickelten Gebieten erwartet hatte, wurden anfangs die westlichen und südwestlichen Gebiete der Türkei – also verhältnismäßig fortschrittliche Gebiete – zur Quelle der Migration ins Ausland (Tufan 1998: 45).“

Auch Greve (2003) kommt zu einem ähnlichen Befund, er stellt fest, dass etwa zwei Drittel der Arbeitskräfte aus der Türkei aus Anatolien stammten, von diesen hatte allerdings etwa die Hälfte zuvor bereits in größeren türkischen Städten gelebt. Die Motive, die Heimat zu verlassen waren durchaus vielfältig, wobei neben der Suche nach Arbeit und Geld meist Neugier und Abenteuerlust einen wichtigen Punkt darstellten. Daneben spielten mitunter auch politische Gründe oder der Wunsch nach einem Studium eine Rolle. Die Vorstellungen vom Leben in Deutschland waren meist sehr vage, man wusste nicht wirklich was einen erwarten würde, viele wurden auch von schwer erfüllbaren Hoffnungen angetrieben (vgl. Greve 2003: 36).

Ali erzählt, er sei 1973 direkt aus seinem Dorf nach Österreich gekommen, ohne, dass dem eine Binnenmigration vorausgegangen sei. Anfänglich sei es ihm um das Finanzielle gegangen, er hatte in der Türkei eine Lehre gemacht und war auch in eine Religionsschule gegangen. Als 16jähriger verließ er die Heimat und kam mit seinem Onkel nach Österreich (vgl. Ali 13. April 2010).

Faruk war 1989 von Istanbul nach Österreich gekommen, zurückgelassen hatte er seine Frau mit zwei Kindern, die Familie kam allerdings 1992 nach. Davor war er mit 16 Jahren aus seinem Heimatdorf in Ostanatolien nach Istanbul gewandert, wo er sechs oder sieben Jahre gearbeitet hatte, hier besaß er ein eigenes Geschäft. Sein Geburtsort ist ein kleines Dorf, wo früher über 1 000 Menschen gelebt hatten, heute, sagt er, seien es noch 200. Sein Cousin, der schon länger in Österreich arbeitete, hatte ihm bei einem Heimaturlaub von Österreich erzählt, ihn wollte er nun besuchen. Faruk hat sich dann spontan dafür entschieden, hier zu bleiben, nachdem er sogleich Arbeit gefunden hatte. Die erste Zeit arbeitete er im Gastgewerbe, seine Arbeit fand er, indem er einfach persönlich um Arbeit fragte und diese auch sogleich bekam (vgl. Faruk, 25. Mai 2010).

Manche ArbeitgeberInnen gingen davon aus, dass Arbeitskräfte aus weniger entwickelten, ländlichen Gebieten eher bereit seien, schlechte Arbeitsbedingungen zu akzeptieren und warben deshalb ihre Arbeitskräfte vorzugsweise in solchen Gebieten an (vgl. Hunn 2005: 110).

In der Realität waren die aus ländlichen Gebieten angeworbenen TürkInnen aber nicht immer ganz so anspruchslos, fügsam und arbeitswillig wie es sich die potentiellen ArbeitgeberInnen erhofft hatten. In der zeitgenössischen Presse etwa wurde nicht nur lobend, sondern auch tadelnd über die TürkInnen berichtet (vgl. Hunn 2005: 111).

Ein Erklärungsansatz für diese Tatsache ist zu finden, wenn man die Erwartungen der ArbeitgeberInnen mit jenen der türkischen Arbeitskräfte vergleicht. So war es häufig der Fall, dass die TürkInnen, die nach Westeuropa gekommen waren, falsche Vorstellungen von ihren Verdienstmöglichkeiten und ihrem Leben in den sie anwerbenden Ländern hatten. Die Informationen, welche die TürkInnen vor ihrem Reiseantritt bekommen hatten, waren wenig aussagekräftig und teilweise auch unverständlich. Diese in Arbeitsverträgen und diversen Broschüren zusammengefassten Informationen reichten in keiner Weise aus, um sich ein realistisches Bild von der Rolle als ‚GastarbeiterIn‘ zu machen. Die Realität, der sich diese Menschen stellen mussten, führte nicht nur zu Enttäuschungen, sondern auch dazu, dass sich

viele TürkInnen von ihren ArbeitgeberInnen betrogen fühlten. Teilweise wurde diesem Missbehagen auch durchaus Ausdruck verliehen, was etwa in Streiks endete (vgl. Hunn 2005: 112).

Die Enttäuschung und der Unmut, den viele TürkInnen empfanden, hingen stark damit zusammen, dass sie teilweise unterhalb ihrer Qualifikationen eingesetzt wurden. Daneben blieb ihr Lohn oft sehr niedrig, die Arbeit, welche sie zu verrichten hatten, war in vielen Fällen unerwartet hart, gesundheitsbelastend und mit einem hohen Unfallrisiko verbunden. Die ihnen zur Verfügung gestellten Unterkünfte waren oft in einem katastrophalen Zustand. Beschwerden, die in diese Richtung gingen, stießen sowohl bei den ArbeitgeberInnen als auch bei den Betriebsräten meist auf taube Ohren (vgl. Hunn 2005: 116f).

„Die einen nahmen die vorgefundene Situation zähneknirschend hin, andere kehrten enttäuscht nach Hause zurück oder versuchten einen besseren Arbeitsplatz zu finden. Angesichts der Strukturmerkmale der Ausländerbeschäftigung, die ja gerade dadurch gekennzeichnet war, dass Ausländer für un- oder geringqualifizierte, schlecht bezahlte, körperlich belastende und gesundheitsgefährdende Tätigkeiten eingesetzt wurden, waren allerdings meist nur graduelle Verbesserungen möglich, zumal die unabdingbare Voraussetzung für einen beruflichen Aufstieg, nämlich der Erwerb der deutschen Sprache, von den Betrieben im allgemeinen kaum gefördert wurde (Hunn 2005: 118).“

Die meisten Angehörigen der ersten Generation investierten ihr erspartes Geld in Häuser oder Wohnungen in der Türkei. In Deutschland betonten sie ihre Verbindung zur Türkei durch Familienfotos, Bilder und Plakate oder durch religiöse Motive (vgl. Greve 2003: 47).

Abschließend kann gesagt werden, dass bei einer Migration keinesfalls davon ausgegangen werden kann, dass es sich hierbei um eine einmalige Reise vom Herkunfts- ins Zielland handle. Vielmehr bedeutet Migration den Beginn einer stetigen Reisetätigkeit. So machte sich seit den 1970er Jahren alljährlich im Sommer ein Grossteil der in Deutschland lebenden TürkInnen auf den Weg in die Türkei, um ihren Sommerurlaub dort zu verbringen. Das gilt vor allem für die erste Generation (vgl. Greve 2003: 74).

3.3. Die Situation von Frauen in der Migration

Für türkische Frauen, die den Wunsch hatten, als Arbeitsmigrantinnen in den Westen zu gehen, war die Hemmschwelle aus gesellschaftlichen Gründen merklich höher als für Männer, ihre Zahl hielt sich daher sehr in Grenzen. Besonders in den ersten Jahren wurde unverheirateten oder ohne ihre Ehemänner ins Ausland gehenden Frauen nachgesagt, unmoralische oder schlechte Frauen zu sein. In Zahlen bedeutet dies, dass von den 11 022 türkischen ArbeitnehmerInnen die 1962 über die Verbindungsstelle vermittelt wurden, 504 weiblich waren, 1964 waren bereits 5 022 der insgesamt 54 918 Arbeitskräfte weiblich (vgl. Hunn 2005: 77f).

37 Prozent der in Deutschland arbeitenden türkischen Frauen waren ledig, je neun Prozent verwitwet bzw. geschieden und 44,8 Prozent verheiratet. Die verheirateten Frauen hielten sich zumeist gemeinsam mit ihren Ehemännern in Deutschland auf. Die meisten ‚Gastarbeiterinnen‘ stammten aus städtischen Gebieten, gehörten dem Mittelstand an und verfügten über eine durchschnittlich gute Schulausbildung. So hatten 10,4 Prozent Abitur, 16,3 Prozent hatten eine Mittelschule absolviert, wohingegen die Anteile bei den Männern bei 3,2 und 12,1 Prozent lagen. Beim Berufschulabschluss war der Unterschied am gravierendsten. 23,8 Prozent der Frauen, aber nur 14 Prozent der Männer konnten auf einen solchen zurückgreifen (vgl. Abadan 1964 zit. in Hunn 2005: 78). Dennoch wird das Bild von Frauen, die in die Migration gehen, oft generalisiert:

„Die vorherrschende Sicht auf Migrantinnen in Österreich ist eine verallgemeinernde, homogenisierende und allein dadurch stereotypisierende. Man tut so, als wären die Migrantinnen eine einheitliche Gruppe – meistens von unterdrückten, uneigenständigen, abhängigen Opfern, denen im besten Fall geholfen werden kann bzw. muss, die aber keine eigenen Handlungsstrategien haben. Die Vielfalt der sprachlichen, kulturellen, religiösen, sozio-ökonomischen Herkünfte wird dadurch verschleiert und unsichtbar gemacht. So wird es möglich, Migrantinnen als einheitliche Gruppe zu phantasieren und ihnen je nach Bedarf bestimmte Merkmale zuzuschreiben (Korun 2004: 69).“

Demnach wäre die durchschnittliche Migrantin:

- ✘ Über den ‚Familiennachzug‘ nach Österreich gekommen.
- ✘ Schlecht Deutsch sprechend.
- ✘ Schlecht ausgebildet.
- ✘ Unter Männerunterdrückung leidend.
- ✘ An ihrem Äußeren leicht zu erkennen (Kopftuch) (vgl. Korun 2004: 69).

Dieses Bild der Männerlastigkeit der Arbeitsmigration nach Österreich hatte am Beginn der Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte vielleicht noch gestimmt, waren doch von den türkischen ZuwandererInnen nur 13 Prozent Frauen. Dennoch gab es auch in der Anfangszeit bereits Frauen, die ohne Familie oder Ehemann nach Österreich gewandert waren, dies wurde aber öffentlich kaum wahrgenommen. Das führte wiederum zu einer Nicht-Berücksichtigung von weiblichen Lebenswirklichkeiten durch österreichische Behörden, aber auch durch die Politik (vgl. Korun 2004: 69f).

„Die Haltung Frauen bloß als ihren Männern ‚Nachziehende‘ zu thematisieren, machte sie im öffentlichen Bewusstsein zu Abhängigen, während die österreichischen Gesetze mit diskriminierenden Bestimmungen sie von ihren Ehemännern tatsächlich abhängig machten: Bis heute erhält ein/e ‚nachziehende/r‘ EhepartnerIn kein eigenständiges Aufenthaltsrecht und die ersten fünf Jahre ihres/seines Aufenthalts in der Regel auch keine Arbeitsgenehmigung (Korun 2004: 70).“

In der Praxis bedeutete dies, dass die Frau die ersten fünf Jahre ihrer Ehe von ihrem Ehemann abhängig war und bis vor nicht allzu langer Zeit bei Trennung oder Scheidung auch aufgrund häuslicher Gewalt ihr Aufenthaltsrecht verlor. Lediglich unter der Bedingung, dass der Ehemann wegen Gewalt eine Wegweisung aus der gemeinsamen Wohnung erhielt oder strafrechtlich rechtskräftig verurteilt wurde, konnte der Ehefrau eine Arbeitsbewilligung ausgestellt werden, es bestand jedoch kein Rechtsanspruch auf den Zugang zum Arbeitsmarkt. Aus diesen Gründen wagten und wagen es wohl nur wenige Frauen, sich von ihren Männern zu trennen. Aber auch bei Transferleistungen wie Familienbeihilfe oder bei sozialen Rechten, etwa Unterhaltsvorschuss sind drittstaatsangehörige Frauen benachteiligt. Unterhaltsvorschuss steht grundsätzlich nur österreichischen StaatsbürgerInnen zu. Für den Bezug von Familienbeihilfe müssen Drittstaatsangehörige entweder unselbstständig erwerbstätig sein oder schon fünf Jahre in Österreich leben. Dies wirkt sich in der Praxis so aus, dass fünf Jahre lang kein Anspruch auf Familienbeihilfe besteht, auch aufgrund des faktischen Arbeitsverbot für die ersten fünf Jahre. Daneben gibt es Fälle, in denen die Familienbeihilfe vom Ehemann bezogen wurde und sie die Frau nie zu Gesicht bekam, was sich im Falle einer Scheidung so auswirkte, dass sie zwar das Sorgerecht für die Kinder bekommen konnte, aber aufgrund der ‚ausländerrechtlichen‘ Bestimmungen keine Familienbeihilfe beziehen konnte (vgl. Korun 2004: 70f).

Trotz rechtlicher Benachteiligungen dürfen Frauen aber nicht zu Opfern degradiert und damit die Diskriminierung verdoppelt werden. Die Rolle als ‚Migrantin‘, die ZuwandererInnen meist zugeschrieben wird, bedeutet eine Reduktion der Zugehörigkeiten und sozialen Bindungen, die ein Menschenleben ausmachen. Sowohl in der Mehrheitsgesellschaft, als auch

unter den Migrantinnen greift jedoch immer mehr eine Pluralisierung der Lebensentwürfe um sich, wodurch die Zuschreibung einer fixen Identität zunehmend erschwert wird (vgl. Korun 2004: 72f).

Für die meisten türkischen Frauen, die einer Beschäftigung in Österreich nachgingen, kann gesagt werden, dass sie seit den 1960er Jahren aufgrund der Anwerbestrategien, aber auch aufgrund von Rechtslage, ArbeitnehmerInnen- und ArbeitgeberInneninteressen in den untersten Segmenten des österreichischen Arbeitsmarktes eingegliedert worden waren (vgl. Bakondy 2004: 134).

Die Migration kann es außerdem mit sich bringen, dass sich die Rollen innerhalb von Familien verschieben.

„(...) dass die Gastarbeiterinnen nicht nur die Rolle des Familienoberhauptes übernehmen, sondern darüber hinaus auch eine ganze Reihe neuer Vorrechte erhalten, an die in ihrem Heimatland vorher nicht zu denken war. Zu diesen neuen Rechten gehört das Recht auf freie Berufswahl und freie Wahl des Arbeitsplatzes wie auch des ständigen Wohnsitzes; das Recht, über die Höhe der Ersparnisse, der Investitionen und Ausgaben selbst zu bestimmen; das Recht, die Familiengröße festzulegen, sowohl hinsichtlich der Kinderzahl als auch hinsichtlich des Zusammenlebens mit anderen Familienmitgliedern (Abadan-Unat 1985b zit. in Steinhilber 1994: 260).“

Alev ist zwar sehr wohl ihrem Mann in die Migration gefolgt, hat aber, wie oben beschrieben, nach ihrer Ankunft in Österreich sogleich Verantwortung innerhalb der Familie übernommen. Sie hatte in der Türkei für ungefähr fünf Jahre ein eigenes Geschäft gehabt und konnte daher mit Geld umgehen. Als ihr Mann schließlich in die Türkei zurückkehren wollte, war sie es, die darauf beharrte zu bleiben, weil mittlerweile die Kinder mit der Schule begonnen hatten und sie nicht wollte, dass diese aus ihrem gewohnten Umfeld herausgerissen wurden. Die Verbindung war zustande gekommen, weil Kemals Schwester Alevs Mutter kannte. Damals sei es nicht üblich gewesen, sich länger kennen zu lernen, man habe einfach gesagt, wie wäre die oder der für dich und habe dann geheiratet. Alev erzählt, sie habe sich für Kemal interessiert, weil er in Europa gewesen sei. Sie sei mit der Vorstellung nach Österreich gekommen, hier mehr zu verdienen und besser zu leben. Am Anfang habe sie sich sehr schwer getan in der neuen Umgebung. Sie liebe die Türkei, würde aber wegen der Kinder nicht für immer zurück kehren. Kemal und Alev träumen von längeren Aufenthalten in der Türkei, realisieren diesen Traum auch in der Pension nicht wirklich, kehren jährlich lediglich für mehrere kürzere Aufenthalte in ihr Herkunftsland zurück, obwohl die Familie hier zwei

Wohnungen und ein Haus besitzt. In Österreich war Alev immer Hausfrau, ihr Mann wollte nicht, dass sie arbeiten geht (vgl. Alev, 16. Mai 2010).

Metin hatte seine Frau 1972 in der Türkei kennen gelernt, 1973 haben sie geheiratet und ein Jahr später ist sie dann nach Österreich gekommen, auch seine Frau war nicht berufstätig (vgl. Metin 13. April 2010).

„Früher gab es nicht viel kennen lernen. Da hat man ein paar Tage geschaut, ahja ich bin diese Frau und dann hat man gleich geheiratet, heute ist das anders (Metin, 13. April 2010).“

Verschiedene Studien korrigieren das stereotype Bild von der ‚autoritär-patriarchalen‘ Familie. Nauck (1985) konnte nachweisen, dass in über 70 Prozent der türkischen MigrantInnenfamilien synkrische Entscheidungsmuster überwiegen. Die mit der Migration eintretenden familiären Veränderungen führen ferner auch zu einer gestiegenen, autonomen Partizipation der Ehefrauen, auch im außerfamiliären Bereich. Männer erfahren in der Migration eine massive Infragestellung ihrer Identität und werden in ihrer männlichen Autorität verunsichert, was seinen Ausdruck in Krankheiten, psychosomatischen Beschwerden, Alkoholismus und Gewalt in der Familie findet. Während für Frauen primär familiäre Konflikte eine Belastung darstellen, liegen die hauptsächlichen Stressfaktoren der Männer im beruflichen Bereich sowie in sozialen Belastungen außerhalb der Familie (vgl. Steinhilber 1994: 260f).

„Durch eine Beschäftigung, die auf der untersten Ebene der Arbeitshierarchie angesiedelt und durch monotone und anstrengende Arbeitsbedingungen gekennzeichnet ist, verknüpft mit Diskriminierungen qua Nationalität, kann der Migrant quasi über Nacht von einer anerkannten Persönlichkeit zu einer ‚inkompetenten‘, hilflosen, fremdbestimmten, ausgebeuteten und diskriminierten Person werden (Steinhilber 1994: 261).“

Für die Migrantenfamilie können sich im sozialen und kulturellen Kontext der industrialisierten, individualistisch orientierten Gesellschaft verschiedene Veränderungen ergeben

- ✗ Erwerbsarbeit der Frau.
- ✗ Bildungsmöglichkeiten für die Töchter.
- ✗ Geringe soziale Kontrolle durch die Community.
- ✗ Relativierte restriktive Handlungsmuster (auch geschlechtsspezifische).

✘ Veränderungen können sich auch hinsichtlich der Selbstständigkeit der Frauen ergeben:

- ◆ Zunahme von Verantwortung
- ◆ Entscheidungsmacht
- ◆ Eine Aufteilung von Hausarbeit und Kinderversorgung (vgl. Steinhilber 1994: 336).

Im Gegensatz zu einer weit verbreiteten Meinung, nach der die meisten Migrantinnen erst nach dem Schritt in die Migration erste Erfahrungen mit außerhäuslicher Arbeit gemacht hätten, arbeiteten viele dieser Frauen bereits in der Türkei oder hatten einen Beruf erlernt. So kamen in den ersten Jahren der Arbeitsmigration Frauen, die über einen höheren Bildungsstand verfügten als ihre männlichen Gegenüber ins Land. Erst nach dem Anwerbestopp 1973 waren im Rahmen der Familienzusammenführung vermehrt Frauen aus ländlichen Gebieten eingewandert, die weder über schulische noch über berufliche Bildung verfügten. Damit stieg auch der Anteil der Analphabetinnen bzw. sank die Erwerbsquote der ausländischen Frauen und näherte sich wieder dem Wert bei deutschen Frauen an. Dennoch gehen fast die Hälfte der türkischen Frauen einer Arbeit nach, mehr als drei Viertel von ihnen sind als un- und angelernte Arbeiterinnen tätig (vgl. Steinhilber 1994: 351).

Als wesentliche Faktoren, die das identitätsfördernde Potential von Arbeit der türkischen Frauen unterstützen, können die folgenden genannt werden:

- ✘ Eine gesellschaftliche Partizipation wird selbst unter Bedingungen von Konkurrenz und Ausgrenzung möglich, Chancen zur Bereicherung und Selbsterweiterung werden geboten. Die Selbsterweiterung erhält eine neue Dimension: so kann über die Arbeit und den Kontakt zu KollegInnen und Vorgesetzten eine neue Sprache erlernt werden, außerdem können neue kulturelle Lebensformen und Lebenswelten kennengelernt werden.
- ✘ Die Berufs- und Erwerbsarbeit schiebt sich durch die Migration in den weiblichen Lebenszusammenhang, damit tritt die Frau aus der Familie heraus und betritt ein neues kollektives Feld des Arbeitszusammenhanges, womit ihr ein Stück eigenes Leben eröffnet wird. Individuelles Verhalten muss erprobt werden, durch den Kontakt mit Vorgesetzten und KollegInnen werden Kooperationserfahrungen gemacht, wodurch die eigene Kooperationsfähigkeit im neuen kollektiven Umfeld

erfahren wird. Durchsetzungsvermögen, Handlungsfähigkeit und Selbstständigkeit werden entwickelt.

- ✘ Objektive (messbare) Leistung ermöglicht Selbstbewertung, Anerkennung, Selbstbestätigung und Stolz, was zu einem Aufbau von Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen führt, womit die Grundvoraussetzungen für die Entwicklung von Widerstandsfähigkeit geschaffen werden.
- ✘ Durch das Aneignen und Erlernen von technischen und handwerklichen Fertigkeiten und Qualifikationen werden Handlungskompetenzen aufgebaut und erfahren.
- ✘ Ein eigenes Einkommen gibt das Gefühl, als eigenständige Konsumentin agieren zu können, dadurch werden Frauen ökonomisch unabhängiger (vgl. Steinhilber 1994: 360f).

Man darf sich also nicht dazu verleiten lassen, das Bild der Migrantin zu sehr zu verallgemeinern, dies soll anhand eines Zitates der türkischen Unternehmerin Gülseren Onanç noch einmal verdeutlicht werden:

„Euer Bild von der Türkei ist nur die halbe Wirklichkeit“, sagt die Unternehmerin. Die Österreicher sähen die türkischen Emigranten – Taxifahrer, Arbeiter, Frauen mit Kopftuch. Es gibt auch ‚die andere Türkei‘: Gebildete, selbstständige Frauen, Unternehmerinnen (Kischko, Kurier, 10. Mai 2009).“

3.4. Die soziale Situation der ArbeitsmigrantInnen in Österreich und Deutschland

3.4.1. Bildung und Ausbildung

Für die aus der Türkei stammenden Arbeitskräfte, die nach Deutschland gekommen waren, hat wiederum Abadan auch das (Aus-)bildungsniveau näher untersucht. Hierbei stellte er fest, dass dieses längst nicht so niedrig war, wie gemeinhin angenommen wurde.

15,4 Prozent der befragten TürkInnen besaßen demnach einen Berufsschulabschluss, 12,8 Prozent einen Mittelschulabschluss, 4,3 Prozent hatten Abitur und 0,8 Prozent einen (Fach-) Hochschulabschluss, 49 Prozent hatten immerhin die fünfjährige Grundschule absolviert. Der Anteil der qualifizierten ArbeitnehmerInnen lag außerdem bei den TürkInnen auch auf längere Sicht mit 30,9 Prozent deutlich höher als bei den SpanierInnen mit 7,7 Prozent, den GriechInnen mit 8,9 Prozent, den PortugiesInnen mit 22,3 Prozent oder den ItalienerInnen mit 23,3 Prozent, nur die jugoslawischen Arbeitskräfte waren ähnlich gut qualifiziert wie die TürkInnen (vgl. Abadan 1964 zit. in Hunn 2005: 72).

Dennoch herrschte in der Presse ein anderes Bild vor:

„Die Berufsqualifikation der ausländischen Arbeitnehmer wird in der Presse als sehr niedrig eingeschätzt: sie haben nichts gelernt, sie sind für qualifizierte Arbeit unbrauchbar (Delgado 1972: 45).“

Sieht man sich die konkrete Situation jedoch genauer an, muss sehr viel mehr differenziert werden, denn viele ausländische Arbeitskräfte, die sich als ArbeitsmigrantInnen verdingt hatten, und z.B. in Deutschland Handlangerdienste verrichteten, waren Fachkräfte, die nicht in ihren gelernten Berufen beschäftigt waren. Es kann davon ausgegangen werden, dass ein Drittel der ‚GastarbeiterInnen‘ mit Berufsausbildung, unqualifizierte Tätigkeiten ausübte. Zu beachten ist jedoch ferner, dass von der Anwerbe-Kommission in erster Linie ausdrücklich ungelernete Hilfsarbeiter gesucht wurden (vgl. Delgado 1972: 45).

Für Österreich ist mit Reinprecht festzuhalten, dass für viele ArbeitsmigrantInnen der ersten Generation geringe berufliche Qualifikationen und Bildungsferne kennzeichnend waren. So hatten nach seiner Studie (Senior-Plus-Studie) unter den befragten ImmigrantInnen aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien insgesamt 59 Prozent in ihrem Herkunftsland keine Berufsausbildung erworben, unter jenen die vor 1973 nach Österreich kamen, betraf dies sogar 67 Prozent der ArbeitsmigrantInnen. Der höchste Anteil an Personen ohne berufliche Qualifikationen war mit 72 Prozent unter den Frauen zu verzeichnen. Unter den aus der

Türkei stammenden Personen beträgt der Anteil jener, die keine Schule besucht haben 13 Prozent. Vor allem Frauen sind davon besonders betroffen, so hat jede vierte Frau aus der Türkei keinen Schulabschluss. 80 Prozent der ArbeitsmigrantInnen aus der Türkei verfügen über einen Pflichtschulabschluss als höchsten Bildungstitel, 16 Prozent verfügen über die mittlere Reife, vier Prozent über eine Matura. Von diesen erworbenen Bildungsressourcen hängen zumeist auch die später erworbenen Deutschkenntnisse ab, je länger der Schulbesuch und je höher das Bildungsniveau desto besser die Deutschkenntnisse und wer seit Beginn seines Aufenthaltes in Österreich einen Deutschkurs besucht hatte, kann sich im Alltag besser verständigen, die Geschlechtszugehörigkeit ist dabei nicht unmittelbar (sondern nur indirekt über den Bildungsgrad) von Bedeutung (vgl. Reinprecht 2006: 55-57).

Tufan (1998) wiederum stellte fest, dass bei den MigrantInnen aus der Türkei das Niveau schulischer Bildung und der Anteil jener, die lesen und schreiben konnten über dem Durchschnitt der Bevölkerung der Türkei lag. Mit zunehmendem Zustrom von ArbeitsmigrantInnen aus ländlichen Gebieten und dem Nachzug von Ehefrauen im Rahmen der Familienzusammenführung sank jedoch der Bildungsgrad und damit auch der Anteil jener, die lesen und schreiben konnten. Offenbar war es für lese- und schreibkundige ArbeiterInnen leichter, in einem bestimmten Arbeitszweig eine Qualifikation zu erwerben. Es wurde auch festgestellt, dass Arbeitskräfte aus der Türkei im Allgemeinen besser qualifiziert waren als solche aus anderen Mittelmeerländern, dies wurde bereits weiter oben festgestellt. Die Zahl derjenigen, die der deutschen Sprache mächtig waren, ist allerdings gering (vgl. Tufan 1998: 46).

„Im Übrigen ist ein Großteil der Arbeiter nicht daran interessiert, an einem Deutschkurs in Deutschland teilzunehmen. In der Regel geben sie an, nach der Arbeit für einen Kurs zu müde zu sein oder nicht die Umgebung zu haben, in der sie von dem Erlernten Gebrauch machen könnten. (...). Daher wird die deutsche Sprache von den meisten als ein Wissen eingestuft, das man nicht anwenden kann. Daneben gibt es freilich auch Arbeiter, die – sei es auch kurz – einen Kurs besuchten, recht gut Deutsch erlernt haben und als Übersetzer tätig sind (Tufan 1998: 46f).“

Was das, oben erwähnte, Absinken des Bildungsgrades mit dem Nachzug von Frauen betrifft, so ist festzuhalten, dass dies nicht für alle Frauen gilt, denn es gab durchaus auch PionierInnen, die in den ersten Jahren selbst ins Ausland gingen und ihre Männer später nachkommen ließen. Ein Umstand, der allerdings nur sehr selten thematisiert wird (vgl. Steinhilber 1994: 20).

3.4.2. Die Wohnsituation in der Migration

„Österreichische Unternehmen dürfen nur Gastarbeiter einstellen, wenn für sie eine ortsübliche Unterkunft gesichert ist. Die Einhaltung dieser Bestimmung wird jedoch nicht immer kontrolliert. Wo kein entsprechender Wohnungsmarkt besteht, fällt also den Betrieben selbst die Aufgabe zu, für die Gastarbeiter Wohnraum bereitzustellen. Größere Betriebe in ländlichen Gegenden lösen dieses Problem meist durch Werkwohnungen (Alber, Gehmacher 1973: 46).“

Bezogen auf Wien fanden 41 Prozent der türkischen ‚GastarbeiterInnen‘ zuerst Unterkunft in Betriebswohnungen, 31 Prozent wohnten zur Untermiete und 13 Prozent kamen in einer Gemeinschaftswohnung unter. Lediglich drei Prozent übernahmen gleich eine Wohnung in Hauptmiete und zwei Prozent fanden bereits bei der Ankunft eine Hausbesorgerwohnung, der Rest kam kurzfristig bei Bekannten unter. Die Kosten für Heime oder Arbeiterwohnungen mussten großteils von den Unternehmen selbst getragen werden, die ‚GastarbeiterInnen‘ leisteten Zuschüsse in der Höhe von 150 bis 350 Schilling. Dieser Beitrag reichte lediglich für die Betriebskosten und die Instandhaltung der Unterkünfte. Die Einstellung der ‚GastarbeiterInnen‘ zum Wohnen verlief in zwei Richtungen; diejenigen, die ihre Familien in der Heimat zurückgelassen hatten, wollten hier möglichst wenig Geld ausgeben und waren bereit, große Entbehrungen auch beim Wohnen auf sich zu nehmen, somit wohnten sie meist schlechter als zu Hause (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 46f).

„In den Betriebsquartieren, insbesondere den Heimen, hat man es meist mit solchen Leuten zu tun. Verlangt man von ihnen etwas höhere Mietenzuschüsse, so ziehen sie meist in billigere private Massenquartiere weg. Gerade diese ‚Sparer‘ werden aber ausgebeutet. Sie fallen den Mietenwucherern zum Opfer, die in kleine und schlechte Wohnungen – wie sie ein Betrieb niemals bieten könnte, ohne mit dem Arbeitsinspektorat in Konflikt zu kommen – die größtmögliche Zahl von Gastarbeitern hineinzustopfen (Alber, Gehmacher 1973: 47).“

Betriebswohnungen spielten im Laufe der Zeit eine immer geringere Rolle, auch weil die ‚GastarbeiterInnen‘ Netzwerke gebildet hatten und sich so Wohnungen beschaffen konnten.

Ali, der 1973 nach Österreich gekommen war, lebte von Anfang an in einem Privathaus, später kaufte er sich eine Eigentumswohnung (vgl. Ali, 13. April 2010).

In Deutschland lebten die meisten TürkInnen während der 1960er Jahre in speziellen Wohnheimen unter außerordentlich harten Arbeits- und Lebensbedingungen. Viele ArbeitsmigrantInnen sahen die Zeit in Deutschland als Übergangszeit an, das eigentliche Leben sollte später in der Türkei stattfinden. Aus diesem Grund waren viele in erster Linie

darauf bedacht, möglichst viel Geld für die Rückkehr in die Türkei zu sparen bzw. das Geld an die in der Türkei zurückgebliebene Familie zu schicken (vgl. Greve 2003: 36).

„Konsumverzicht spricht bei den Arbeitswanderern auch aus Siedlungsweise und Wohnkultur: Sie ziehen meist billige Gemeinschaftsunterkünfte den teureren Einzelwohnungen vor. Sie leben nicht im Familienverband (...). Sie bleiben mithin eine im besten Sinne des Wortes ‚fremdbestimmte‘ Gruppe in der Aufnahmegesellschaft, an die sie nur das Arbeitsverhältnis bindet, das Mittel für Zwecke im Herkunftsland erbringen soll, und beendet wird, wenn es diese Zwecke erfüllt hat (Bade 1994: 42).“

1962 wohnten somit etwa zwei Drittel der neuangeworbenen (gemeint sind hier nicht nur TürkInnen) ‚GastarbeiterInnen‘ in Deutschland in Gemeinschaftsunterkünften, welche entweder von den Betrieben oder von städtischen Behörden, Wohlfahrtsverbänden oder Privatpersonen unterhalten wurden. Die zum Teil katastrophalen Wohnverhältnisse fanden schon früh Beachtung in der Presse (vgl. Herbert 1986: 202). Während vertraglich geregelt war, dass AusländerInnen die gleichen Löhne und Sozialleistungen zu erhalten hatten, wie Deutsche, sahen viele Unternehmer bei den Unterkünften Einsparungspotential, was sich in entsprechend schlechten Wohnverhältnissen äußerte. Aber auch die ‚GastarbeiterInnen‘ waren an billigen Unterkünften interessiert, da sie von einem vorübergehenden Aufenthalt ausgingen. Somit entstand zwischen den Interessen der ArbeitgeberInnen und der angeworbenen Arbeitskräfte ein Spielraum, den auch viele private Wohnungsvermieter für sich zu nutzen wussten (vgl. Herbert 1986: 204).

„(...) galt doch die Übervorteilung von Ausländern, jedenfalls in den frühen 60er Jahren, weithin als Kavaliersdelikt, außerdem war mit Protesten vor allem der ganz unerfahrenen und verschüchterten Neuankömmlinge nicht zu rechnen (Herbert 1986: 204).“

In einer solchen Situation fand sich auch Kemals Familie wieder. Alev, die ihrem Mann 1979 nach Österreich gefolgt war, erzählt, sie habe bei der Fahrt von der Türkei nach Österreich die Mitreisenden gefragt, wie denn die Häuser in Österreich seien, diese hätten erzählt, es würde wie in der Türkei auch, Wohnblöcke geben. Schließlich war sie in Vorarlberg in einem Haus gelandet, in dem sich die Familie ein Bad mit zwei anderen Familien teilen musste, Küchen gab es zwei. Unter diesen Umständen fiel es ihr anfänglich sehr schwer sich in der neuen Umgebung zurecht zu finden. Schließlich sind die anderen Familien nach und nach ausgezogen, weil die Miete niedrig war und sie das Haus jetzt für sich allein hatte, blieb Kemals Familie. Das Haus hatte keine Zentralheizung, nur einen Nachtspeicherofen, einen

Heizkörper, hier traf sich die Familie im Winter. Auch die anderen Frauen, die in dem Haus wohnten machten Alev anfangs das Leben schwer (vgl. Alev, 16. Mai 2010):

„(...) die hätten so getan, als ob sie keine Miete bezahlen würde, weil sie die Letzte war, die gekommen ist und dann sei sie mal auf Urlaub gefahren und dann habe sie zur Oma gesagt, sie möchte nicht mehr zurück hierher und die Oma habe die Umstände hier nicht gekannt und habe immer gefragt, warum sie nicht mehr zurück will, warum sie nicht mehr nach Österreich will (Alev, 16. Mai 2010).“

Bei Urlaubsfahrten in die Türkei wollte die Mutter nicht, dass Fotos von dem Haus in Österreich gezeigt wurden, weil sie meinte, die zurückgebliebenen Verwandten und FreundInnen müssten nicht wissen, unter welchen Umständen die Familie in Österreich wohne. Ihre Schwester sei einmal zu Besuch gekommen und habe gesagt, mein Gott, was macht ihr hier. Die Wohnung, welche die Familie in der Türkei besitzt, sei viel besser, als das Haus. Dem Sohn war es wichtig in der neuen Wohnung, welche die Familie letztes Jahr bezogen hat, seinen Eltern den Komfort zu bieten, auf den sie jahrelang verzichten mussten. Die Mutter erzählt, sie habe anfänglich nur einen Topf ohne Deckel zum Kochen gehabt (vgl. Alev, 16. Mai 2010).

„Hier war keine Küche drin, als ich die Wohnung gekauft habe, da habe ich gesagt, Mama du kriegst eine schöne Küche, dann haben wir sie geplant und sie ist zufrieden (...). Weißt du, ich liebe ja meine Eltern und da habe ich mir gedacht, die müssen mit mir woanders hinziehen, weil es ist ein Leben, das wir haben und dann sollen sie auch mal schön leben können (Kemals Sohn, 16. Mai 2010).“

Ab Mitte der 1960er Jahre wurden vor allem von Großunternehmen in Deutschland in verstärktem Maße bessere Wohnheimplätze geschaffen, was von der Bundesregierung durch Darlehen und Zuschüsse gefördert wurde. Insgesamt gesehen aber blieb die Wohnsituation der ‚GastarbeiterInnen‘ bis in die späten 1970er Jahre das von außen sichtbarste Zeichen ihrer Unterprivilegierung und Benachteiligung (vgl. Herbert 1986: 204).

Auch Metin lebte anfänglich in einer sogenannten Firmenwohnung, er habe damals mit zwei, drei Kollegen in einem Raum geschlafen, damals seien sie alle ledig gewesen, hätten keine Familien gehabt. Als er 1974 seine Frau nach Österreich gebracht hatte, bekam das Paar eine eigene Firmenwohnung, die aus zwei kleinen Zimmern bestand. Mittlerweile wohnen die beiden in einer 100 m² Wohnung (vgl. Metin, 13. April 2010).

Verschlimmert wurde die Lage der ‚GastarbeiterInnen‘ noch dadurch, dass sie die weitaus günstigeren Wohnverhältnisse ihrer österreichischen ArbeitskollegInnen ständig vor Augen

hatten. Solch schlechte Wohnverhältnisse stellten aber auch betriebswirtschaftlich ein ernstzunehmendes Problem dar, denn die Leistungsfähigkeit litt darunter – so gingen viele Krankenstände auf das Konto von Schlafstörungen, Streitigkeiten und unhygienischen Verhältnissen in solchen Wohnungen, ansteckende Krankheiten konnten sich hier sehr schnell auf alle MitbewohnerInnen ausbreiten und taten dies zumeist auch. Viele Unternehmer reagierten darauf, indem sie versuchten, ihre Arbeitskräfte in den firmeneigenen Unterkünften zu halten oder ihnen gesundheitlich vertretbare Wohnungen zu vermieten.

Die zweite Gruppe von ‚GastarbeiterInnen‘ war jene, die nicht so sehr darauf bedacht war, möglichst billig zu wohnen. Hierbei handelte es sich zumeist um ‚GastarbeiterInnen‘ mit Familie, insbesondere jene mit etwas besserer Qualifikation und Bildung bzw. andere, die bereits gut integriert waren. Diese Menschen waren durchaus bereit, für bessere Wohnungen auch mehr Miete zu bezahlen (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 49f).

„Auch hier haben einige Betriebe ihren Gastarbeitern schon kräftig Hilfe geleistet, vor allem durch Bereitstellung von Werkwohnungen besserer Qualität. Doch die Lücke ist noch beträchtlich. In Wien gibt das Angebot an Hausbesorgerposten vielen Gastarbeiterfamilien die Chance auf eine Wohnung mit durchschnittlichem Komfort. Hingegen werden Gastarbeitern keine Gemeindewohnungen gewährt – und auch die Bildung von Wohnungseigentum ist ihnen als Ausländer erschwert (Alber, Gehmacher 1973: 50).“

Nach dem Anwerbestopp änderte sich für viele ehemalige ‚GastarbeiterInnen‘ die Lebens- und Wohnsituation. Viele verließen nach der Nachholung von Familien die Wohnheime und suchten sich eigene preiswerte Wohnungen, manche machten sich auch selbstständig – eröffneten Döner-Kebab-Buden, Obst- und Gemüseläden oder Import-Export-Geschäfte. Schon bald begann sich ein türkisches Geschäftsleben zu entwickeln. Und auch das Bedürfnis nach Freizeitvergnügen und Unterhaltungsmusik stieg und wurde kommerziell genützt (vgl. Greve 2003: 43).

3.4.3. (Un-) Wohlfühlfaktoren

✗ Heimweh

„Südländer reagieren an sich gefühlhafter, doch vieles, was man an Gefühlsausbrüchen ihrem Temperament zuschreibt, rührt aus ihrer besonderen sozialen Lage – man kann ähnlich bei Österreichern, die als Gastarbeiter im Ausland arbeiten, eine vermehrte und ungewöhnliche Gereiztheit und Überempfindlichkeit beobachten (Alber, Gehmacher 1973: 50).“

Heimweh spielte in der Anfangszeit sicherlich eine wichtige Rolle, vor allem auch wenn man beachtet, dass viele ‚GastarbeiterInnen‘ völlig unvorbereitet und ohne ein Wort Deutsch zu können, nach Österreich gekommen waren. Um dem entgegenzuwirken, traf man sich etwa mit Landsleuten, dies geschah an verschiedenen Orten. Alber und Gehmacher führen zwei Bahnhöfe als Orte der Zusammenkunft von ‚GastarbeiterInnen‘ an. Solche Zusammentreffen sollten dem aufkommenden Heimweh entgegenwirken. Einerseits ist das der Bahnhof in Dornbirn in Vorarlberg, andererseits der Südbahnhof in Wien. An den Wochenenden trafen sich etwa am Dornbirner Bahnhof mehrere hundert ‚GastarbeiterInnen‘, die aus der Bodenseegegend und aus allen Tälern anreisten. Am Wiener Südbahnhof sei die Lage ähnlich und zwar die ganze Woche über. Der Bahnhof ist jener Ort, welcher der Heimat psychologisch am nächsten ist, weil er durch den Schienenstrang direkt oder indirekt mit ihr verbunden ist. Die Zusammenkunft diente als Ersatz für das Treffen, das in der Heimat auf dem Dorfplatz stattfand bzw. für den Tratsch auf der Hausbank, wo man sich mit vorbeigehenden Bekannten kurz unterhielt. Bei diesen Zusammenkünften traf man alte Bekannte und FreundInnen und erfuhr so, wer sich sonst noch aller als ‚GastarbeiterIn‘ in der Nähe verdingt hatte. Auf diese Weise wurde versucht, das Gefühl von Heimat in der Fremde möglichst aufrecht zu erhalten (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 50f).

Anfang der 1970er Jahre tauchte mit den ‚GastarbeiterInnen‘ auch ein neuer geografischer Begriff auf, nämlich jener der ‚Gastarbeiterroute‘ – als Bezeichnung für die transeuropäischen Wege, auf denen die Arbeitskräfte zwischen ihrem Herkunfts- und Aufnahmeland hin- und herpendelten. Auf diesen Wegen zirkulierten aber nicht nur Menschen, sondern auch Informationen, Grußbotschaften, Souvenirs und Geschenke aller Art. Dadurch wurde die ‚Gastarbeiterroute‘ zu einem überaus wichtigen Verbindungsglied in die Heimat. (vgl. Payer 2004: 125)

„Chronologisch betrachtet waren zunächst die Eisenbahnlinien von Bedeutung. Züge wie der legendäre ‚Balkan-Express‘, der ‚Istanbul-‘ und der ‚Jugoslavia-Express‘ verbanden Österreich via Zagreb und Belgrad mit dem südosteuropäischen Raum. Die Anfangs- bzw. Endpunkte dieser Strecke, die Bahnhöfe, entwickelten sich für viele ‚Gastarbeiter‘ zu besonderen Orten: Hier hatten ihre ersten Schritte in eine ungewisse Zukunft begonnen, und hierher kamen sie auch regelmäßig, um Landsleute zu treffen und den begehrten Nachrichten aus der Heimat zu lauschen (Payer 2004: 125).“

Neben der Reise mit der Bahn etablierte sich zunehmend auch die Reise mit dem Autobus oder mit dem eigenen PKW, der zum Statussymbol geworden war, mit welchem in der Heimat der ökonomische Aufstieg überzeugend demonstriert werden konnte (vgl. Payer 2004: 125).

Kemal erzählte im Interview, dass er anfänglich alle zwei Jahre mit dem Zug in seine Heimat gefahren sei. Salzburg sei hierbei ein Knotenpunkt gewesen, die einen seien bei der Rückreise von der Türkei weiter nach München oder Stuttgart, die anderen Richtung Schweiz, damals habe er maximal 3 000 Schilling im Monat verdient, die Zugfahrt habe 500 bis 800 Schilling gekostet (vgl. Kemal 16. Mai 2010).

Ali schildert seine anfängliche Situation so, dass er über Briefverbindung mit seinen Verwandten kommuniziert habe, außerdem sei er einmal jährlich in die Türkei auf Urlaub gefahren (vgl. Ali 13. April 2010). Kemal ließ, da er selber nicht gut schreiben konnte, einen Kollegen Briefe schreiben (vgl. Kemal 16. Mai 2010).

✗ Religion

„Feste religiöse und soziale Normen werden durch die neue Umgebung gelockert und aufgelöst. Innere seelische Spannungen oder mühsame und unbefriedigende Abkapselungsbemühungen sind die Folge. Das betrifft in besonderem Maße die strenggläubigen Mohammedaner unter den Türken. (...) Die Erhebungen ergaben, dass mehr als die Hälfte der Türken sich noch an das religiöse Alkoholverbot des Islams halten; das erschwert ihnen die Teilnahme an österreichischer Geselligkeit beträchtlich (Alber, Gehmacher 1973: 51).“

Anfänglich waren auch die Speisevorschriften schwer einzuhalten, weshalb viele türkische ‚GastarbeiterInnen‘ für sich selbst kochten. In einigen Werksküchen wurde jedoch versucht, Sondermenüs für ‚GastarbeiterInnen‘ anzubieten, was sich aber selten rentierte. Um das Gebot der rituellen Waschungen erfüllen zu können, stellten manche Betriebe Duschen zur Verfügung (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 51f).

„Es bedarf kaum der Betonung, dass religiöse Gewissensnot auch gesundheitsstörend und leistungsmindernd sein kann. Andererseits fällt es Gastarbeitern, die solchen inneren Schwierigkeiten entgehen, indem sie sich sagen, in der Fremde gelten eben alle diese Regeln nicht mehr, oft schwer, ihre ethische Integrität aufrecht zu erhalten. Wenn man plötzlich Alkohol trinken darf, dann ist es vielleicht auch nicht mehr so ganz verboten, ein bisschen zu lügen oder zu schwindeln“ (Alber, Gehmacher 1973: 52).

Neben den diversen Problemen, die im Zusammenhang mit religiösen Vorschriften auftauchten, ist aber auch festzuhalten, dass die religiöse Überzeugung der nach Europa gekommenen TürkInnen in der Anfangszeit nur selten zu Konflikten führte. Dieser Umstand ist einerseits darauf zurückzuführen, dass auch in der laizistischen Türkei praktizierende MuslimInnen keinen Anspruch darauf hatten, ihren religiösen Pflichten nachzukommen.

Andererseits begriffen die meisten TürkInnen ihren Aufenthalt in Westeuropa als Ausnahmesituation, in der sie sich auch in dieser Beziehung einschränken mussten. Auch türkische Religionsgelehrte vertraten den Standpunkt, dass TürkInnen, die im Ausland schwere Arbeit verrichteten, weder fasten, noch die Gebetszeiten einhalten müssten, sondern diese nach Feierabend und im Urlaub nachholen könnten. Hingegen war die fehlende religiöse Infrastruktur für MuslimInnen im Westen häufig Gegenstand der türkischen Berichterstattung. Manche ArbeitgeberInnen bemühten sich, diesem Bedürfnis entgegenzukommen und versuchten auf die Anliegen ihrer türkischen MitarbeiterInnen einzugehen und ihnen Rechnung zu tragen. (vgl. Hunn 2005: 105f)

So wurde etwa auf die beiden großen islamischen Feste, das Zucker- und das Opferfest vielfach Rücksicht genommen. Auch versuchten manche ArbeitgeberInnen dem im Islam vorgeschriebenen rituellen Gebet Rechnung zu tragen, was etwa für die Deutsche Bahn und den Automobilhersteller Ford galt. Die Unternehmen, die solche Maßnahmen ergriffen, blieben aber stets in der Minderheit. Es darf auch bezweifelt werden, dass dies vorwiegend aus Menschenfreundlichkeit geschah, man verband damit die Hoffnung, dass sich die TürkInnen – nachdem ihre Wünsche großzügig erfüllt worden waren – durch ihre Arbeitsleistung erkenntlich zeigen würden. Außerdem wollte man sie so, trotz schlechter Arbeits- und Lohnbedingungen, davon abhalten, sich nach einem attraktiveren Arbeitsplatz umzuschauen (vgl. Hunn 2005: 108f).

Kemal erzählt, in der Anfangszeit habe es natürlich keine Moscheen gegeben, im Nachbardorf sie allerdings ein Hoca – einen Vorbeter – ansässig gewesen und die MuslimInnen hätten an Freitagen und an Feiertagen im Keller der Kirche oder in der Schule beten dürfen. Im Ramadan wurde jeden Tag immer nach dem Essen gebetet, da habe die Gemeinde dafür gesorgt, dass die Gläubigen zu diesem Zweck ein Zimmer bekamen (vgl. Kemal 16. Mai 2010).

✘ Soziale Kontakte

Viele Betriebe bemühten sich, etwa durch Anschaffungskredite für Wohnungseinrichtung, ihre ‚GastarbeiterInnen‘ zu unterstützen, doch solche Angebote wurden oft schlicht nicht angenommen. Hier könnte es für beide Seiten vorteilhaft sein, solche Aktionen mit einer

entsprechenden Beratung zu verbinden. Die Einflussnahme innerhalb eines Betriebes konnte dabei auf zwei Arten erfolgen:

- ◆ Durch eine gezielte Betreuung durch BetreuerInnen oder etwa Vorgesetzte.
- ◆ Durch eine gezielte Ansprache durch KollegInnen (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 54).

„Gelegenheiten zum Gespräch müssen dabei oft erst geschaffen werden – besonders, wo die Arbeit wenig Kontakt erlaubt. Am brauchbarsten sind hierfür sportliche Betätigungen, ganz gleich ob Fußball, Kegeln oder Tischtennis, all das fördert den sozialen Einfluss der österreichischen Kollegen und wird auch von einem großen Teil der Gastarbeiter begrüßt (Alber, Gehmacher 1973: 55).“

✗ **Zwischenmenschliche Beziehungen**

Ein Großteil der verheirateten ‚Gastarbeiter‘, deren Ehefrau in der Heimat war, aber auch ein nicht geringer Teil der Ledigen versuchten in der Anfangszeit ohne sexuelle Aktivität auszukommen. Der andere Teil der Verheirateten suchte als Ausweg aus ihrer tristen Situation meist Prostituierte auf (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 55f).

„Infolgedessen hat sich bereits eine spezifische Gastarbeiter-Prostitution ausgebildet. Es handelt sich dabei meist um wenig ansehnliche, ältere Prostituierte, die ihre Dienstleistungen zu relativ niedrigen Preisen (ein in den Erhebungen mehrfache genannter Preis war 100 Schilling) (...) anbieten. (...) Ledige suchen eher nach einer festen Verbindung, was sehr oft zu beträchtlichen sozialen Spannungen, Streitereien und seelischen Belastungen führt – in günstigen Fällen aber auch zu dauerhaften Verbindungen und Ehen (Alber, Gehmacher 1973: 55).“

‚Gastarbeiterinnen‘ hingegen gingen öfter dauerhafte Bindungen mit Österreichern ein als ihre männlichen Kollegen mit Österreicherinnen. Für ‚Gastarbeiterinnen‘ bedeutete dies fast immer einen sozialen Aufstieg, außerdem wurden sie mit der Eheschließung österreichische Staatsbürgerinnen. Etwa 10 bis 15 Prozent der verheirateten ‚Gastarbeiter‘ dürften ebenfalls feste Freundinnen gehabt haben, das war zwar sozial unerwünscht, gewann mit zunehmender Integration aber an Bedeutung (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 56).

1980 konnten sich 28 Prozent der unverheirateten TürkInnen eine Ehe mit einem deutschen Partner vorstellen, zwei Jahrzehnte später hatte sich dieser Zahl verdoppelt, wobei Männer solchen Verbindungen leicht positiver gegenüberstanden als Frauen und auch die Zahl jener TürkInnen, die tatsächlich eine/n deutsche/n PartnerIn wählten stieg im Zeitraum von 1980 bis 2001 von 3 auf 11 Prozent (vgl. Lucassen 2005: 168f).

„Turks may still display the greatest hesitation compared to other guest-worker groups, but their statistical rise is much more pronounced. Given the relatively short

period that Turks have lived in Germany and their strong ethnic and religious bonds, the growing openness in the domain of marriage is a remarkable indicator of progressive integration (Lucassen 2005: 169).”

✗ Neue Umgebung und Sprache

Eines der größten Probleme, mit denen sich die ArbeitsmigrantInnen konfrontiert sahen, war das Zurechtfinden in der neuen Umgebung. Hierbei spielten sowohl Sprach-, Verständigungs- und Ernährungsschwierigkeiten als auch die Frage der Anpassung an die Aufnahmegesellschaft und die Frage der Freizeitgestaltung eine Rolle. Eine besondere Belastung stellte für viele MigrantInnen das Leben fernab der Familie dar, hier vor allem für jene, die in der Türkei Ehefrau/Ehemann und Kinder zurückgelassen hatten. Außerdem war die kollektive Unterbringung in Wohnheimen mit Mehrbettzimmern zu bewältigen, wodurch die Betroffenen zu einem unfreiwilligen JunggesellInnenleben gezwungen wurden. Diese Form der Unterbringung brachte aber auch eine gesellschaftliche Isolation mit sich, die durch die Sprachprobleme noch verschärft wurde. Außerdem musste man sich erst an die unterschiedlichen Verhaltensweisen und Normen innerhalb der neuen Gesellschaft gewöhnen (vgl. Hunn 2005: 136f).

Gonca Suna schildert das folgendermaßen:

„Überhaupt waren wir sehr begeistert von der Korrektheit und der Ordnungsliebe unserer neuen Mitmenschen. Es machte den Anschein, als würde hier nichts dem Zufall überlassen. Alles schien so gesetztes- und regelkonform, und von Korruption war nicht die geringste Spur. Keine Strom- und Wasserausfälle, keine Schlaglöcher in den Straßen, keine improvisierten ‚türkischen‘ Handlungen, wo sich ÖsterreicherInnen nur an den Kopf greifen würden. Andererseits machte es diese von uns bewunderte Diskretion und Introvertiertheit der Menschen nicht gerade einfach, Anschluss zu finden, besonders für meine Eltern (Suna 2009: 197).“

Es kam durchaus auch vor, dass die TürkInnen freundlich aufgenommen wurden und sich Kontakte zu Einheimischen wie selbstverständlich ergaben. Solche Erfahrungen wurden vor allem dort gemacht, wo die Zahl der angeworbenen AusländerInnen gering war. Mit der steigenden Zahl der ‚GastarbeiterInnen‘ und der ab Mitte der sechziger Jahre aufkommenden Debatte über mögliche Nachteile der AusländerInnenbeschäftigung wuchs die Zahl derjenigen, die dieser Entwicklung nicht nur indifferent, sondern ablehnend gegenüberstanden. Denn die steigende Zahl von ‚GastarbeiterInnen‘ verstärkte nicht nur die

Konkurrenzsituation in den Betrieben, sondern vielerorts auch am angespannten Wohnungsmarkt.

Die anfänglich positiven und freundlichen Kontakte zwischen TürkInnen und Einheimischen weisen jedoch darauf hin, dass die TürkInnen nicht von vornherein wegen ihrer Religion und Herkunft abgelehnt wurden (vgl. Hunn 2005: 137f).

„Anders als in den kommenden Jahren stellte die islamische Religion in der deutschen Öffentlichkeit damals noch keinen negativen Bezugspunkt dar. Das lässt sich auch daran erkennen, dass die von deutschen Hygienevorstellungen abweichenden islamischen Reinigungsvorschriften nur selten und keineswegs abwertend thematisiert wurden. (...) Fragt man wiederum danach, wie die gläubigen Muslime ihre damalige Lage in der Bundesrepublik empfanden, so ist auf eine ganze Reihe von Problemen und Einschränkungen hinzuweisen. Zu den Ernährungsschwierigkeiten, die sich vor allem aus der Angst vor versehentlichem Schweinefleischkonsum, aber auch aus Sparsamkeitsgründen ergaben, kam insbesondere der Mangel an religiösen Dienstleistungen (Hunn 2005: 139).“

Weiter oben wurde bereits auf Probleme bei der Religionsausübung hingewiesen.

Anfänglich hatten die allermeisten ‚GastarbeiterInnen‘ große Sprachprobleme, Kemal beschreibt die Situation folgendermaßen: Anfänglich habe kein einziger seiner KollegInnen die Sprache beherrscht, man habe sich mit Händen und Füßen verständigt und er habe die Sachen eben so gemacht, wie man sie ihm gezeigt habe (vgl. Kemal 16. Mai 2010).

„Nur die Sprache ist es eben, damals haben sich die Türken eben immer zusammengetan und haben miteinander eben so geredet, da war noch keine Rede von Integration. Man hat wohl auch nicht gedacht, dass die so lange hier bleiben (Kemals Sohn, 16. Mai 2010).“

Auch für Alev war die Sprache die größte Hürde, sie erzählt, sie habe im Supermarkt Dosen gekauft, konnte aber nicht lesen was drin war und habe dann oft das Falsche erwischt, daher sei sie sehr motiviert gewesen die Sprache zu lernen und habe die VerkäuferInnen immer gefragt wie die verschiedenen Sachen heißen. Auch die Vermieterin habe ihr geholfen, wenigstens die wichtigsten Vokabeln zu lernen, obwohl sie wenig später sagt, sie habe sie nie verstanden. Mittlerweile hat sie auch eine österreichische Freundin, mit der sie sich verständigen kann (vgl. Alev 16. Mai 2010).

„Und die Freundin von ihr, hat dann immer so gebrochen Deutsch geredet, sogar mit uns, die wir Deutsch können, redet sie immer noch gebrochen Deutsch, obwohl wir sie verstehen. Aber die Mutter sagt, sie versteht sie am besten, also die Frau versteht sie wirklich am besten, weil sie immer im Infinitiv redet. Ich gehen da und dort, so eben. (...) Aber die Hausvermieterin habe sie nie verstanden, sie sagt, sie weiß nicht warum (Alev, 16. Mai 2010).“

Ali, der erst 16 Jahre alt war als er nach Österreich kam, bestätigt die Sprachschwierigkeiten am Anfang. Er habe kein Wort Deutsch gesprochen, er habe dann aber viel gelesen und sich Deutsch selber beigebracht (vgl. Ali, 13. April 2010).

Auch Metin beschreibt die Situation anfänglich als schwierig, er habe aber Jahre lang nur mit ÖsterreicherInnen zusammengearbeitet und die Sprache so gelernt (vgl. Metin, 13. April 2010).

„(...) mit hören ein bisschen, mit der Kundschaft reden, was sagst du zu jemand (...). Manche Leute sind 40 Jahre da und können nicht 20, 30 Worte Deutsch, das ist ganz schwierig. Bei mir geht es Gott sei Dank ganz gut zum Leben (Metin, 13. April 2010).“

3.4.4. Gesundheit und Umweltbedingungen

„An sich müssten die durchschnittlichen Krankenstandszeiten bei Gastarbeitern gering sein. Es kommen ja nur die lebenskräftigsten Jahrgänge und kaum ältere und von vornherein kränkliche Arbeiter. (...) Doch geht aus den Erfahrungen vieler Betriebe hervor, dass zumindest ein Teil der Gastarbeiter verhältnismäßig krankheitsanfällig ist. Insbesondere bei Gastarbeitern, die schon einige Zeit im Lande sind, aber doch noch keine merkliche Eingewöhnung erreicht haben, treten Faktoren auf, welche die Krankheitsanfälligkeit erhöhen“ (Alber, Gehmacher 1973: 57).

✘ **Stress:** Die Anpassung an die neuen Lebensumstände - auch an die Arbeit - bringt Stresserscheinungen mit sich, die sich in Symptomen äußern, wie etwa Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Überreiztheit, Müdigkeit oder Magenbeschwerden. Dieser Stress, der durch Faktoren wie Heimweh oder Vereinsamung noch verstärkt wird und sich in seiner ersten Phase vor allem durch eine verringerte Widerstandskraft und eine allgemeine Schwäche zeigt, kann sich in der Folge zu manifesten Krankheiten auswachsen. Alber, Gehmacher führen das Beispiel eines türkischen Mädchens an, das die Hauswirtschaftsschule besuchte. Dieses sah sich gezwungen, Schweinefleisch zu essen, weil es sich nicht traute, etwas zu sagen, was zur Folge hatte, dass sie danach an Magenschmerzen litt und schließlich vom Arzt krankgeschrieben wurde (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 57).

✘ **Ernährung:** Wie oben bereits erwähnt, konnte die ungewohnte Ernährung anfänglich zu Magen-Darm-Beschwerden führen oder allgemein die Widerstandskraft schwächen (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 57). Heute stellt die Ernährung kein Problem mehr dar.

Kemal beschreibt die Ernährungssituation anfänglich als sehr schwierig, denn als gläubiger Muslim konnte er kein Fleisch essen, weil dieses nicht nach islamischem Glauben geschlachtet worden war, man habe sich daher in der ersten Zeit hauptsächlich von Kartoffeln und Nudeln ernährt, es gab keine türkischen Geschäfte, wo man einkaufen konnte. Heute sei das alles kein Problem mehr, man könne als TürkIn in Österreich ohne Probleme türkisch leben (vgl. Kemal 16. Mai 2010).

✘ **Klima:** Durch das rauere Klima in Österreich kam es bei SüdländerInnen öfter zu Erkältungserkrankungen, einen Beitrag dazu lieferte auch die oft den Wetterverhältnissen (noch) nicht angepasste Kleidung und das Festhalten an der gewohnten Ernährung, womit der Körper nicht mit ausreichend Kalorien versorgt wurde (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 58).

✘ **Krankheit:** Der Zustand der Unterkünfte, in denen manche ‚GastarbeiterInnen‘ unterkamen führte dazu, dass sich Wurmkrankheiten, Hautkrankheiten wie Krätze und im schlimmsten Fall Tuberkulose, rasch ausbreiten konnten.

Die Zahl der Krankenstände unter ‚GastarbeiterInnen‘ ist ein deutliches Kennzeichen für das Gelingen oder Misslingen einer grundlegenden Anpassung an die Arbeitswelt. Eine wichtige Messgröße ist auch die Zahl der Arbeitsunfälle, denn seelische Labilität, Heimweh, sexuelle Träumereien, Verärgerung und Sorgen vermindern die Konzentrationsfähigkeit, was sowohl das Risiko für Unfälle als auch für Krankheiten fördert. Betriebe könnten durch einen sinnvoll eingesetzten Aufwand und Betreuung die Gesundheit ihrer MitarbeiterInnen fördern (vgl. Alber, Gehmacher 1973: 58 – 60).

„Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Arbeitsmoral der Gastarbeiter in viel höherem Maß von der persönlichen Behandlung, vom Betriebsklima und von den Lebensumständen beeinflusst wird, als das bei Österreichern der Fall ist. Der Personalbetreuung kommt daher für den rentablen Einsatz von Gastarbeitern besondere Bedeutung zu“ (Alber, Gehmacher 1973: 42).

3.4.5. Arbeitsbedingungen

Die unten angeführten Zahlen beziehen sich auf Deutschland, die Situation in Österreich dürfte aber ähnlich gewesen sein.

Was die Arbeitsbedingungen in deutschen Betrieben während der 1960er Jahre betraf, so lassen sich diese anhand einiger Zahlen beschreiben:

- ✘ 1966 waren 90 Prozent der ausländischen Männer als Arbeiter beschäftigt, von den deutschen waren es lediglich 49 Prozent.
- ✘ 71,8 Prozent der ausländischen Arbeitskräfte waren 1961 im sekundären Sektor tätig, bei den deutschen waren es 47,8 Prozent.
- ✘ 72 Prozent aller ausländischen Männer arbeiteten 1966 als an- oder ungelernete Arbeiter.

Die höchsten Ausländerquoten waren 1963 im Baugewerbe, in der Eisen- und Metallindustrie sowie im Bergbau zu verzeichnen. AusländerInnen erhielten im Vergleich mit deutschen ArbeiterInnen durch niedrigere Qualifikation oder Einstufung auch niedrigere Löhne, hatten erheblich häufiger Arbeitsunfälle und wechselten ihren Arbeitsplatz öfter als Deutsche (vgl. Herbert 1986: 200).

„Zusammengefasst: Ausländer arbeiteten in dieser Zeit vorwiegend als un- oder angelehrte Arbeiter in der Industrie, und zwar vor allem in solchen Bereichen, in denen schwere und schmutzige Arbeit, Akkordlohn, Schichtsystem sowie serielle Produktionsformen mit niedrigen Qualifikationsanforderungen (Fließband) besonders häufig waren. Für die Unternehmen hatte dies in einer Zeit starker Arbeitskräftenachfrage erhebliche Vorteile, weil für solche Arbeitsplätze deutsche Arbeiter nicht oder nur mit erheblichen Lohnzugeständnissen zu bekommen gewesen wären, was gerade die unqualifizierten Arbeitsplätze unrentabel gemacht hätte (Herbert 1986: 200).“

Die Beschäftigung ausländischer Arbeitskräfte hatte somit auch den Effekt, dass die MigrantInnen Arbeitsplätze einnahmen, für die deutschen ArbeiterInnen nicht oder nur mit entsprechenden Lohnanreizen zu bekommen gewesen wären. Dadurch wurde den Deutschen der Aufstieg in qualifizierte und beliebtere Positionen ermöglicht, somit kam ein Strukturwandel in Gang. Die ausländischen Arbeitskräfte waren gegenüber den deutschen am Arbeitsplatz in vieler Hinsicht benachteiligt. Viele ‚GastarbeiterInnen‘ sahen aber zumindest in den ersten Jahren ihres Aufenthalts eher die Verhältnisse in ihren Herkunftsländern als Vergleichsmaßstab. Diese waren zu dieser Zeit durch hohe Arbeitslosigkeit und niedrige Löhne gekennzeichnet (vgl. Herbert 1986: 201).

Kemal erzählt, er habe, als er von Frankreich über Deutschland 1970 nach Österreich gekommen war, 12 Schilling in der Stunde verdient, die Miete kostete ihn 80 Schilling im Monat. Nachdem er die Firma gewechselt hatte, verdiente er immerhin das Doppelte (vgl. Kemal, 16. Mai 2010).

Faruk hatte als er 1989 nach Österreich gekommen war 8 000 Schilling im Monat verdient, in der Türkei waren es 1 000 Schilling, da seien die Unterschiede noch groß gewesen. Heute seien die Differenzen nicht mehr so groß, das Leben in Österreich sei ein bisschen teurer, aber große Unterschiede gebe es keine mehr (vgl. Faruk, 25. Mai 2010).

3.5. Die Situation von Selbstständigen unter den MigrantInnen

„Nirgends wird der Gewinn, den große Städte aus der Zuwanderung ziehen, augenfälliger, als an den Orten gastronomischer Konsumtion. Die Existenz von ethnisch diversifizierten Restaurants und Märkten auf allen Qualitäts- und Preisniveaus begründet für Einheimische wie für Touristen einen guten Teil der Attraktivität einer Stadt. (...) Mit der Zunahme der Migration, mit der größeren Mobilität von Einheimischen und MigrantInnen in der Stadt und mit dem Aufbrechen starrer Konsumtionsmuster legen die Ethno-Restaurants ihre Getto-Position ab, verstreuen sich über das Stadtgebiet und gehen Fusionen mit den lokalen Essens- und Geschmackstraditionen ein (Mattl 2004: 146 - 148).“

Mit der Zeit machten sich also immer mehr ehemalige ArbeitsmigrantInnen selbstständig, womit sich auch die Beschäftigungsstruktur der Erwerbsbevölkerung türkischer Herkunft mit der Zeit ausdifferenzierte. Dennoch prägt der Status der Un- bzw. Angelernten nach wie vor das Bild dieser Arbeitskräfte in Nord-, Mittel- und Westeuropa, gleichwohl ist eine langsame Verschiebung zu Tätigkeiten in das Angestelltenverhältnis und hier vor allem in den Dienstleistungsbereich zu beobachten. Daneben stellt, wegen vielfach fehlender formaler Qualifikationen und nahezu doppelt so hohen Arbeitslosenquoten im Vergleich mit der einheimischen Bevölkerung in allen europäischen Ländern, eine selbstständige Erwerbstätigkeit für viele ehemalige ‚GastarbeiterInnen‘ eine Perspektive dar. Im Jahr 2002 gab es etwa 74 000 türkische Selbstständige in der Europäischen Union. Der überwiegende Teil der türkischen Bevölkerung setzt sich aber aus nicht berufstätigen Familienangehörigen wie Kindern, Hausfrauen und –männern, RentnerInnen oder Arbeitslosen zusammen. 2005 gingen etwa 28 Prozent der TürkInnen in Nord-, Mittel- und Westeuropa einer sozialversicherungspflichtigen Tätigkeit nach (vgl. Karakaşoğlu 2007: 1057).

Für Wien gilt:

„Türken bilden mittlerweile die wohl größte Unternehmergruppe in Wien, sie sind sowohl für einen Kommerzbanker als auch für einen Teppichhändler potenzielle Kunden. Ein Viertel aller Wiener Unternehmer hat einen – wie es so kurios heißt – Migrationshintergrund (Göweil, Kurier, 10. Mai 2009).“

Für Georg Kraft-Kinz, seines Zeichens Banker und Ali Rahimi – Unternehmer – war das Grund genug den Verein ‚Wirtschaft und Integration‘ zu gründen, dessen Anliegen es ist, die Themen Zuwanderung und Integration aus der politischen Sackgasse zu holen, in dem bestehende Projekte vernetzt werden und so Menschen zusammengebracht werden (vgl. Göweil, Kurier, 10. Mai 2009).

3.6. ‚GastarbeiterInnen‘ in der Rezession und ihre Situation während der aufkommenden Fremdenfeindlichkeit

Diskussionen um die ‚GastarbeiterInnenbeschäftigung‘ während der Rezession (ab 1973) beschäftigten sich vorwiegend mit den wirtschaftlichen Aspekten der AusländerInnenbeschäftigung, wobei man nahezu ausschließlich kurzfristige Perspektiven, etwa Wachstumschancen der Wirtschaft im Blick hatte. Soziale Aspekte hingegen oder die Auswirkungen auf die Volkswirtschaften spielten nur eine untergeordnete Rolle (Vgl. Herbert 1986: 208).

„In politischer Hinsicht aber war seit Mitte der 60er Jahre in der Bundesrepublik ein neuer Aspekt offen zutage getreten, der bis dahin zwar immer wieder einmal angesprochen oder befürchtet, nie aber wirklich ernst genommen worden war: Fremdenfeindlichkeit. Spätestens seit es der NPD, die 1966 bis 1968 in sieben Landtage einziehen konnte, gelungen war, die Parolen der Ausländerfeindlichkeit in größerem Umfang publik zu machen und dabei auf Zustimmung zu stoßen, lagen auch in diesem Punkt Parallelen zur ‚Überfremdungs-Initiative‘ in der Schweiz nahe (Herbert 1986: 208).“

Anders als in der Schweiz führte die zunehmend kritische Stimmung gegenüber der Beschäftigung von ‚GastarbeiterInnen‘ in Deutschland dazu, dass man sowohl im In- als auch im Ausland eine Renaissance des Rassismus in Deutschland befürchtete. Dass es im Verhältnis von Deutschen und MigrantInnen gelegentlich zu Problemen kam, war in der Presse bereits seit Anfang der 1960er Jahre gelegentlich berichtet worden, zumeist aber mit dem Hinweis, dass ohne die Beschäftigung von ‚GastarbeiterInnen‘ weder die deutsche Wirtschaft noch der Wohlstand des/der Einzelnen in gewünschtem Maße hätte wachsen können. Erst mit dem Einsetzen der wirtschaftlichen Rezession im Jahr 1966 kamen neue Tendenzen zum Vorschein. Der Hinweis auf die ökonomischen Vorteile der

AusländerInnenbeschäftigung verlor an Überzeugungskraft, die ‚GastarbeiterInnen‘ stießen bei der Bevölkerung vermehrt auf Ablehnung (vgl. Herbert 1986: 208f).

Eine wirklich problematische Situation entstand aber erst im dem Moment, als in der Rezession ‚GastarbeiterInnenbeschäftigung‘ und die Zunahme von Arbeitslosigkeit unter Deutschen zunahm. Daraus wurde die Forderung nach unbedingtem Vorrang deutscher vor ausländischen ArbeitnehmerInnen abgeleitet, was in polemischen Angriffen gegen die angebliche Bevorzugung von AusländerInnen Ausdruck fand. Solche fremdenfeindlichen Angriffe müssen aber klar von jenen der späten 1970er und 1980er Jahren abgegrenzt werden, denn im Bewusstsein der Öffentlichkeit herrschte immer noch die Meinung vor, dass die ‚GastarbeiterInnen‘ bald zurückkehren würden. Die Tendenz zum Daueraufenthalt lässt sich zwar in den Statistiken jener Zeit schon ablesen, sie bestimmte aber nicht die öffentliche Diskussion (vgl. Herbert 1986: 210).

„Was gewünscht wurde, war eine Reservearmee von Arbeitskräften für die unbeliebten Arbeitsplätze, die bei konjunkturellen Einbrüchen ebenso schnell und geräuschlos wieder verschwand, wie sie gekommen war, die zu den deutschen Beschäftigten nicht in Konkurrenz stand und ihnen gegenüber sozial und wirtschaftlich untergeordnet war (Herbert 1986: 211).“

Bereits 1968 stiegen die Wachstumsraten wieder, was zu einem neuen Optimismus am Arbeitsmarkt führte, womit auch die Zahl der offenen Stellen rasch anstieg und damit auch die Nachfrage nach ausländischen Arbeitskräften. Dies führte wiederum dazu, dass die Hervorhebung der positiven Auswirkungen der AusländerInnenbeschäftigung im Mittelpunkt der öffentlichen Behandlung des Themas stand. Als Vorteile sah man folgende Umstände:

- ✘ Es entstehen keine Heranbildungskosten (Schule, Kindergarten), da diese Menschen im produktiven Alter ins Land kämen.
- ✘ Es fallen keine Alterskosten an.
- ✘ Die AusländerInnen zahlen jährlich ein Vielfaches mehr an Beiträgen zur Arbeitslosenversicherung ein, als für sie aufgewendet wird.
- ✘ Die Rentenversicherung für ‚GastarbeiterInnen‘ schloss bisher stets mit einem positiven Saldo ab – der Überschuss betrug hier jährlich über eine Milliarde Deutscher Mark.
- ✘ Auch die Steuereinnahmen aus der ‚GastarbeiterInnenbeschäftigung‘ dürften die öffentlichen Investitionen bei weitem übertroffen haben (vgl. Herbert 1986: 211f).

Trotz des nunmehr langjährigen Aufenthaltes muslimischer MitbürgerInnen in Mitteleuropa ist die Akzeptanz von Seiten der Mehrheitsbevölkerung nicht immer gegeben. Dies zeigte sich

auch in der Schweizer Minarettabstimmung Ende 2009, die zu heftigen internationalen Reaktionen führte. Von Seiten des schweizerischen Außenministeriums hieß es dazu:

„(...) Abstimmungen wie jene zu den Minaretten schürten eine krankhafte Furcht vor dem Islam und Vorurteile gegen Fremde in Europa. Außenminister Mottaki sagte in einem Telefonat gegenüber seiner Schweizer Amtskollegin Calmy-Rey, das Referendum hätte niemals erlaubt werden dürfen. ‚Religiöse Werte sollten nicht Gegenstand eines Referendums sein‘ (Salzburger Nachrichten, 7. Dezember 2009).“

Für die muslimischen TürkInnen hatte diese Abstimmung große Symbolwirkung, denn ein weiteres Mal mussten sie die Erfahrung machen, dass sie nicht erwünscht sind (vgl. Güsten, Salzburger Nachrichten, 3. Dezember 2009).

Für Österreich gilt, dass ein Gesetz, das den Bau einer Moschee explizit verhindert, dem Grundrecht auf Religionsfreiheit widerspräche. Die Frage, ob eine Moschee bzw. ein Minarett ins Landschaftsbild passt oder nicht, kann hingegen jedes Bundesland über die Raumordnung für sich entscheiden (vgl. Zimmermann, Salzburger Nachrichten, 1. Dezember 2009).

4. Der Anwerbestopp

„Der Zeitpunkt des Anwerbestopps hat vielfach dazu geführt, ihn als Reaktion auf den ‚Ölboykott‘ der arabischen Ölstaaten zu bezeichnen – und die Bundesregierung hat dies dadurch bekräftigt, dass sie ihn als prophylaktische Maßnahme angesichts möglicher konjunktureller Einbrüche im Gefolge der Ölkrise darstellte. Tatsächlich aber war diese nicht mehr als ein verstärkendes Moment und zudem günstiger Anlass, den Zustrom ausländischer Arbeiter ohne große Widerstände von Seiten der Entsendeländer und ohne langwierige Diskussion in der deutschen Öffentlichkeit über die sozialen Folgen dieser Maßnahme einzudämmen und die Zahl der Ausländer zu senken. Der Zusammenhang zwischen der jahrelangen Kosten-Nutzen-Diskussion und dem Anwerbestopp wurde auf diese Weise in den Hintergrund gedrängt, der ‚Ölschock‘ schien die Ursache für die Wende der deutschen Ausländerpolitik zu sein (Herbert 1986: 219).“

In der bundesdeutschen AusländerInnenbeschäftigungspolitik stellte die Verhängung des Anwerbestopps für ArbeitnehmerInnen aus Nicht-EWG-Ländern im November 1973 also die Konsequenz der seit 1972 unternommenen Versuche, die Zahl der ‚GastarbeiterInnen‘ in der Bundesrepublik zu begrenzen, dar. Die Energiekrise stellte hierfür einen begünstigenden und beschleunigenden Faktor dar und diente in erster Linie dafür, den Stopp gegenüber den davon betroffenen Ländern zu rechtfertigen. Im Falle der Türkei, wo der Anwerbestopp wegen der großen Abhängigkeit des Landes von der Arbeitsmigration extrem unpopulär war, kam einer solchen Legitimationsstrategie eine zentrale Bedeutung zu (vgl. Hunn 2005: 328).

„Die Aussicht, dass künftig keine weiteren türkischen Arbeiter mehr in die Bundesrepublik vermittelt würden und dass nun möglicherweise schlagartig Tausende von Migranten in die Türkei zurückkehren und die sozialen und wirtschaftlichen Probleme verschärfen könnten, versetzte die türkische Öffentlichkeit in helle Aufregung. Vor diesem Hintergrund war es nur allzu begreiflich, dass die türkische Regierung einerseits die türkische Öffentlichkeit zu beruhigen versuchte und andererseits alle Hebel in Bewegung setzte, um vom Anwerbestopp ausgenommen zu werden (Hunn 2005: 330).“

Die deutsche Bundesregierung hatte hierfür allerdings kein Verständnis, hier stieß schon die bescheidene Bitte, eine Rotation türkischer ArbeitnehmerInnen zuzulassen, auf Ablehnung, dies hätte bedeutet, dass zumindest so viele ArbeiterInnen nach Deutschland geschickt würden, wie zuvor in die Türkei zurückgekehrt waren. Lediglich von einer sofortigen Schließung der Anwerbesteden in den Entsendeländern wurde vorerst abgesehen, dies führte zu Spekulationen, dass Deutschland nach der Krise doch wieder türkische ArbeiterInnen aufnehmen würde. Allmählich setzte sich in der türkischen Öffentlichkeit jedoch die Überzeugung durch, dass der Anwerbestopp keine unmittelbaren Auswirkungen auf die Beschäftigungslage der Türken in der Bundesrepublik haben und somit auch keine

Massenremigration in die Türkei bedeuten würde, womit sich die Aufregung langsam wieder legte (vgl. Hunn 2005: 330f).

Der Anwerbestopp hatte die Migration zwar mittelfristig gebremst, aber keineswegs beendet, denn auch weiterhin kamen Flüchtlinge oder GaststudentInnen aus der Türkei ins Land, während auf der anderen Seite ehemalige ‚GastarbeiterInnen‘ in die Türkei zurückkehrten. Außerdem heirateten junge TürkInnen in der Türkei und brachten ihre EhepartnerInnen nach Deutschland. Ab Anfang der 1980er Jahre versuchte die Bundesregierung jedoch den Familiennachzug zu unterbinden und somit TürkInnen zur Rückkehr in ihr Herkunftsland zu bewegen – 1981 wurde das Höchstalter für den Familiennachzug auf das vollendete 16. Lebensjahr herabgesetzt sowie der Ehegattennachzug beschränkt. In den Jahren 1983/84 bot Deutschland TürkInnen, die in die Türkei zurückkehrten eine Starthilfe von 10 500 DM plus 1 500 DM je Kind. Trotz solcher Maßnahmen blieb die Größe der türkischen Bevölkerungsgruppe in den achtziger Jahren nahezu konstant. Noch in den Jahren zwischen 1990 und 1998 kamen 640 000 Menschen aus der Türkei nach Deutschland, gleichzeitig wanderten 390 000 in die Türkei ab (vgl. Greve 2003: 73).

Die Zahl der ausländischen Erwerbstätigen sank binnen zwei Jahren nach dem Anwerbestopp um eine halbe Million und entsprach somit exakt den Vorausschätzungen der Bundesanstalt für Arbeit. Daneben nahm aber die ausländische Wohnbevölkerung bis 1975 zu und lag 1980 sogar um eine Million höher als noch 1972. Somit deuteten alle Zeichen darauf hin, dass immer mehr ‚GastarbeiterInnen‘ auf längere Zeit in der Bundesrepublik bleiben wollten, sie holten ihre Familien nach und zogen von den Wohnheimen in Mietwohnungen. Mit dieser Entwicklung sank auch die Sparquote, der Konsumanteil erhöhte sich und die Verbindungen zur Heimat wurden lockerer, vor allem bei der sogenannten ‚zweiten Generation‘. Damit war also das zentrale Anliegen des Anwerbestopps, nämlich die Senkung der Kosten der AusländerInnenbeschäftigung nicht erreicht worden. Im Gegenteil, die Kosten nahmen mit der Auseinanderentwicklung von Erwerbs- und Wohnbevölkerung sogar zu (vgl. Herbert 1986: 220).

„Innerhalb weniger Monate wurde in der Bundesrepublik offenbar, dass mit dem ungehinderten Anstieg der Ausländerzahlen in den vergangenen Jahren ein Berg von langfristigen, kostenintensiven, sozial brisanten und auch moralisch schwerwiegenden Folgeproblemen entstanden war, die in der Öffentlichkeit wie unter den Verantwortlichen bei der Regierung und Arbeitgebern zunächst ziemlich fassungsloses Erstaunen hervorriefen (Herbert 1986: 220f).“

Damit wurde aber nur offensichtlich, was eine zukunftsblinde, längerfristige Folgewirkungen negierende und einseitig wachstumsorientierte Wirtschafts- und Sozialpolitik mit sich bringt. Eine solche war nämlich mehr als zwanzig Jahre lang Grundlage nicht nur des staatlichen Handelns, sondern auch der Zielsetzungen und Vorstellungen der ArbeitgeberInnen und Gewerkschaften und auch des überwiegenden Teils der Bevölkerung gewesen. Aber auch für die Heimatländer der ‚GastarbeiterInnen‘ war die Bilanz der Entsendung von Arbeitskräften überwiegend negativ. Die Migration erwies sich als ungeeignetes Mittel, die Arbeitslosigkeit in den Griff zu bekommen, auch deswegen, weil man sich so von der Konjunkturoentwicklung der Anwerbeländer abhängig gemacht hatte, was in Rezessionsphasen zu Rückwanderungswellen geführt hatte. Auch die regionalen Entwicklungsgefälle in den Entsendeländern wurden damit nicht abgebaut, sondern eher noch verstärkt und auch die technisch-industriellen Lerneffekte waren gering bzw. wurden erhöhte berufliche Qualifikationen nicht adäquat verwertet. Für den Ausgleich des Handelsbilanzdefizits der Türkei waren die Devisentransfers der AbwandererInnen aber von einiger Bedeutung (vgl. Herbert 1986: 221).

Der 1973 verhängte Anwerbestopp schwächte außerdem die Bereitschaft der ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ zur Pendelwanderung und auch noch in den 1980er Jahren war das Migrationsverhalten von AusländerInnen stärker von Konjunkturzyklen beeinflusst, als jenes von InländerInnen (vgl. Ehmer 2004: 79f).

Als in den 1980er Jahren die Arbeitslosigkeit in Deutschland anstieg, wurden auch die Ressentiments gegenüber AusländerInnen wieder heftiger, dies bestätigt auch Lucassen (2005):

“When unemployment rose in den 1980s, anti-foreigner sentiment became even more intense, and the newly elected center-right government in 1982, led by CDU politician Helmut Kohl, continued to stress that the cultural differences between ‚foreigners‘ (read: Turk) and Germans were unbridgeable, and that giving them equal civil and political rights was undesirable. Instead the government deliberately played up the likelihood that the immigrants would return home, thus blocking the route to naturalization for the second generation and complicating the process of family reunion. Moreover, the Kohl government devised a policy to entice former guest workers to return (Lucassen 2005: 152).”

4.1. Die Sicht der Betroffenen auf die neue Situation

„Auch wenn die von der angespannten Arbeitsmarktlage betroffenen türkischen Migranten nur über einen geringen Handlungsspielraum verfügten, so waren sie gleichwohl nicht gewillt, die Verschlechterung ihrer Beschäftigungslage inklusive Entlassungen stillschweigend hinzunehmen. Viele von ihnen artikulierten ihren Kummer und Protest und versuchten, sich gegen ihre rechtliche und strukturelle Diskriminierung zur Wehr zu setzen (Hunn 2005: 357).“

Es bleibt festzuhalten, dass sich die Beschäftigungssituation der türkischen MigrantInnen in den Jahren nach dem Anwerbestopp trotz ihres mittlerweile vielfach langjährigen Aufenthalts in den allermeisten Fällen nicht stabilisiert hatte. Vielmehr hatte die Tatsache, dass türkische ArbeitnehmerInnen während des Booms zum allergrößten Teil für unqualifizierte Tätigkeiten angeworben worden waren zur Folge, dass sie in wachstumsarmen Zeiten ähnlich wie auch die anderen ArbeitsmigrantInnen bevorzugt entlassen wurden. Für TürkInnen kam außerdem noch dazu, dass sie als Nicht-EG-Angehörige mit der im Durchschnitt kürzesten Aufenthaltsdauer am stärksten von der rigiden Anwendung des Inländerprimats betroffen waren. Somit blieben sie auf diejenigen Arbeitsplätze angewiesen, die weder mit inländischen noch mit ausländischen ArbeiterInnen aus der EG besetzt werden konnten (Vgl. Hunn 2005: 369). Die Folgen dieser Unterprivilegierung der TürkInnen auf dem Arbeitsmarkt und in den Betrieben waren für das Selbstverständnis dieser, als potentielle EinwandererInnen, deutlich negativer Natur (vgl. Hunn 2005: 370).

Was die ArbeitsmigrantInnen betraf, so waren diese also nach dem ausgesprochenen Anwerbestopp sehr wohl verunsichert, was unter anderem daran zu erkennen war, dass viele von ihnen darauf verzichteten, während der Weihnachtspause nach Hause zu fahren, da sie befürchteten entlassen zu werden bzw. danach nicht mehr in die Bundesrepublik einreisen zu dürfen. Die Kritik der Betroffenen richtete sich gegen die beiden Regierungen, wenn auch ungleich schärfer gegen die türkische. Dieser wurde vorgeworfen, ihre Leute ohne genügend zwischenstaatliche Sicherung ins Ausland geschickt und sie jahrelang als willkommenen Devisenbringer missbraucht zu haben. Wobei man sich um die Schaffung neuer Arbeitsplätze nicht gekümmert habe (vgl. Hunn 2005: 331f).

„In den zahlreichen Berichten und Reportagen, die damals in der türkischen Presse erschienen, unterstrichen die Migranten auch immer wieder, dass sie nicht aus freien Stücken, sondern aus ökonomischen Zwängen in der Bundesrepublik arbeiteten und dies zwangsläufig auch weiterhin zu tun gedächten – vorausgesetzt, dass die wirtschaftliche Lage in Deutschland dies zulasse (Hunn 2005: 332).“

Die Ängste der ArbeiterInnen, die ihre Arbeitsplätze gefährdet sahen, waren, wie oben bereits erwähnt, durchaus berechtigt. So war es etwa der Fall, dass Arbeitsämter, soweit dies im Rahmen geltender Vorschriften möglich war, versuchten, Beschäftigungsverhältnisse von AusländerInnen zugunsten deutscher ArbeitnehmerInnen zu verhindern oder sogar aufzulösen (Vgl. Hunn 2005: 335). Solches Verhalten führte allerdings weniger dazu, dass die Arbeitslosigkeit unter Deutschen gesenkt werden konnte, als vielmehr zur Bestätigung des Vorurteils, dass die AusländerInnen den Einheimischen die Arbeitsplätze wegnähmen. Nachdem sich der Konjunkturrückgang im Zuge der Ölkrise allerdings weniger dramatisch auf die Beschäftigungslage auswirkte als anfänglich erwartet, blieb die befürchtete ausländerfeindliche Stimmung in den Betrieben vorerst noch aus. Stattdessen setzte sich in der Öffentlichkeit die Meinung durch, dass sich die seit 1972 zum Problem gewordene AusländerInnenbeschäftigung jetzt quasi von selbst erledigen würde. In der Realität ging zwar die Zahl der ausländischen Beschäftigten seit 1974, wenn auch in geringerem Umfang als erwartet, zurück. Hinsichtlich der ausländischen Wohnbevölkerung war jedoch kein Rückgang zu beobachten (vgl. Hunn 2005: 337f).

„Während der Anwerbestop des Jahres 1973 sein eigentliches Ziel – die Zahl der in Deutschland lebenden Türken zu reduzieren – verfehlte, bewirkte er ungewollt einen grundlegenden Wandel der türkischen Bevölkerungsstruktur in Deutschland. Aus Angst, nach der Arbeiteranwerbung könne nun bald auch der Familiennachzug verboten werden, holten viele türkische ‚Gastarbeiter‘ in den 1970er Jahren ihre Angehörigen nach, so dass die Zahl der Zuzüge zunächst kaum verändert blieb“ (Greve 2003: 43).

Für die türkischen MigrantInnen kam dem Anwerbestopp auch deshalb eine besondere Bedeutung zu, weil sie nicht nur damit konfrontiert wurden, dass sie extrem abhängig von der deutschen Wirtschaftslage waren, sondern auch damit, dass eine baldige Rückkehr in die Türkei weder besonders realistisch, noch von der türkischen Regierung und Öffentlichkeit für wünschenswert erachtet wurde. Diese Umstände ergaben letztendlich die Tatsache, dass sie vorerst in der Bundesrepublik bleiben mussten, auch wenn weder sie selbst noch die bundesdeutsche Gesellschaft das mehrheitlich befürworteten (vgl. Hunn 2005: 341).

Anders als das in den 1960er Jahren großteils der Fall war, lebten jetzt auch türkische Familien in Deutschland. Mitte der 1970er Jahre kamen viele türkische Kinder als Quereinsteiger an deutsche Schulen, womit sich auch die Eltern gezwungen sahen, sich ernsthafter als bisher mit ihrem Leben in Deutschland auseinanderzusetzen. Eine Rotation war jetzt nicht mehr möglich, was dazu führte, dass in den 1970er Jahren bereits die meisten

TürkInnen über fünf Jahre in Deutschland lebten, 1987 war etwa die Hälfte von ihnen seit zehn bis zwanzig Jahren im Land (vgl. Dunkel, Stramaglia-Faggion zit. in: Greve 2003: 43).

4.2. Die Bedingungen nach dem Anwerbestopp (bis Ende 1970)

Auch nach dem Anwerbestopp war das Kapitel AusländerInnenbeschäftigung keineswegs an seinem Ende angelangt. Die Zahl und Struktur der AusländerInnen in der Bundesrepublik Deutschland entwickelte sich anders als viele angenommen hatten. Denn trotz der steigenden Arbeitslosigkeit unter den ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ waren diese nur bedingt bereit, in ihre Heimatländer zurückzukehren, denn anstatt zurückzukehren, setzte sich der seit dem Ende der sechziger Jahre deutlich gewordene Trend Familien nachzuholen weiter durch. Der Einwanderungsprozess brach somit also nicht ab, sondern stabilisierte und beschleunigte sich. Die türkische Wohnbevölkerung wuchs in den Jahren von 1974 bis 1979 um etwa 240 000 Personen auf rund 1,27 Millionen an, dies ist sowohl auf den Familiennachzug als auch auf die in der Bundesrepublik geborenen Kinder türkischer MigrantInnen zurückzuführen (vgl. Hunn 2005: 343).

Die Bundesanstalt für Arbeit hatte ihre Behörden bereits unmittelbar nach dem Anwerbestopp dazu angehalten, Arbeitserlaubnisse an AusländerInnen nur noch unter strenger Beachtung des Inländerprimats zu erteilen. Nachdem sich der Arbeitsmarkt bis November 1974 allerdings nur unbefriedigend entwickelt hatte, traf man weitere Vorkehrungen, um den Beschäftigungsvorrang deutscher und ihnen gleichgestellter ausländischer ArbeitnehmerInnen sicherzustellen. Hierzu zählte insbesondere jene Bestimmung, die besagte, dass sowohl neu einreisende als auch bereits in der Bundesrepublik lebende arbeitserlaubnispflichtige AusländerInnen, die erstmals eine Beschäftigung aufnehmen wollten, künftig keine Arbeitserlaubnis mehr erhalten sollten. Von dieser Regelung ausgenommen waren Jugendliche, die sich bereits vor dem 1. Dezember 1974 legal in der Bundesrepublik aufgehalten hatten. Eine weitere Ausnahme gab es für Branchen, denen es trotz Wirtschaftsabschwung nicht gelang, ihren Arbeitskräftebedarf mit inländischen Erwerbspersonen zu decken, dies war aber wiederum auf bestimmte AusländerInnen beschränkt (Vgl. Hunn 2005: 347f). Unter jenen AusländerInnen, die vor die Wahl gestellt wurden entweder in das Herkunftsland zurückzukehren oder einer Beschäftigung in einer auch bei AusländerInnen unbeliebten Branche nachzugehen, entschieden sich viele der arbeitslos gewordenen TürkInnen für die zweite Option (vgl. Hunn 2005: 353). Ein anderer Teil der Erwerbslosen flüchtete in illegale Beschäftigungsverhältnisse, deren Zahl nach dem Anwerbestopp rasch anstieg. Anfang 1975 schätzte die Bundesanstalt für Arbeit die Zahl

jener AusländerInnen, die sich illegal in der Bundesrepublik aufhielten auf 100 000 bis 300 000, hier wurde etwa als ObstpflückerIn gearbeitet. Die schlechte Wirtschaftslage nach dem Anwerbestopp und die strikte Einhaltung des Inländerprimats führten dazu, dass die ArbeitsmigrantInnen auf unattraktive Arbeitsplätze verwiesen blieben (vgl. Hunn 2005: 354).

4.3. Rückkehrpläne und Remigration in die Türkei

Remigration ist Bestandteil des gesamten Migrationsprozesses, ein Gedanke, der ständiger Begleiter im Anwerbeland sein kann oder bei tatsächlicher Durchführung der abschließende Teil des Migrationsprozesses ist. Dieses Schlusskapitel kann allerdings auch ein offenes Ende haben und der Remigrationsprozess somit nicht endend sein (vgl. Steinhilber 1994: 27).

„Praktisch alle ‚Gastarbeiter‘ waren ursprünglich mit der Vorstellung gekommen, nach wenigen Jahren in Deutschland wieder nach Hause zurückzukehren. Nur ein Teil von ihnen jedoch realisierte dieses Vorhaben, die übrigen verschoben die Rückkehr wieder und wieder und gaben sie schließlich, zögernd und widerstrebend, ganz auf (Greve 2003: 45).“

Zunächst trägt die Migration in ein anderes Land also immer die Absicht der Rückkehr in sich, somit ist ihr das Merkmal des Vorübergehenden inne. Im Laufe der Zeit war bei den ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ jedoch eine Zunahme der Verweildauer zu erkennen, was durch den Familiennachzug noch verstärkt wurde. Auf der anderen Seite war in den Jahren 1980 bis 1984 eine Zunahme jener ArbeiterInnen zu erkennen, welche in die Türkei zurückkehrten (vgl. Demiröz 1998: 73).

Eine solche Rückkehr wurde aber durch verschiedenste Faktoren erschwert: Zum einen legte man sich selbst den großen Erwartungsdruck einer glänzenden Rückkehr mit viel Geld auf, was sich aber angesichts der kargen Löhne zumeist nicht realisieren ließ. Daneben wurde es mit zunehmendem Alter immer schwieriger, in der Türkei einen Arbeitsplatz zu finden. Und für die Selbstständigkeit, mit eigenem Geschäft oder kleiner Firma, war neben dem notwendigen Know-how zumeist kein ausreichendes Kapital vorhanden. Man befand sich also in einem Dilemma, denn einerseits war es für eine Rückkehr unumgänglich Geld zu sparen, andererseits konnte man auf Dauer den Lebenskomfort nicht vollkommen reduzieren, vor allem dann nicht, wenn man EhepartnerIn und Kinder nachkommen ließ. Somit wurde der Lebensplan einer Rückkehr immer mehr zu einem Traum, der von den wenigsten in die Tat umgesetzt wurde bzw. für diejenigen, die ihn dennoch umsetzten, in manchen Fällen zum Albtraum wurde, weil das Leben in der Türkei keineswegs jenes war, das man sich erhofft hatte. Bei jenen für die es beim Traum geblieben ist, beeinflusst diese Absicht bis heute, oft kaum bewusst, das Lebensgefühl. (vgl. Greve 2003: 45f). Für viele verwirklicht sich der

Traum von einer Rückkehr in der nachberuflichen Phase zumindest teilweise durch die Praxis der Pendelmigration, d.h. sie verbringen einen Teil des Jahres in Österreich, den anderen in der Türkei.

Gerade die oben erwähnte Wertung der Rückkehrabsicht als Illusion hat Mihçiyazgan aber kritisiert. Sie beanstandet an dieser Einschätzung, dass mit einer solchen Wertung der türkischen Sozialwelt pathogene Züge zugeschrieben werden. Sie selber misst der Rückkehrabsicht in der Welt der MigrantInnen eine wichtige Bedeutung zu, indem sie die Rede von der Rückkehr als ein Muster der Alltagskommunikation von MigrantInnen versteht. Damit wird die Zugehörigkeit zur MigrantInnengruppe bekundet, womit dem Rückkehrgedanken eine identitätsbildende Wirkung zukommt. Weiters kann die Rückkehr nicht allein eine räumliche Dimension, sondern auch eine Rückkehr zum Vergessenen, zu den Ursprüngen und zu sich selbst meinen (vgl. Mihçiyazgan zit. in Steinhilber 1994: 34f).

Damit kommen der formulierten Rückkehrabsicht zwei Funktionen zu: Zum einen die Aufrechterhaltung der innertürkischen Sinnwelt in der Fremde und zum anderen eine Abgrenzung gegenüber jener der Aufnahmegesellschaft (vgl. Steinhilber 1994: 35).

„Wer die funktionale Bedeutung des formulierten Remigrationsgedankens ignoriert, von ‚Heimkehrillusion‘ spricht und dem pathogene Züge zuschreibt, verleugnet die eigentlichen pathogenen Züge des nach kapitalistischen, profitorientierten Grundsätzen organisierten ‚Weltmarktes für Arbeitskraft‘. Die Menschen werden ins Land geholt und als Manövriermasse ganz im Sinne der Wirtschaft und ihres Arbeitskräftebedarfs behandelt (Steinhilber 1994: 35).“

Andererseits muss aber auch gesagt werden, dass der anfänglich als erleichternd empfundene Übergangscharakter der Zeit in Deutschland oder auch Österreich für viele ArbeitsmigrantInnen immer mehr zur Leere wurde. Man begann damit seinen Blick mehr und mehr auf eine verklärte Vergangenheit in der Türkei zu richten. Der Alltag in Deutschland hingegen erschien vielen TürkInnen als monoton und sinnlos und im Grunde genommen nur dazu da, Geld für die Zukunft in der Türkei zu sparen (vgl. Greve 2003: 46).

„Nicht nur die erlebte Mobilität, sondern die gesamten Erfahrungen im Migrations- und Remigrationsprozess wirken nachhaltig auf die involvierten Individuen. Diese sind zugleich Subjekte und Objekte der Migrationsprozesse. Migration und damit auch der Teilprozess Remigration ist zu sehen als gesellschaftlich bedingtes, aber auch von individuellen Entscheidungen abhängiges menschliches Handeln. Migration und Remigration lösen in den beteiligten Ländern Prozesse gesellschaftlichen Wandels aus und verursachen Veränderungsprozesse bei den Individuen (Steinhilber 1994: 28).“

Bei einer tatsächlich stattfindenden Rückkehr kann zwischen Einzelrückkehr und Massentrückkehr unterschieden werden, wobei eine Massentrückkehr in der Realität wohl eher

nicht vorkommen wird. Die Einzelrückkehr ist dabei, wie der Name schon sagt, von der Entscheidung einzelner anhängig und findet dann statt, wenn der Vergleich zwischen den finanziellen Vorteilen bei fortgesetzter Arbeit in der Fremde und der Rückkehr ins Herkunftsland positiv für die Heimat ausfällt. Hierbei spielen verschiedene Faktoren eine Rolle:

- ✘ Die Erfüllung der Erwartungen, die man vorher hatte.
- ✘ Die Sehnsucht nach der zurückgebliebenen Familie.
- ✘ Anpassungsschwierigkeiten an die Aufnahmegesellschaft.
- ✘ Die Befürchtung, die Kinder zu verlieren.
- ✘ Der Wunsch, die Ausbildung der Kinder zu sichern.
- ✘ usw.

Die Massenmigration dagegen stützt sich mehr auf die politischen Beziehungen zwischen den Regierungen der einzelnen Länder. Außerdem spielt hierbei die Einstellung des/der ArbeitgeberIn gegenüber den ‚GastarbeiterInnen‘ sowie die Haltung, mit welcher die aufnehmende Gesellschaft den ZuwandererInnen gegenübertritt, eine Rolle. Als Gründe, die zur Rückkehr größerer Gruppen führten, werden genannt:

- ✘ Wirtschaftliche Rezession und die damit zusammenhängende steigende Arbeitslosigkeit.
- ✘ Anreize, welche zur Förderung der Rückkehrtenz gegeben wurden.
- ✘ Fremdenfeindlichkeit.
- ✘ Das Erreichen des Rentenalters.
- ✘ usw. (vgl. Gökdere 1983 zit. in Demiröz 1998: 73).

Die Entscheidung über Verbleib oder Rückkehr ist also in vielen Fällen keine freie, sondern die Folge von strukturellen Entwicklungen sowohl im Aufnahmeland als auch im Herkunftsland. Solche Entwicklungen können etwa Arbeitslosigkeit, Ausländerfeindlichkeit oder grundlegend die rechtliche Unsicherheit sein. Somit verleiht die formulierte Rückkehrabsicht den MigrantInnen eine gewisse Immunität gegenüber ihrer unsicheren und teilweise undurchschaubaren Situation im Zielland ihrer Migration. Damit können MigrantInnen, wenn etwa Kündigung, Arbeitslosigkeit und damit die Nicht-Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis drohen, sich selbst und anderen gegenüber erklären, dass sie sowieso schon immer in ihre Heimat zurückkehren wollten und so die Umstände als eigene Entscheidung umdeuten (vgl. Steinhilber 1994: 36f). Außerdem gilt, dass je mehr die MigrantInnen im Aufnahmeland spüren, dass sie nicht dazugehören, desto mehr müssen sie

das Gefühl des Dazugehörens im Herkunftsland forcieren. Daneben spielen aber auch affektive Bindungen zur Heimat und ihrer Kultur und Sprache, Lebensweise und Traditionen eine Rolle. Außerdem sind Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen von größerer Bedeutung, denn das Individuum versteht sich, auch in der Ferne, immer als Teil des Kollektivs von Familie und Verwandtschaft. Solche Bindungen in die Türkei brechen keineswegs ab, sondern werden immer wieder aufgefrischt und neu hergestellt (vgl. Steinhilber 1994: 38).

Mit der Mobilität ist auch immer das Verlassen vertrauter Orte und damit der Wechsel des kulturellen und sozialen Kontextes verbunden, dieser Vorgang impliziert in weiterer Folge Sozialisationsprozesse. Somit kehrt der/die RemigrantIn nicht als jene Person zurück, die vor langer Zeit in die Fremde gegangen war. Daher kann sie auch nicht so weiterleben wie sie zuvor gelebt hatte. Für die zweite Generation stellt sich die Situation etwas anders dar (vgl. Steinhilber 1994: 28).

„Die hier geborenen und aufgewachsenen Jugendlichen und jungen Erwachsenen fühlen sich in der Bundesrepublik beheimatet, oder könnten sich so fühlen, wenn ihnen dies von der Mehrheitsgesellschaft und deren rechtlichen Grundlagen nicht so schwierig gemacht, vielmehr ganz abgesprochen würde. Für diese Generation kann die Übersiedlung in die Türkei nicht als Remigration bezeichnet werden, sondern zutreffender müsste hier von Auswanderung gesprochen werden (Steinhilber 1994: 28).“

Eine Migration führt in manchen Fällen auch zu einer Spaltung der Familie, auch wenn das nur vorübergehend ist. Manche ArbeitsmigrantInnen waren nämlich verheiratet. Zumeist waren es die Männer, die als erste in die Fremde aufbrachen, eventuell vorhandene Ehepartnerinnen und Kinder kamen später nach. Aus diversen Gründen, etwa wenn der Mann keine geeignete Unterkunft für seine Familie fand oder aus Gründen traditioneller Bindungen, blieb die Familie aber auch in der Türkei. Somit erhielt der zurückbleibende Teil der Familie einen Sondercharakter. Wobei zwischen zwei Familienformen zu unterscheiden ist:

- ✘ Die zurückgebliebene Ehepartnerin mit den Kindern lebte vorübergehend mit den Großeltern in einer Art erweiterter Großfamilie zusammen.
- ✘ Die unvollständige Kleinfamilie lebte für sich.

In beiden Fällen ist der zurückbleibende Familienteil mit verschiedenartigen Problemen konfrontiert.

Die Dauer des Aufenthalts der ArbeitsmigrantInnen aus der Türkei nahm bis zur Wirtschaftskrise (1973) stetig zu. 44 Prozent lebten nach einer Aufstellung des Bundesamtes

für Statistik von 1991 seit mindestens 15 Jahren in Deutschland, 67,35 Prozent seit mindestens 10 Jahren. Somit nahm die als vorübergehend geplante Arbeitsmigration zunehmend die Merkmale bleibender Niederlassung an. Es zeigte sich außerdem, dass mit wachsender Dauer des Auslandsaufenthaltes die Neigung zur Rückkehr abnahm. Darüber hinaus ist der Wunsch nach Rückkehr bei der jüngeren Generation geringer als bei der älteren. Bei MigrantInnen, die hingegen aus ländlichen Gegenden stammen und sich nur kürzere Zeit im Ausland aufhalten und hier von ihren Familien getrennt leben, gibt es eine größere Tendenz zur Rückkehr (vgl. Tufan 1998: 47f).

Ein wichtiger Baustein für die Brücke in die Heimat sind die nach Möglichkeit jährlich stattfindenden Urlaubsfahrten, für die ein immenser Aufwand an Zeit und Geld betrieben wird. In der Zeit des Urlaubs können die MigrantInnen ihren Arbeitsalltag vergessen und damit auch die widrigen Umstände, unter denen sie ihr Geld hart verdienen müssen (vgl. Steinhilber 1994: 39).

„Elf Arbeitsmonate in Deutschland haben einen zwölften in der Türkei zum Ziel, in dem man in der Lage ist, ‚wirklich zu leben‘ (...) Das Jahr wird eingeteilt in ‚izinden önce‘ (vor dem Urlaub) und ‚izinden sonra‘ (nach dem Urlaub), wobei das Wort ‚izin‘ (wörtlich Erlaubnis, Beurlaubung) allein für den Jahresurlaub in der Türkei verwendet wird (...) (Wolbert 1992 zit. in Steinhilber 39).“

Auch Gonca Suna (2009) bestätigt diese Wichtigkeit der jährlichen Urlaubsfahrten:

„Meine Eltern dagegen fahren noch jedes Jahr in ihre Heimat. Manchmal habe ich das Gefühl, sie arbeiten hier das ganze Jahr lediglich auf diesen einen Monat in der Türkei hin. Sie kommen mir dort wie ausgewechselt vor, sie sind einfach viel offener und unternehmungslustiger (Suna 2009: 199).“

Für die Angehörigen der nachkommenden Generationen stellt sich allerdings die Frage, ob sie das noch wollen, weil sie in der Türkei völlig Fremde sind und meist auch keinen wirklichen Bezug zur Heimat ihrer Eltern mehr haben, von etwaigen zurückgebliebenen Verwandten abgesehen. Genau dieser Umstand ist es, der maßgeblich zur Nicht-Rückkehr der ersten Generation beiträgt. Auch dies bestätigt Suna, die dieser zweiten Generation angehört:

„Verbindungen zur Türkei bestehen natürlich noch immer, auch wenn sie nicht mehr so intensiv sind wie früher. Als Kind sind wir noch jeden Sommer nach Istanbul gefahren und haben unsere Verwandten besucht. Jetzt hat sich das auf etwa alle drei Jahre reduziert (Suna 2009: 199).“

Zu einem interessanten Ergebnis in Zusammenhang mit Auswanderungsplänen der zweiten Generation kommt das Krefelder Forschungsinstitut ‚Futureorg‘ das 254 Studierenden und AkademikerInnen türkischer Herkunft die Frage gestellt hatte, ob sie zukünftig beabsichtigten

in die Türkei zu ziehen, worauf 36 Prozent, also mehr als ein Drittel mit ja antworteten. Vier von zehn Befragten gaben als Grund das ‚fehlende Heimatgefühl‘ in Deutschland als Ursache für diese Pläne an, ob solche Pläne realisiert werden oder nicht ist fast nebensächlich, denn in jedem Fall handelt es sich um eine mentale Abwanderung. Hierbei spielt auch die Tatsache eine Rolle, dass eben dieser Rückkehrgedanke von der ersten Generation über Jahrzehnte hinweg gepflegt und somit vielfach auf die Kinder übertragen wurde. Dieser Zusammenhang ist auch empirisch feststellbar, denn junge AkademikerInnen, deren Eltern mit dem Leben in Deutschland zufrieden sind, planen nur zu knapp einem Drittel einen Umzug in die Türkei, während bei jenen, deren Eltern mit ihrem Leben in der Migration unzufrieden sind, fast jede/r Zweite Abwanderungspläne hat. Ein anderer Grund für Abwanderungspläne junger AkademikerInnen könnten aber auch die schlechten beruflichen Aufstiegschancen sein, die sie in Deutschland sehen. Möglich wäre daneben, dass MigrantInnenkinder einfach mobiler sind (vgl. Wierth, Die Tageszeitung, 21. April 2009).

Verschobene Rückkehrpläne der ersten Generation können verschiedenste Ursachen haben, hierbei können auch die ArbeitgeberInnen eine wichtige Rolle einnehmen, die entgegen dem vorgesehenen Rotationsprinzip ihre ArbeiterInnen trotz Vertragsende länger beschäftigen wollten. Daneben entstehen neben den Bindungen zur Herkunftsgesellschaft soziale Kontakte in der neuen Umgebung. Hiermit verbunden ist eine zunehmende Identifikation mit dem neuen sozialen Kontext und der Hoffnung vor Augen, dem selbstgesteckten Ziel eines abgesicherten Verdienstes nähergekommen zu sein. Außerdem verbessert sich die ökonomische Situation im Herkunftsland kaum und die Ansprüche an die Lebensqualität nach der Rückkehr steigen. Somit wird in vielen Fällen das Provisorium überwunden, indem aus dem zunächst zeitlich begrenzten Aufenthalt ein Daueraufenthalt wird. Daher sind viele MigrantInnen de facto eingewandert und haben das geplante Rückkehrverhalten zugunsten eines Bleibeverhaltens modifiziert (vgl. Steinhilber 1994: 34).

Für jene, die dennoch zurückkehren, können folgende Gründe von Bedeutung sein, die sich aus dem Zusammentreffen einer Vielzahl von Einflüssen ergeben:

- ✘ Günstige Entwicklungen im Herkunftsland.
- ✘ Schwierigkeiten, an den Vorgängen im Herkunftsland teilzunehmen
- ✘ Verschiedene Ereignisse im Zielland der Migration lassen den Wunsch dort zu bleiben schwinden.
- ✘ Das gesteckte Ziel ist erreicht.

- ✗ Die zurückgebliebene Familie braucht den Vater/die Mutter.
- ✗ Die Dinge auf die man für eine Migration verzichtet hat, gewinnen an Bedeutung.
- ✗ Die Bedürfnisse der Familie treten in den Vordergrund.
- ✗ Das Rentenalter ist erreicht.
- ✗ Man wird konfrontiert mit den Schwierigkeiten des Arbeitslebens im Ausland.
- ✗ Es wurden ausreichend Ersparnisse angesammelt.
- ✗ Es ergibt sich die Gelegenheit, im Herkunftsland Arbeit zu finden.
- ✗ Man erleidet einen Unfall.
- ✗ Es kommt zu gesundheitlichen Beeinträchtigungen.

Es handelt sich hierbei um eine verallgemeinernde Betrachtungsweise. Obwohl die Motive jedes/jeder Einzelnen verschieden sind, lassen sich Faktoren benennen, die Einfluss auf eine Rückkehrentscheidung ausüben. Ein Punkt ist besonders ausschlaggebend, nämlich die Situation im Heimatland. Die Bedingungen dort beeinflussen eine solche Entscheidung auf direktem oder indirektem Wege (vgl. Tufan 1998: 48f).

Mit der tatsächlichen Rückkehr in das Herkunftsland verändert sich das Alltagsleben der betroffenen Menschen grundlegend. Unterschiede in kulturellen Selbstverständlichkeiten werden wahrgenommen. Außerdem werden den Individuen Mobilität, Trennungsschmerz, Anpassungsdruck und vieles mehr abverlangt. Daneben kommt es bei einem abrupten und radikalen Wechsel in eine andere Lebenssituation, die zwar nicht vollkommen fremd aber doch fremd geworden ist, zu deutlich erkennbaren Reaktionen sowohl beim Individuum als auch beim sozialen Umfeld. Dieser Bruch kann als Bruch oder Diskontinuität erfahren werden (vgl. Steinhilber 1994: 29).

„Die Väter scheinen am häufigsten zur Remigration zu tendieren. Sie sind sich wohl bewusst, dass sie durch eine Rückkehr in die Türkei am wenigsten zu verlieren und am meisten zu gewinnen haben (Steinhilber 1994: 337).“

Mitte der 1990er Jahre gaben bei einer Repräsentativumfrage ein Drittel der in Deutschland lebenden TürkInnen an, Interesse an einer Rückkehr zu haben. Von diesem Drittel beantworteten 83,7 Prozent die Frage wann diese stattfinden soll mit ‚weiß nicht‘ (vgl. Mehrländer 1996 zit. in: Greve 2003: 46). Spätestens ihre Beerdigung wünschen sich die allermeisten TürkInnen aber in der Türkei (vgl. Çağlar 1994 zit. in Greve 2003: 46).

„Den Untersuchungen von Kudat und Kalweitt (1976) zufolge möchte der türkische Arbeiter typischerweise nach Erreichen seiner ökonomischen Ziele in sein Land zurückkehren, nur spielt die Familie als ganze bei dieser Entscheidung eine wichtige Rolle. Und zwar dergestalt, dass die Ausbildung und die Zukunft der Kinder sowie das Prestige der Familie in der Heimat Bedeutung gewinnen. Das Leitbild des Arbeitsmigranten ist die Remigration, doch gleichzeitig möchte er im Interesse der Kinder die Beziehungen zu Deutschland nicht völlig abbrechen (Tufan 1998: 49).“

Erschwert wird das Bleiben im Land, in das man vor vielen Jahren als ArbeitsmigrantIn gekommen war, aber auch durch die Haltung von Politik und Gesellschaft.

„Die jahrzehntelange Verweigerung der politisch Verantwortlichen, den ungeplanten Daueraufenthalt der einstigen ‚Gastarbeiter‘ als das anzuerkennen, was er war, nämlich eine nicht mehr rückgängig zu machende Einwanderung, führte dazu, dass die ausländischen Arbeitsmigranten primär als Objekte politischen und pädagogischen Handelns (...) wahrgenommen wurden (Hunn 2005: 9).“

Besonders ausgeprägt war diese gesellschaftliche Ausgrenzung im Fall der aus der Türkei zugewanderten Menschen. Die Niederlassung dieser ArbeitsmigrantInnen wurde nicht, wie im Fall von ItalienerInnen, SpanierInnen, GriechInnen oder PortugiesInnen als zwangsläufiger Bestandteil der europäischen Integration wahrgenommen. Außerdem kamen diese Menschen aus einem Land, das von der islamischen Religion und Kultur geprägt war und ist. In Deutschland führten die veränderten wirtschaftlichen Bedingungen nach der Ölkrise 1973, aber auch der anhaltende Familiennachzug dazu, dass aus der ab 1976 geplanten schrittweisen Verwirklichung der Freizügigkeit türkischer Staatsangehöriger innerhalb der EG zunehmend Ängste und Befürchtungen erwachsen. Dadurch wurden und werden die Anerkennung und Integration von MigrantInnen aus der Türkei erheblich erschwert (vgl. Hunn 2005: 10f).

Jene die sich de facto entschieden haben, hier zu bleiben, stoßen auf diverse Schwierigkeiten:

„Allerdings wird ihnen weiterhin beharrlich der rechtliche Status als EinwandererInnen verweigert. Infolgedessen werden die Zugewanderten auch nach 20 Jahren immer noch diskriminierender Weise als Ausländer gesehen, anstatt als MitbürgerInnen anerkannt zu werden. Als weitere Folge davon verstehen sich die Betroffenen selbst nicht als eingewandert. Obwohl in vielen Fällen Jahrzehnte vergangen sind, wird das Leben in der Bundesrepublik als vorübergehend betrachtet, und die formulierte Rückkehrabsicht bleibt im Sprachschatz erhalten (Steinhilber 1994: 34).“

5. Auswirkungen der Migration auf die Situation im Alter bei ehemaligen türkischen ‚GastarbeiterInnen‘

5.1. Überblick über den Forschungsstand

Bisherige Forschungen zur Lebenssituation älterer ehemaliger ‚ArbeitsmigrantInnen‘ fokussieren nach Reinprecht (2007) auf fünf Aspekte, die zugleich das gesellschaftliche und sozialpolitische Spannungsfeld abstecken, in dem sich das prekäre Altern von MigrantInnen in der Einwanderungsgesellschaft entfaltet:

- ✘ Beim Übergang in die nachberufliche Lebensphase besteht für MigrantInnen ein erhöhtes Risiko einer Verdichtung von Problemlagen und Benachteiligungen:
 - ◆ Einkommensarmut
 - ◆ knappe Wohnraumressourcen
 - ◆ gesundheitliche Beeinträchtigungen
 - ◆ geringe Sprachkenntnisse
 - ◆ sozialrechtliche und Alltagsdiskriminierung
 - ◆ usw.

Gleichzeitig fällt aber die Lebensbilanz häufig positiv aus, denn:

- ✘ Soziale Beziehungsressourcen spielen eine bedeutsame Rolle und deuten auf eine starke Binnenintegration der migrantischen Milieus hin, die nach dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben an Zentralität für die Lebensführung gewinnen, insbesondere in Bezug auf Verwirklichung von Partizipationsbedürfnissen. Mit zunehmendem Alter konzentrieren sich die Kontakte aber immer mehr auf Familie und Verwandte, außerfamiliäre Sozialressourcen sind im hohen Alter rar.
- ✘ Der Bedarf an Hilfe und Unterstützung bei der Alltagsbewältigung und bei Krankheit wird fast ausschließlich informell durch familiäre und nachbarschaftliche Netze abgedeckt. Soziale Dienste werden kaum in Anspruch genommen, sei es aufgrund von systemischen oder individuellen Barrieren oder auch weil die dafür erforderlichen Informationen nicht zugänglich sind.
- ✘ Zwar bestehen zwischen den verschiedenen Herkunftsgruppen zahlreiche Gemeinsamkeiten, dennoch bilden ältere MigrantInnen keine homogene Gruppe, denn ihre Lebenssituationen und Bedarfslagen differieren erheblich sowohl nach sozialen und ökonomischen als auch nach Herkunfts- und kulturellen Merkmalen, wobei sich Frauen oftmals mit spezifischen Herausforderungen konfrontiert sehen.

- ✘ Für die Mehrzahl der älteren MigrantInnen bleibt Österreich auch nach dem altersbedingten Ausscheiden aus dem Erwerbsleben der Lebensmittelpunkt, wobei dieser Orientierung häufig nicht nur funktional (Qualität des Gesundheitssystems, Sicherheitsstandards, usw.) und sozial (Familienbindung), sondern auch emotional und identifikatorisch begründet ist. Daneben wird aber auch die emotionale Bindung an das Herkunftsland teilweise ebenfalls aufrechterhalten und über transnationale Netzwerke und/oder die Praxis der Pendelmigration gelebt (vgl. Reinprecht 2007: 214f).

Durch den Umstand, dass immer mehr MigrantInnen in das Pensionsalter kommen gewinnt das Alter neue Schattierungen und Facetten – das Alter wird durch ein Mosaik aus sozialen und kulturellen Welten bestimmt, wobei die verschiedenen Einwanderungsgruppen erkennbar bleiben und sich zu ethnischen Minderheiten und Subkulturen formieren. Das Bild des Mosaiks ist dabei in zwei Hinsichten hilfreich (vgl. Reinprecht 2006: 213):

„Zum einen macht es bewusst, dass sich städtisches Leben nicht unabhängig von Herrschafts- und Produktionsverhältnissen entfaltet. Soziale Segregation und ethnische Konzentration bilden nur die offensichtlichsten Repräsentationen von struktureller Gewalt, denen sich ImmigrantInnen fügen müssen und die die Ausgestaltung ihrer Lebensführung dauerhaft beeinflusst. Zum anderen können mithilfe dieses Bildes die Muster der Einwanderung sichtbar gemacht werden (Reinprecht 2006: 213).“

Diese fortschreitende Diversifizierung nach Herkunft und Ethnizität wird aber bisher nur am Rande als allgemeiner Teil des Strukturwandels des Alters wahrgenommen, denn die wenigen Forschungen, die bisher zum Thema Altern und Migration gemacht wurden, beziehen sich fast ausschließlich auf die Gruppe der ehemaligen ‚ArbeitsmigrantInnen‘ aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien. Der Zusammenhang von Arbeitsmigration und Alter beeinflusst dabei in dreierlei Hinsicht die Situation dieser Menschen:

- ✘ Zum einen beeinflusst die Migration selbst und die damit verbundenen Aspirationen und Besonderheiten von Lebenslauf und Lebensführung die Situation im Alter.
- ✘ Zum anderen hat dieser Zusammenhang Auswirkungen auf die kumulierte Knappheit von essentiellen distributiven und relationalen Gütern wie Einkommen und Anerkennung.
- ✘ Zuletzt zeigen sich auch Auswirkungen auf die Verfügbarkeit von kompensatorischen Ressourcen (soziale und kulturelle Bindungen), welche

Quelle von Lebensqualität und somit wichtige Lebenshilfe sein können (vgl. Reinprecht 2006: 214).

„Die Problematik vieler Forschungen besteht darin, dass sie von ihrem Ansatz her die Konstellation von Altern und Migration von vornherein auf ein gesellschaftliches Problemphänomen reduzieren, womit sie willentlich oder unwillentlich zum Abschließungs- und Unterwerfundiskurs der Aufnahmegesellschaft beitragen (vgl. Beck-Gernsheim 2004 zit. in: Reinprecht 2006: 214).“

Damit wird die Machtdistanz zwischen Mehrheit und Minderheit aufrechterhalten. Hier darf zwar nicht verallgemeinert werden, dennoch herrscht bei vielen angewandten Forschungen die Sicht vor, die migrantische Lebenswelten pauschal als defizitär, problembehaftet, beschädigt und rückständig etikettiert. Andererseits werden teilweise kulturalistisch verkürzte Vorannahmen über migrationsbezogene Erfahrungs-, Lebens- und Versorgungszusammenhänge unkritisch bestätigt. Auch stärker theoriegeleitete Forschungen sind nicht frei von solchen Problemen, so wurden etwa auch hier bisher Themen wie die Frage nach der Gleichartigkeit oder Variabilität, nach Konsistenz oder Inkonsistenz der Lebenslagen von älteren MigrantInnen kaum thematisiert.

Durch die heterogene Struktur der Zuwanderung differenzieren sich Sichtweisen und alternative Lebenskonzepte, die durch Migration entstehen, gleichzeitig wird die Wahrnehmung für neue Erscheinungsformen von sozialer Ungleichheit und deren Verursachung geschärft (vgl. Reinprecht 2006: 215).

„Wie die eigenen empirischen Untersuchungen unterstreichen, ergibt sich das prekäre Altern der ArbeitsmigrantInnen aus einer spezifischen Positionierung im gesellschaftlichen Ungleichheits- und Anerkennungsgefüge. Armut, gesundheitliche Beeinträchtigungen sowie Barrieren im Zugang zu den überlebenswichtigen Einrichtungen des sozialen Sicherungssystems begründen sozial- und gesundheitspolitische Interventionen sowie die Entwicklung von Maßnahmen zur Sicherung und Stärkung dieser Bevölkerungsgruppe (vgl. Reinprecht 2006: 216).“

Generell sind sowohl die empirische Forschung, als auch die Maßnahmenentwicklung gefordert, die Divergenz der jeweiligen Herkunftsmilieus mitsamt ihren jeweiligen Auffächerungen anzuerkennen und sie zum Ausgangspunkt ihrer Arbeit zu machen. Hierbei ergeben sich zahlreiche Forschungsfragen und Problemkonstellationen:

- ✘ In Bezug auf den Genderaspekt des Älterwerdens in der Migration existiert wenig gesichertes Wissen.
 - ◆ Diese Frage ist auch in Bezug auf alternative Modelle der Lebensführung von Relevanz.

- ✘ Auch zu den Praktiken von transnationaler Mobilität, ihrer Struktur und ihrem tatsächlichen Ausmaß liegen nur wenige Studien vor.
 - ◆ Hier wären vor allem Motivationslage, aber auch Fragen nach materiellen und rechtlichen Voraussetzungen interessant. Auch die Funktion von Beziehungsnetzen spielt hierbei eine Rolle.
- ✘ Erforschenswert wäre außerdem im Kontext mit Hochaltrigkeit der Familiennachzug älterer Familieangehöriger, aber auch Situation und Bedarfslagen migrantischer Älterer in institutionellen Umwelten – stationäre Einrichtungen der Systeme von Gesundheit und Altenarbeit.
- ✘ Mit wachsender ethnisch-kultureller Ausdifferenzierung des Alters rücken auch Veränderungen der gesellschaftlichen Altersnormen und Altersbilder ins Blickfeld.
- ✘ Notwendig wären außerdem Studien zu den institutionellen Strukturen der Altenarbeit und zu deren interkultureller Öffnung sowie diversitätspolitischen Umwandlung (vgl. Reinprecht 2006: 217).

„Im gesellschaftlichen Strukturwandel verändern sich auch die methodologischen Anforderungen an die Forschung. Während es sich bei einem Großteil der empirischen Arbeiten zu Altern und Migration um Momentaufnahmen von ausgewählten Bevölkerungsgruppen handelt, verlangen die zunehmend komplexen sozialen Realitäten und Alternsprozesse vermehrt nach Längsschnittverfahren (Panel, Sequenz- und Ereignisanalysen), mit deren Hilfe die Ausdifferenzierung der Übergangsprozesse und Lebensformen analysiert werden können (Reinprecht 2006: 217).“

Migrantische Ältere zählen außerdem zu den an schwierigsten erreichbaren Zielgruppen für die empirische Forschung, dies hat vielfältige Gründe:

- ✘ Besonderheiten der Lebensführung
 - ◆ mobile Lebensführung – Pendelmigration
 - ◆ soziale Segregation und ethnische Verinselung
 - ◆ Viktimisierungängste
 - ◆ traditionelle Rollenkonzepte – Hierarchie der Geschlechter und Altersgruppen
 - ◆ besondere Lebensformen – erweiterte Familie, Mehrpersonenhaushalte
 - ◆ Kooperation – Einfluss von Rollenerwartungen, Anwesenheit Dritter in Interviewsituationen

In Befragungskontexten gewinnen InterviewerInnenmerkmale (Geschlecht, Alter, Schicht, Sprache, usw.) deshalb besondere Bedeutung. Trotz zahlreicher Barrieren bestätigt die Felderfahrung auch, dass gerade in migrantischen Zielgruppen (auch unter Älteren) eine hohe Kooperationsbereitschaft besteht, wenn Vertrauen hergestellt und der Nutzen der Forschung vermittelt werden kann (vgl. Reinprecht 2006: 218).

„Trotz eines kontinuierlich anwachsenden Interesses an Fragen der Niederlassung, Eingliederung und Lebenssituation der in Österreich lebenden Bevölkerung ausländischer Herkunft, ist über Lebenslage und Lebensführung der älter werdenden ArbeitsmigrantInnen nur verhältnismäßig wenig bekannt (Reinprecht 2006: 19).“

5.2. Alter und Altersbilder bei türkischen MigrantInnen und in der Türkei

Sabine Prätors (2009) Untersuchung, die sich mit Alter und Altersbildern in der Türkei und bei türkischen ImmigrantInnen beschäftigte, umfasste folgende Bereiche:

- ✗ Fragen zur Biografie
- ✗ Vorstellungen vom Alter
- ✗ Generationenbeziehungen
- ✗ Werte
- ✗ Vorstellungen vom Leben in Deutschland
- ✗ Lokale Orientierung
- ✗ Gesellschaftliche Beziehungen und Kontakte
- ✗ Freizeitgestaltung
- ✗ Bereitschaft zur beruflichen Fortbildung

Befragt wurden hier vor allem Personen der ersten MigrantInnengeneration, zum Vergleich wurden aber auch Angehörige der zweiten und dritten Generation einbezogen, darunter Frauen und Männer verschiedenster Schichtzugehörigkeit, Sunniten und Aleviten, traditionell und modern orientierte Menschen. Einige wenige Interviews richteten sich auch an RückkehrerInnen in die Türkei (vgl. Prätör 2009: 95).

Zu Beginn soll festgehalten werden:

„Alter, dies sei hier ausdrücklich betont, wird in der Türkei traditionell positiv gewertet. Alte Menschen genießen im Allgemeinen beträchtliches Ansehen, man besucht sie häufig, fragt nach ihrem Befinden und hilft ihnen im Alltag. Diese Struktur der türkischen Gesellschaft, mit ihrer immer noch starken Tendenz zum familiären

Pflegeeinsatz und einem traditionell vorhandenen Respekt (saygı) gegenüber der älteren Generation, hätte (...) verhindert, dass sich das Problem der alten Menschen zu einer sozialen Krise entwickelt habe. (...) An den gebührenden Respekt alten Menschen gegenüber wird sowohl in religiösem als auch staatlichem Kontext immer wieder erinnert (Prätor 2009: 92f).“

Die Altersentwicklung der Türkei selbst ist durch deutliche provinzielle Unterschiede gekennzeichnet, wobei der höchste Anteil an alten Menschen in den Provinzen, welche die Wirtschaftszentren Istanbul, Izmir, Ankara, Antalya und Bursa umgeben, lebt. Gefolgt von anderen Provinzen mit einer hohen Abwanderungsrate der jungen Generation. Die Lebenssituation im Alter hängt in hohem Maße von den sozialen Verhältnissen ab, in denen alte Menschen leben, aber auch von deren materieller Sicherheit (Vgl. Prätor 2009: 89f).

Es ist davon auszugehen, dass die durchschnittlichen Renten nicht für den Lebensunterhalt ausreichen, weshalb die meisten RentnerInnen einem Gelderwerb nachgehen (vgl. Prätor 2009: 91).

Auch für die Türkei gilt, dass aufgrund veränderter Familienstrukturen und zunehmender Erwerbstätigkeit der Frauen die Betreuung alter Menschen nicht mehr ausschließlich im familiären Rahmen geleistet werden kann. Vor allem in den Städten wird außerdem ein Zusammenleben der Generationen kaum mehr praktiziert. Vor allem innerhalb der letzten Jahre ist deswegen auch die Versorgung durch Altenheimplätze stark angestiegen, wobei die Zahl vorher verschwindend gering war. So gab es 1981 38 Heime, 1991 waren es 74, wovon sich annähernd die Hälfte in Istanbul befand, im Herbst 2006 gab es bereits 229 Altenheime, was etwa einer Versorgung von 0,3 Prozent der türkischen Bevölkerung über 60 entspricht. Ein weiteres Problem besteht darin, dass türkische Altenheime nur Personen über 60 aufnehmen, die körperlich und geistig gesund sind, pflegebedürftige Menschen werden also ausgeschlossen, der Anteil an Pflegeheimbetten ist daher sehr gering. In jüngster Zeit ändert sich diese Situation aber und es werden vermehrt auch Pflegebetten angeboten, dennoch sind im Pflegefall überwiegend private Arrangements üblich – es werden über die familiäre und nachbarschaftliche Hilfe hinaus, Pflegepersonen für zuhause engagiert (vgl. Prätor 2009: 91f).

Bei den türkischen ZuwandererInnen in Deutschland haben sich auch die Vorstellungen von der Dauer des Aufenthalts geändert. So kam die erste MigrantInnengeneration, um bestimmte Sparziele zu erreichen und dann in die Türkei zurückzukehren. Zuerst wollte man bleiben, bis man ein Auto, ein Haus, eine Lebensgrundlage für sich und die Kinder erreicht hatte, später wurde die Rückkehr auf das Erreichen des Rentenalters verschoben. Der Wunsch in der Nähe

der hier aufgewachsenen Kinder zu sein ist es nun zumeist, der dazu führt, den Wunsch nach einer Rückkehr zurückstehen zu lassen. Im Allgemeinen kann gesagt werden, dass ein gutes Verhältnis zwischen den Generationen herrscht, wobei zumeist auch gute Beziehungen zu Verwandten in der Türkei bestehen. Ältere Personen genießen eine hohe Wertschätzung. Für rüstige SeniorInnen bestehen unterschiedlichste Möglichkeiten ihr Alter aktiv zu gestalten, wobei sich neben einem Leben ausschließlich in Deutschland oder der Türkei vielfältige Varianten einer ‚Pendelmigration‘ mit Aufenthalten in beiden Ländern anbieten. Bei einem Krankheits- oder Pflegefall kehren die betroffenen häufig nach Deutschland zurück. Insgesamt halten sich knapp 50 Prozent der MigrantInnen (bezogen auf die Gesamtzahl ohne ethnische Differenzierung) mehr als drei Monate im Herkunftsland auf. Die letzte Ruhestätte betreffend zieht es die erste Generation immer noch vor, in der Türkei bestattet zu werden (vgl. Prätör 2009: 94).

Sowohl die meisten Angehörigen der ersten, als auch ein beträchtlicher Teil der zweiten Generation wünscht sich ein Altern im Kreis der Familie. Vor allem die erste Generation erhofft sich auch noch Pflege durch Angehörige, Pflegeheimen wird allgemein eher skeptisch begegnet (vgl. Prätör 2009: 96).

„Vordringlichster Wunsch ist es, in der Freizeit viel Zeit mit der Familie zu verbringen. Dazu gehört auch, die Kinder im Haushalt zu unterstützen, und ganz besonders, sich um die Enkel zu kümmern. Auch Spazierengehen, mit Freunden Zusammensitzen und Fernsehen werden als bevorzugte Freizeitaktivitäten genannt. (...) Darüber hinaus gibt es Dinge, die sich im Alter einfach ‚nicht schicken‘ für Angehörige der ersten Generation, z.B. Tanzen oder überhaupt Sport (Prätör 2009: 97)!“

Daneben gibt es auch bereits viele türkische Altenclubs und Gesprächskreise, wo man sich regelmäßig trifft und seine Freizeit verbringt (vgl. Prätör 2009: 97).

5.3. Generationenbeziehungen in türkischen Familien

In ausländischen Familien sind die Generationenbeziehungen besonders vielschichtig, dies wird für Deutschland ausführlich in sechsten Familienbericht behandelt. Die Unterschiede zu einheimischen Familien können besonders von drei Effekten beeinflusst werden:

- ✗ Von einem Sozialisationseffekt als Folge der Migrations- und Minoritätssituation
- ✗ Von einem Akkulturationseffekt als Folge des Kontaktes der Migrantenfamilien mit der Kultur der Aufnahmegesellschaft und deren partiellen Übernahme
- ✗ Von einem Selektionseffekt, der sich auf unterschiedliche Auswanderungspopulationen und auch Generationen bezieht.

Außerdem ist auf folgende Umstände Rücksicht zu nehmen:

- ✗ In der ersten Generation von Einwandererfamilien kommt es häufig vor, dass der Vater bereits länger in Deutschland lebt und arbeitet, während die Frau erst später eventuell erst nach erfolgter Eheschließung, einreiste. Oft wird die Hochzeit auch im Herkunftsland vollzogen.
- ✗ Bei der Generation der Kinder stellt sich vermehrt die Frage nach einer Heirat mit Deutschen, die Bereitschaft der Eltern hierzu ist in den letzten zehn Jahren gestiegen, wobei sie bei den Vätern höher ist als bei den Müttern. Diese Bereitschaft ist bei TürkInnen nach wie vor am geringsten.

Die Wichtigkeit von Generationenbeziehungen ist ferner aus den folgenden Gründen höher:

- ✗ Die meisten dieser Familien stammen aus Gesellschaften ohne ein ausgebautes sozialstaatliches System. Daraus folgt, dass Sozialleistungen überwiegend zwischen den Generationen erbracht werden. Dies hat weitreichende Auswirkungen auf die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern.
- ✗ Auch die Migrationssituation an sich hat Auswirkungen auf die Generationenbeziehungen, weil sich viele Migrationsziele nur in diesem Zusammenhang legitimieren und realisieren lassen. Auch der ungesicherte Aufenthaltsstatus ist bedeutsam, weil eine Rückkehr bedeutet, dass auf Sozialsicherungssysteme zurückgegriffen werden muss, die auf Generationenbeziehungen, nicht auf Versicherungsleistungen basieren.

Aus diesen Umständen ergeben sich für die Generationenbeziehungen folgende Erwartungen:

- ✘ An die Kinder werden ökonomisch-utilitaristische Erwartungen gestellt, etwa die frühe Mithilfe im Familienhaushalt und im Familienbetrieb, später die Hilfe und Versorgung im Alter inklusive finanzieller Unterstützung.
- ✘ Aber auch psychologisch-emotionale Erwartungen, dazu zählt die Bereicherung des eigenen Lebens durch Kinder, durch die Selbsterfahrung in der Elternrolle sowie der Aufbau einer engen, die gesamte Lebensspanne umgreifenden emotionalen Beziehung.

Gerade in Familien türkischer Herkunft sind ökonomisch-utilitaristische Erwartungen stärker ausgeprägt, während in deutschen Familien Generationenbeziehungen vor allem auf emotionaler Ebene stattfinden. Zwar gibt es auch hier den Transfer von Dienstleistungen, Geld und Gütern, diese definieren die Beziehungen aber nicht, außerdem sind in deutschen Familien diese Beziehungen matrilinear organisiert und somit auch in weiblicher Linie stärker ausgeprägt. Die größere Bedeutung ökonomisch-utilitaristischer Erwartungen geht jedoch keineswegs mit einer verminderten Bedeutung psychologisch-emotionaler Werte einher – die Generationenbeziehungen haben vielmehr multifunktionalen Charakter.

Die Erwartungen an die Kinder können weiters nach den Geschlechtern differenziert werden:

- ✘ Von Töchtern wird allgemein häufiger erwartet, dass sie in der Nähe der Eltern wohnen und somit für die Hilfeleistung zur Verfügung stehen.
- ✘ Erwartungen von Transferzahlungen von der jüngeren an die ältere Generation gehen eher von Müttern aus und richten sich an Söhne (vgl. BMFSFJ 2000 zit. in Lüscher, Liegle 2003: 150 – 153).

Für Kemal ist klar, dass sein einziger Sohn, er hat auch Töchter, im Alter auf ihn und seine Frau schauen wird, falls das Ehepaar tatsächlich in die Türkei zurückkehrt, könnte er sich aber auch vorstellen, eine/n PflegerIn zu engagieren. Eine solche Remigration ist aber aufgrund der bisherigen Lebensgeschichte eher unwahrscheinlich. Auch für den Sohn ist klar, dass er, wenn nötig, diese Rolle übernehme. Für Alev käme im Notfall auch der Gang in ein Altersheim in Frage (vgl. Kemal, Alev, 16. Mai 2010).

Auch für Metin ist es, wenn alle Stricke reißen, denkbar in ein Altersheim zu gehen. Außerdem merkt er, der drei Söhne hat, an von diesen könne er eine Betreuung im Alter nicht verlangen (vgl. Metin, 13. April 2010).

„Ich habe also drei Söhne, leider, ich habe keine Töchter, Töchter sind viel besser als Söhne. Ich habe drei Schwiegertöchter, aber das ist nicht meine Tochter, die Buben sind meine (...). Aber ein Bub passt nicht so viel auf und wenn seine Frau nicht will, kann ich nicht helfen, dann muss ich ins Altersheim gehen. Wenn das die einzige Möglichkeit ist, ist das viel besser (Metin, 13. April 2010).“

Ali hingegen hat zwei Töchter, die beide einen Hochschulabschluss haben, er sagt, normalerweise sei es unter TürkInnen so, dass die Kinder auf die Alten schauen, er sei sich aber nicht ganz sicher, ob seine Töchter dazu bereit wären, denn er ist sich durchaus bewusst, dass die beiden ihre Karrieren der Betreuung der Eltern vorziehen könnten. Er würde, wenn es erforderlich wäre, aber ebenfalls in ein Altersheim gehen (vgl. Ali, 13. April 2010). Die Erwartungen an die Kinder sind also durchaus vorhanden, werden aber der jeweiligen Lebensrealität angepasst.

5.4. Komplexe Unsicherheit als Grundlage für die Lebenssituation älterer MigrantInnen

„Ältere Zuwanderer sind in der Tat eine vergessene, verlorene Generation, die nach jahrzehntelangem Daueraufenthalt nicht nur ihre Heimat, Jugend und Gesundheit verloren haben, sondern oftmals auch ihre Kinder. Ältere Ausländer sind von altersspezifischen Lebensbelastungen, zum Beispiel Perspektivenlosigkeit, Armut, Krankheit und Einsamkeit, viel schneller betroffen als gleichaltrige Deutsche (Yildiz, Wiesbadener Kurier, 26. Februar 2010).“

Mit Reinprecht (2006) kann der Erfahrungs- und Handlungsraum von älteren ArbeitsmigrantInnen mit folgenden Schlagworten umrissen werden:

- ✘ Gleichzeitigkeit
- ✘ Ungesicherheit
- ✘ Ungeschützttheit

Sowohl die fragile gesellschaftliche Position als auch der Einfluss des gesellschaftlichen Strukturwandels führen zu einer komplexen Unsicherheit. Die gesellschaftliche Position ist aufgrund von ungenügender rechtlicher, sozialer und kultureller Integration fragil. Nachdem sich nur ein Teil der EinwanderInnen zu einer Einbürgerung entschließt, hat der rechtliche Status eine Schlechterstellung im sozialrechtlichen Sicherungssystem zur Folge. Außerdem steht die Mehrzahl der ehemaligen ArbeitsmigrantInnen in einem Beschäftigungsverhältnis in der unteren Statushierarchie des Arbeitsmarktes, woraus insbesondere für das Alter vielfältige Belastungen resultieren. Daneben reagiert auch die Umwelt vielfach mit Abwehr und Ressentiments auf die ZuwanderInnen.

Solche Erfahrungen von Unsicherheit finden sich heute in allen Lebensbereichen, von einer zunehmend flexibilisierten Arbeitswelt, bis hin zu immer stärker individualisierten Lebensläufen. Das Konzept der komplexen Unsicherheit ermöglicht es, das Älterwerden der migrantischen Bevölkerung im Zusammenhang mit einer gesamtgesellschaftlichen Tendenz zu einer Prekarisierung der Lebenswelten in der europäischen Gegenwartsgesellschaft zu begreifen. Somit wird auch der Zusammenhang von Altern und Migration nicht länger als soziales Problem und als Abweichung, sondern als gesellschaftliche Normalität erfahrbar.

Die komplexe Unsicherheit im Leben älterer MigrantInnen wird durch folgende Einflussfaktoren bestimmt:

- ✘ Durch die Positionierung im gesellschaftlichen Ungleichheitsgefüge als Folge der Interrelationen von Arbeitsmarktlage, Minderheitenstatus, Alter und Geschlecht.
- ✘ Durch strukturelle Veränderungen, die einen grundsätzlichen Wandel der bislang nationalstaatlich eingebetteten Formen von Produktions-, Wanderungs- und Alterungsprozessen bewirken (Vgl. Reinprecht 2006: 26f).

5.5. Ältere MigrantInnen in Österreich

„Die ersten Kohorten der sogenannten ‚GastarbeiterInnen‘ rücken nun ins Pensionsalter vor. Für viele ist Österreich zum Lebensmittelpunkt geworden, hier wurden Familien gegründet oder Familienmitglieder nachgeholt, hier leben zumeist die Kinder mit ihren Familien, von hier aus bereiten sich viele folglich auf ihr Älterwerden vor. Doch mit dem altersbedingten Ausscheiden aus dem Erwerbsprozess, das zugleich das Ende des Migrationsprojektes markiert, verliert sich die Spur der ArbeitsmigrantInnen im Schatten der öffentlichen Aufmerksamkeit (Reinprecht 2007: 211).“

Das Alter war weder von den Aufnahmeländern noch von den ‚ArbeitsmigrantInnen‘ selbst eingeplant. Die Regelungssysteme des Gastarbeiterkonzeptes waren auf Rotation und Exklusion, die Handlungsentwürfe der Individuen überwiegend und dauerhaft auf Rückkehr angelegt, ungeachtet dessen vollzog sich die Einwanderung dennoch, was in vielen Fällen auch zur Einbürgerung führte, was aber an der soziologischen Kategorie des/der ArbeitsmigrantIn nichts änderte, denn die mit einer Migration verbundenen Prozesse werden durch eine Einbürgerung nicht außer Kraft gesetzt. Auch eingebürgerte ehemalige ‚GastarbeiterInnen‘ werden häufig nicht als ÖsterreicherInnen anerkannt und bleiben zahlreichen Benachteiligungen ausgesetzt (vgl. Reinprecht 2007: 211f).

Bei den ehemaligen ‚ArbeitsmigrantInnen‘ aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei ist der Anteil der jüngeren Alten überdurchschnittlich hoch, die höheren Alterskategorien sind erst schwach besetzt. Hinsichtlich der Geschlechterproportion ist ein relativ höherer Männeranteil auffallend. Außerdem gibt es einen relativ geringen Anteil an Singlehaushalten, aber einen höheren Anteil an Mehrgenerationenhaushalten und einen längeren Verbleib in der Erwerbsarbeit, dies gilt auch für Frauen. Hierbei unterscheiden sich die MigrantInnengruppen nach ihrer Herkunft, so hat etwa die Bevölkerung aus der Türkei eine deutlich jüngere Altersstruktur. Auch bei der migrantischen Bevölkerung ist bei den höheren Alterskategorien eine Feminisierung feststellbar. Unter den Hochaltrigen (75+) aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei beträgt der Anteil der Frauen 67 Prozent bzw. 59 Prozent (autochthone Bevölkerung: 69 Prozent) (vgl. Reinprecht 2007: 212f). Auf die einzelnen hier genannten Punkte werde ich weiter unten genauer eingehen.

„Wichtig ist es festzuhalten, dass die ältere türkische Migrantengeneration keine homogene Gruppe ist, sondern genauso heterogen und vielfältig wie die MigrantInnenbevölkerung insgesamt, was durch die soziale Schichtzugehörigkeit und weitere Faktoren bestimmt wird (...) Unterschiede der Einstellungen scheinen häufig eher schichtspezifisch als ethnisch bestimmt zu sein“ (Prätor 2009: 93).

Altern ist nicht nur ein biologischer Prozess, sondern wird wesentlich von sozialen, ökonomischen, ökologischen und psychischen Faktoren mitbestimmt. Dies hat zur Folge, dass das Alter dann als positive Lebensphase erlebt werden kann, wenn ein älterer Mensch genügend materielle, soziale und psychische Ressourcen zur Verfügung hat. Die Lebenssituation älterer MigrantInnen ist durch eine Reihe von Benachteiligungen wie Nichtanerkennung und ständiger Identitätsbedrohung gekennzeichnet (vgl. Eskandarkhan-Grünberg 2000: 38).

„Viele wollten nur für kurze Zeit in Deutschland arbeiten und mit dem ersparten Geld eine eigene Existenz in der Heimat aufbauen. Für die meisten erfüllte sich dieser Traum nicht. Da man fest damit rechnete, dass die ausländischen Arbeitskräfte nach Erreichen ihrer Migrationsziele, spätestens aber mit Erreichen der Rente zurückkehren würden, waren Politik und Gesellschaft auf eine Einwanderung nicht vorbereitet. So sind ältere MigrantInnen auch heute noch eine von der deutschen Öffentlichkeit kaum wahrgenommene Bevölkerungsgruppe (Yildiz, Wiesbadener Kurier, 26. Februar 2010).“

Ausschlaggebend für die Lebenssituation älterer ehemaliger ‚ArbeitsmigrantInnen‘ ist außerdem der sozioökonomische Status als ArbeiterIn. Laut österreichischer Volkszählung 2001 waren 73 Prozent bzw. 80 Prozent der über 50-jährigen MigrantInnen aus dem

ehemaligen Jugoslawien und der Türkei dem ArbeiterInnenstatus zuzuordnen. Ein Großteil dieser Menschen sind Angelernte oder HilfsarbeiterInnen. Dieser Status korrespondiert mit einer Bildungsferne, so haben 73 Prozent der Älteren aus dem ehemaligen Jugoslawien sowie 89 Prozent der Älteren aus der Türkei nur einen Pflichtschulabschluss (Autochthone: 31 Prozent) (vgl. Reinprecht 2007: 213).

Die materielle Situation älterer MigrantInnen ist gekennzeichnet durch

- ✘ Niedrige Altersrenten, weil die meisten als ungelernete Arbeitskräfte beschäftigt waren.
- ✘ Das Fehlen von zusätzlichen Versicherungen aufgrund fehlender Informationen.
- ✘ Unterbrechungen in den sozialen Versicherungen
- ✘ Es werden weniger Versicherungsjahre nachgewiesen, als tatsächlich gearbeitet wurden (vgl. Eskandarkhan-Grünberg 2000: 40).

Die Wohnsituation älterer MigrantInnen kennzeichnet sich durch

- ✘ Ein niedriges Niveau der Wohnungsausstattung und des Wohnungsstandards, Mangel an sanitären Anlagen.
- ✘ Eine hohe Anzahl von Personen in kleinen Wohnungen.
- ✘ Wohnen in stigmatisierten Stadtteilen mit mangelnder oder fehlender Infrastruktur und hohen Verkehrsbelastungen.
- ✘ Es sind kaum Wohnungen für ältere MigrantInnen vorhanden, die altersgerecht gestaltet sind (vgl. Eskandarkhan-Grünberg 2000: 40).
- ✘ Auch Reinprecht (2007) bestätigt diese Ergebnisse – ältere MigrantInnen leben überwiegend in engen und schlecht ausgestatteten Wohnungen.

Für viele ehemalige ‚GastarbeiterInnen‘ bleibt Österreich also auch nach dem Eintritt in den Ruhestand Lebensmittelpunkt, das hat verschiedene Ursachen etwa:

- ✘ Die familiäre Verankerung im Migrationsland.
- ✘ Gesundheitliche Aspekte.
- ✘ Knappe materielle Ressourcen.
- ✘ Eine Entfremdung vom Herkunftsland.
- ✘ Eine unsichere ökonomische und politische Situation in der alten Heimat.

Die Entscheidung vieler ArbeitsmigrantInnen auch ihren Lebensabend hier zu verbringen, ist eine gesellschaftliche und sozialpolitische Realität, die es notwendig macht, die spezifische

Situation in der sich diese Menschen befinden kennenzulernen und zu ermitteln, inwieweit es Verbesserungspotential gibt (vgl. Reinprecht 2003: 212).

„Die Gestaltung des nachberuflichen Lebens ist – jenseits der existentiellen Abhängigkeit von materielle Ressourcen und gesellschaftlicher Anerkennung – in einem hohen Maß vom Lebensentwurf der Migration geprägt, und es ist diese biografische Dimension, die ein wichtiges Merkmal der Differenzierung des Alters (auch in Bezug auf die Unterschiede zwischen ImmigrantInnen und autochthoner Bevölkerung) darstellt und zugleich spezifische Perspektiven für eine Lebensführung unter der Bedingung komplexer Unsicherheit eröffnet (Reinprecht 2006: 35).“

Beim Übergang in die nachberufliche Lebensphase lassen sich drei kritische Momente festmachen:

- ✘ Am Ende des Erwerbslebens besteht ein erhöhtes Risiko von Statusverlust
- ✘ Der nachberufliche Status hängt erheblich von den Risiken und Gratifikationen des vorhergehenden Erwerbslebens ab (Pensionsansprüche)
- ✘ Der Übergangsverlauf ist durch die Übernahme von neuen Rollen und Aufgaben unabhängig von Beruf bzw. Erwerbsarbeit charakterisiert (vgl. Reinprecht 2006: 32).

Für ArbeitsmigrantInnen stellt sich der Übergang in die Altersphase als kritische Passage dar, wobei hier vor allem die lebenslange Randstellung am Arbeitsmarkt und die erschwerten Lebens- und Arbeitsbedingungen eine Verdichtung von Problemlagen bewirken. Auch für die autochthone Bevölkerung ist dieser Übergang kritisch, der grundlegende Unterschied zur Situation der migrantischen Bevölkerung besteht im Umstand, dass der ohnehin stets prekäre Ort gesellschaftlicher Anerkennung, der den ArbeitsmigrantInnen, solange sie in das Erwerbssystem integriert sind, von der Aufnahmegesellschaft zugewiesen wird, im Übergang in den Ruhestand endgültig verloren geht. Neben einer Ungleichverteilung von materiellen Ressourcen, ist es die fehlende gesellschaftliche Anerkennung und Achtung, welche die ArbeitsmigrantInnen im Alter am untersten Rand der Statushierarchie der Gesellschaft fixiert und zu den anwesenden Abwesenden macht. Das Alter wird somit gewissermaßen zur Leerstelle im Migrationsprozess (vgl. Reinprecht 2006: 33).

In vielen Bereichen ähneln sich die Lebenssituationen von älteren MigrantInnen und Einheimischen. In mindestens drei Punkten gibt es aber gravierende Unterschiede:

- ✘ Die Erfahrung der Migration und die damit verbundenen Besonderheiten im Lebenslauf.

- ✘ Essentielle Ressourcen wie Einkommen, Wohnraum, Gesundheit und Bildung sind knapp.
- ✘ Rechtliche Sicherheit und soziale Integration sind in vielen Fällen gefährdet, ältere MigrantInnen sind somit einer doppelten Benachteiligung ausgesetzt. Altersspezifische Belastungen und Minderheitenstatus verstärken sich wechselseitig (vgl. Reinprecht 2003: 218).

„Körperliche Verschleißerscheinungen, eine prekäre Einkommenssituation als Folge lebenslanger Randständigkeit auf dem Arbeitsmarkt und unzureichende Wohnverhältnisse gehen mit Diskriminierungserfahrungen und psychosozialen Stress (Trennung von der Familie, Entwurzelung/Entfremdung, unsichere Lebensperspektive) einher. Die doppelte Benachteiligung fördert die Strategien ethnischer Schließung und behindert so die Integration (Reinprecht 2003: 218).“

Andererseits stehen MigrantInnen Ressourcen zur Verfügung, welche die Bewältigung kritischer Lebenslagen erleichtern, es sind dies:

- ✘ Die Verfügbarkeit von familiären, ethnischen und sozialen Netzwerken.
- ✘ Ein Reservoir an kulturellen Orientierungen – diese können im Alter eine stabilisierende Funktion einnehmen und den Rückzug in den geschützten Raum der Ethnizität begründen.

Außerdem resultieren aus der Erfahrung der Migration spezifische Haltungen und Lebensmodelle:

- ✘ Die lebenslange Rückkehrorientierung – die meisten GastarbeiterInnen wollten anfänglich nur kürzer in Österreich bleiben, Ziel war eine Verbesserung ihrer Arbeits- und Einkommenssituation, ein dauerhafter Verbleib war in den wenigsten Fällen vorgesehen, dennoch wurde Österreich für viele zum zentralen Lebensmittelpunkt.
- ✘ Familiengründung und Familiennachzug begründeten in vielen Fällen eine dauerhafte Niederlassung.
- ✘ Viele MigrantInnen nahmen die österreichische Staatsbürgerschaft an, gleichzeitig hielten sie aber an einer Rückkehr ins Herkunftsland fest.

Diese Umstände bedingen, dass viele MigrantInnen im Alter eine zwiespältige Bilanz ziehen. Bleibeabsichten der Kinder, ungenügende materielle Möglichkeiten, aber auch die schlechte Gesundheitsversorgung im Herkunftsland stehen der geplanten Rückkehr im Weg und verwandeln diese in eine Illusion. Diese Illusion der Rückkehr ist zwar bei jenen, die im Laufe der Jahre die österreichische Staatsbürgerschaft angenommen haben, schwächer geworden, dennoch ist sie ein generelles Merkmal der Befindlichkeit älterer MigrantInnen.

Die emotionale Bindung an die alte Heimat ist nach wie vor vorhanden (vgl. Reinprecht 2003: 218f).

„Die emotionale Annäherung an Österreich und die affektive Bindung an das Herkunftsland schließen einander jedoch vielfach nicht aus. Die Identifikation mit Österreich steigt mit der Dauer des Aufenthalts und ist umso ausgeprägter, je positiver die persönliche ‚Migrationsbilanz‘ ausfällt. Gute Sprachkenntnisse sowie das Gefühl, im Alter ausreichend abgesichert zu sein, sind Voraussetzungen für das Entstehen einer emotionalen Bindung an Österreich“ (Reinprecht 2003: 219).

Ali zeigt sich zufrieden mit seinem Leben, daneben merkt er an, dass etwa das Sozialwesen sowie die Wohnverhältnisse in der Türkei nicht viel anders seien als in Österreich und wenn man in Pension gehe, bekomme man auch in der Türkei jeden Monat sein Geld, nur die Schule sei in Österreich besser, auch freiwillige Hilfe findet er gut (vgl. Ali, 13. April 2010).

Auch Metin zieht eine positive Bilanz über sein Leben, er habe gut gelebt, er habe sich in der Türkei ein Haus gebaut und fahre ab und zu für drei, vier Wochen auf Urlaub, sparen wolle er nicht, wichtig sei es, gut zu leben, Schulden habe er aber auch keine und darüber sei er froh (vgl. Metin, 13. April 2010).

Der ehemalige türkische Botschafter Selim Yenel sieht beim Thema Integration auch auf Seiten der autochthonen Bevölkerung Handlungsbedarf, seiner Meinung nach würden sich die MigrantInnen mehr öffnen wenn sie hier willkommen wären, dennoch stellt er fest, dass es auch viele gut integrierte TürkInnen in Österreich gebe, diese seien allerdings in der Öffentlichkeit zu wenig sichtbar, denn die Erfolgreichen seien mit ihrem Leben beschäftigt (vgl. Ultsch. Die Presse, 18. Oktober 2009). Der Soziologe Kenan Güngör hingegen sieht die Grundstimmung zum Thema Integration folgendermaßen:

„Eigentlich ist es ein Problem, dass du da bist. Eigentlich wollten wir dich nicht. Jetzt bist du aber da, jetzt schauen wir, wie wir damit umgehen (Berangy, Die Presse, 11. November 2009).“

Dies könnte auch der Grund sein, warum laut einer Studie des GfK-Instituts zum Thema Integration in Österreich sechs von zehn der türkischen Befragten sagten, sie haben schlechte Erfahrungen mit der Mehrheitsgesellschaft gemacht, von der autochthonen Bevölkerung gaben 20 Prozent an, mit MuslimInnen schlechte Erfahrungen gemacht zu haben. Dennoch fühlt sich die Mehrheit der MigrantInnen gut integriert und hat auch neben den beruflichen Kontakten, Verbindungen zur Mehrheitsbevölkerung (vgl. Berangy, Die Presse, 11. November 2009).

5.6. Besondere Merkmale älterer MigrantInnen in Österreich

5.6.1. Eine junge Altersstruktur

Diese demografische Struktur ist ein Abbild der Geschichte der Arbeitsmigration in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der größte Teil dieser MigrantInnen kam von der Mitte der 1960er Jahre bis zur Mitte der 1970er Jahre nach Österreich. Eine zweite Einwanderungswelle setzte ab der Mitte der 1980er Jahre ein. Daher finden sich noch vermehrt jüngere Alte in dieser Gruppe, während hochaltrige unter den MigrantInnen noch nicht so stark vertreten sind. Laut der Volkszählung von 2001 waren in Österreich 51 186 über 60 jährige ausländische Staatsangehörige registriert. Von diesen stammte knapp jeder/jede zweite (44,1 %) aus Exjugoslawien und der Türkei. Dabei ist zu beachten, dass hier eingebürgerte MigrantInnen nicht mehr aufscheinen, dies führt zu einer systematischen Unterschätzung ihrer Zahl. Dies gilt im Besonderen für die Gruppe der älteren MigrantInnen, weil hier der Anteil der eingebürgerten Menschen als überdurchschnittlich hoch einzuschätzen ist, wichtiges Indiz hierfür sind die Einbürgerungsgründe, denn der überwiegende Teil der Einbürgerungen wird aufgrund einer langen Aufenthaltsdauer vorgenommen. Dies gilt besonders für die Gruppe der MigrantInnen aus der Türkei und aus Exjugoslawien. Hier können seit Beginn der 1990er Jahre steigende Einbürgerungsraten festgestellt werden (vgl. Reinprecht 2003: 214).

„Wie viele der heute in Österreich lebenden älteren MigrantInnen eingebürgert sind, ist dennoch schwer abzuschätzen. Laut Mikrozensus 1998 verfügen 21 % der über 60-jährigen AusländerInnen über die österreichische Staatsbürgerschaft (Hammer 1999 zit. in Fassmann 2003: 214).“

Diese Daten müssen aber schon deshalb mit einer gewissen Vorsicht interpretiert werden, weil ältere ZuwandererInnen in den Mikrozensushebungen aufgrund von Zugangsproblemen tendenziell untererfasst sind (vgl. Reinprecht zit. in Fassmann 2003: 214). Es ist aber klar feststellbar, dass der Anteil der über 60-jährigen auch unter den MigrantInnen stetig zunimmt, so lebten etwa 2001 bereits 4,4 Prozent älterer MigrantInnen aus der Türkei im Vergleich zu 1,4 Prozent zehn Jahre zuvor. In absoluten Zahlen ist das ein Anstieg von 1 604 auf 4 341. Gegensätzlich dazu verlief die Entwicklung im selben Zeitraum bei den EU-BürgerInnen, hier gab es einen Rückgang von 22,7 auf 17,7 Prozent. In Wien hat sich der Anteil der über 60 jährigen an der ausländischen Wohnbevölkerung seit Anfang der 1980er Jahre sogar verzehnfacht (vgl. Reinprecht 2003: 214).

„Angesichts der rückläufigen Zuwanderung aus dem Ausland ist damit zu rechnen, dass die Alterung der ausländischen Wohnbevölkerung weiter anhält. Neuere Prognosen lassen sogar erwarten, dass sich bis 2021 die Altersstruktur der

ausländischen Wohnbevölkerung an jene der inländischen Wohnbevölkerung nahezu angleichen wird (Reinprecht 2003: 214).“

Die demografischen Verlaufsdaten deuten darauf hin, dass MigrantInnen aus der Türkei und aus Exjugoslawien in den nächsten Jahren den gewichtigsten Anteil unter den Menschen ausländischer Herkunft stellen werden (vgl. Reinprecht 2003: 215).

Auch wenn, wie nach der Volkszählung 2001, die Bevölkerung ausländischer Herkunft im Durchschnitt jünger ist als die einheimische Wohnbevölkerung, nimmt auch unter der migrantischen Bevölkerung der Anteil der Älteren kontinuierlich zu, wobei diese Entwicklung vor allen darauf zurückzuführen ist, dass in allen europäischen Ländern, die auf eine Geschichte der Arbeitsmigration zurückblicken können, immer mehr ehemalige ‚GastarbeiterInnen‘ und deren Angehörige ins Pensionsalter kommen. Die Ergebnisse der Volkszählung von 2001 zeigten, dass zum Erhebungszeitpunkt 120 924 über 50-jährige Personen mit Geburtsland Ex-Jugoslawien (102 528) oder Türkei (18 396) in Österreich lebten, das sind knapp 5 Prozent der gesamten Bevölkerung in diesem Alterssegment. Insgesamt sind fast 13 Prozent der gesamten über 50-jährigen Bevölkerung außerhalb Österreichs geboren, wobei dieser Wert regional stark schwankt.

Der Anteil der über 50-jährigen unter der türkischstämmigen Bevölkerung liegt dabei mit 15 Prozent markant unter jenem der jugoslawienstämmigen Bevölkerung mit 29 Prozent (vgl. Reinprecht 2006: 12f).

5.6.2. Ein hoher Männeranteil

Die Geschichte der Arbeitsmigration hat auch hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse unter MigrantInnen ihre Spuren hinterlassen. Arbeitsmigration war sehr stark männlich geprägt. Junge Männer machten sich auf, um in Österreich ihr Glück zu finden, wohingegen unter Frauen Eigenmigration eher selten vorkam. So kamen die meisten der heute hier lebenden Migrantinnen im Rahmen der Familienzusammenführung nach Österreich. Somit ist unter älteren MigrantInnen der Männeranteil wesentlich höher als unter InländerInnen gleichen Alters. Allerdings ist festzustellen, dass unter den Höheraltrigen und Hochaltrigen auch hier die Frauen überwiegen (vgl. Reinprecht 2003: 215).

„Da viele allein stehende Männer nach der Pensionierung in ihre Herkunftsländer zurückkehren und auch unter den MigrantInnen die Lebenserwartung der Frauen höher ist, als jene der Männer, verschiebt sich die Geschlechterproportion der ausländischen Wohnbevölkerung im höheren Alter zu Gunsten der Frauen“ (Reinprecht 2003: 215).

Für das Beispiel Wien heißt das konkret:

- ✘ Unter der 50 bis 60 jährigen ausländischen Wohnbevölkerung beträgt der Frauenanteil nur 43 Prozent (53 Prozent bei der einheimischen Wohnbevölkerung).
- ✘ Bei den 60 bis unter 70 jährigen sind die Frauen mit 48 Prozent die Minderheit (55 Prozent inländische Wohnbevölkerung).
- ✘ Bei den über 70 jährigen AusländerInnen steigt der Frauenanteil auf 57 Prozent (68 Prozent bei InländerInnen) (vgl. Reinprecht 2003: 215).

1971 betrug der Frauenanteil unter den über 50 jährigen MigrantInnen aus Ex-Jugoslawien 33, bei jenen aus der Türkei 19 Prozent. 2001 waren bereits 44 bzw. 40 Prozent der über 50 jährigen MigrantInnen mit ex-jugoslawischer oder türkischer Staatsbürgerschaft Frauen. Dennoch prägt der Männerüberhang im Rahmen der frühen Arbeitsmigration die innere Struktur der migrantischen Bevölkerung bis heute. Im Unterschied zur einheimischen Bevölkerung sind die über 50 jährigen MigrantInnen mehrheitlich männlich, erst unter den Höheraltrigen (60 bis 70 jährige) und Hochaltrigen (über 70 Jahre) überwiegen auch hier die Frauen. Dies ist dem Umstand zu verdanken, dass alleinstehende Männer nach dem Ausscheiden aus der Erwerbstätigkeit vielfach in ihre Herkunftsländer zurückkehren, andererseits ist auch in der Gruppe der MigrantInnen die Lebenserwartung unter Frauen höher (vgl. Reinprecht 2006: 14). Mit zunehmendem Alter gleichen sich also auch unter den ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ die Geschlechterverhältnisse aus und es kann, wie auch bei der autochthonen Bevölkerung, von einer Feminisierung des Alters gesprochen werden.

5.6.3. Eine schwache Singularisierung des Alters

Auch in Hinblick auf den Familienstand zeigen sich die Folgen der Struktur der Arbeitsmigration. So sollten die ‚Gastarbeiter‘ der ersten Generation männlich, jung, gesund und ledig sein. Dies hat zur Folge, dass sich auch unter der älteren ausländischen Bevölkerung ein überdurchschnittlich hoher Anteil an ledigen findet. Laut der Volksszählung von 1991 sind 12 Prozent der aus dem ehemaligen Jugoslawien stammenden über 60 jährigen Männer und neun Prozent der aus der Türkei stammenden Männer ledig. Bei den Österreichern betrifft dies nur 5 Prozent. Unter Frauen ist der Ledigenanteil bei den Exjugoslawinnen mit 12 Prozent am höchsten, dies liegt daran, dass es hier einen stärkeren Anteil an Eigenmigration gibt. Bei Türkinnen beträgt der Anteil sechs Prozent, bei Österreicherinnen 10 Prozent. Im

Gegensatz zur wachsenden Zahl an alleinstehenden älteren Menschen, leben ältere MigrantInnen aber häufiger in größeren Familienverbänden und Haushalten. Diese ausgeprägte Familienorientierung spielt auch bei der Versorgung im Falle von Krankheit oder Pflegebedürftigkeit eine wichtige Rolle. Es darf aber keineswegs davon ausgegangen werden, dass alle älteren MigrantInnen im Familienverband leben. Dies gilt einerseits für die oben erwähnten Ledigen, das sind überwiegend Männer, aber auch für die Geschiedenen, darunter viele Frauen. Mit 13 Prozent ist die Scheidungsquote unter Ex-Jugoslawinnen besonders hoch, unter Türkinnen sind 4 % geschieden, bei den Österreicherinnen sind es 5 Prozent (vgl. Reinprecht 2003: 215f).

Bevölkerungsstatistiken dokumentieren für die Älteren mit migrantischem Hintergrund im Vergleich mit der autochthonen Bevölkerung einen insgesamt geringeren Singularisierungsgrad. Demnach leben laut der Volkszählung von 2001 17 Prozent der über 50 jährigen Älteren aus der Türkei und 36 Prozent der ZuwandererInnen aus Exjugoslawien in einem Einpersonenhaushalt, wobei dies jeweils in rund einem Drittel der Fälle Frauen betrifft. Bei der autochthonen älteren Bevölkerung leben in 73 Prozent der Singlehaushalte Frauen, wobei der Anteil der Einpersonenhaushalte unter den über 50 jährigen hier 39 Prozent beträgt. Außerdem ist die Ehequote unter den älteren MigrantInnen hoch, sie beträgt bei den TürkInnen 86 Prozent, bei den Älteren aus dem ehemaligen Jugoslawien 67 Prozent. (Autochthone 63 Prozent).

Zusammengefasst unterstreichen diese demografischen Daten, die stärker am Familienverband ausgerichtete Lebensführung vieler MigrantInnen im Alter, insbesondere bei den aus der Türkei zugewanderten. (vgl. Reinprecht 2006: 15f).

5.6.4. Eine hohe Erwerbsquote – (noch) wenige PensionistInnen

Während der allgemeine Trend hin zu einem immer früheren Ausscheiden aus dem Arbeitsleben geht, sind die meisten MigrantInnen auf einen möglichst langen Verbleib im Erwerbsleben angewiesen.

„Sofern sie nicht frühzeitig wegen Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Invalidität aus dem Arbeitsmarkt gedrängt wurden, bleiben MigrantInnen in der Regel auch nach ihrem 60. Lebensjahr erwerbstätig. Der wichtigste Grund für den längeren Verbleib im Erwerbsleben sind fehlende Versicherungszeiten, die keinen oder einen zu geringen Versicherungsanspruch begründen (Reinprecht 2003: 216).“

Die Folge davon ist, dass MigrantInnen auch im Alter eine deutlich höhere Erwerbsquote haben als Einheimische. Im Alter von über 60 Jahren sind daher laut Arbeitskräfteerhebung 2001 56 Prozent der MigrantInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien und 45 Prozent der ZuwandererInnen aus der Türkei erwerbstätig, bei der einheimischen Bevölkerung hingegen sind das nur 21 Prozent. Diese höheren Erwerbsquoten finden sich sowohl bei Frauen als auch bei Männern. 65 Prozent der älteren Männer aus Exjugoslawien und 60 Prozent der Männer aus der Türkei gehen arbeiten, während von den einheimischen über 60 jährigen Männern nur 31 Prozent erwerbstätig sind. Bei den Frauen gehen 39 Prozent der über 60 jährigen aus dem ehemaligen Jugoslawien und 19 Prozent der Türkinnen arbeiten, hingegen nur 14 Prozent der Österreicherinnen (vgl. Reinprecht 2003: 216). Ob das auch bei den über 65 jährigen so ist, kann anhand der Datenlage nicht festgestellt werden.

Im Gegensatz zur autochthonen Bevölkerung ist der Anteil jener Frauen, die ihren Lebensunterhalt über ihre Haushaltstätigkeit beziehen, bei den Türkinnen höher. Diese Frauen sind von einem Pensions- oder Erwerbseinkommen des Partners/der Partnerin oder anderen Fremdeinkünften abhängig. Dies trifft auf 37 Prozent der türkischstämmigen Frauen zu, bei den Migrantinnen aus dem ehemaligen Jugoslawien sind es lediglich 10, bei den Einheimischen acht Prozent. Insgesamt niedriger ist auch der Anteil der MigrantInnen, die ihren Lebensunterhalt aus einer Pension beziehen. Unter den Einheimischen verfügen 67 Prozent der Einheimischen über 50 über den Pensionsstatus, bei den türkischstämmigen sind es nur 32 Prozent, bei den jugoslawischstämmigen 43 Prozent (vgl. Reinprecht 2006: 17).

5.7. Einkommen und Wohnsituation

„Mit dem Älterwerden verdichten sich die lebenslangen Belastungen und Benachteiligungen in Arbeit und Gesellschaft bei vielen MigrantInnen zu sozialpolitischen Problem- und Bedarfslagen. Dies gilt nahezu für alle relevanten Lebensbereiche wie Wohnen, Einkommen, Gesundheit, Freizeit und Bildung (Reinprecht 2003: 217).“

Aufgrund der niedrigen Einkommen, auf die MigrantInnen zurückgreifen können, sind vor allem die ökonomischen Ressourcen knapp. Dies ist zurückzuführen auf:

- ✗ Kürzere Versicherungszeiten.
- ✗ Ein geringeres Erwerbseinkommen in wenig qualifizierten Berufen.
- ✗ Ein überdurchschnittlich hohes Arbeitslosenrisiko.
- ✗ Häufig kommen hinzu nicht eingehaltene Meldungs- und Zahlungsverpflichtungen der ArbeitgeberInnen.

Knappe ökonomische Ressourcen führen dazu, dass viele MigrantInnen auf die finanzielle Unterstützung durch Familienmitglieder bzw. auf Sozialhilfe angewiesen sind. Bei der Sozialhilfe sind nichteingebürgerte MigrantInnen allerdings diskriminiert, denn eine nicht österreichische Staatsbürgerschaft führt zu einem weitgehenden Ausschluss von Sozialhilfe und sozialen Diensten. Aufgrund der Tatsache, dass die Sozialhilfe Länder- und Gemeindesache ist, unterscheiden sich die Zugangsvoraussetzungen innerhalb Österreichs erheblich.

Ein weiterer wichtiger Indikator in der Lebenslage von älteren MigrantInnen ist die Wohnsituation. Mit zunehmendem Alter ist diese auch ein wichtiger Faktor in Zusammenhang mit der Versorgung im Krankheitsfall, aber auch bei Pflegebedürftigkeit. Einschlägige Untersuchungen zeigen, dass ältere MigrantInnen zumeist in überdurchschnittlich kleinen Wohnungen, aber auch in Mehrpersonenhaushalten leben. Dies führt zwar einerseits dazu, dass im Fall von Krankheit oder Pflegebedürftigkeit auf mehr soziale Ressourcen zurückgegriffen werden kann, andererseits erzeugen eben diese Wohnverhältnisse Stress und erschweren bei Krankheit die Betreuung, dies gilt besonders für soziale Dienste. Beengte Wohnverhältnisse finden sich dabei vor allem bei TürkInnen. TürkInnen leben außerdem überdurchschnittlich häufig in Wohnungen mit niedriger Ausstattungskategorie (Kategorie D, Substandard). Trotz beengter Wohnverhältnisse zahlen MigrantInnen durchschnittlich nicht weniger Miete als Einheimische. Viele MigrantInnen fühlen sich durch ihre Wohnsituation belastet und weniger zufrieden. Wichtig ist auch zu beachten, dass 20 Prozent der MigrantInnen angeben allein zu leben, darunter mehrheitlich Frauen. Die Situation dieser Frauen ähnelt in vielem jener einheimischer alleinstehender Frauen. Zumeist verfügen sie über wenige Außenressourcen (Netzwerke), was sie im Fall von Krankheit und Pflege in einem hohen Maß von externer Hilfe und Unterstützung abhängig macht (vgl. Reinprecht 2003: 217f).

5.8. Berufliche Position

Die beruflichen Positionen älterer Personen mit Migrationshintergrund unterscheiden sich grundlegend von jenen der autochthonen Bevölkerung. Laut Volkszählung von 2001 waren unter den Einheimischen über 50 jährigen:

- ✗ 53 Prozent im Angestelltenstatus.
- ✗ 13 Prozent gingen einer selbstständigen Erwerbstätigkeit nach.
- ✗ 13 Prozent waren BeamtenInnen.
- ✗ 12 Prozent waren angelernte ArbeiterInnen oder HilfsarbeiterInnen.
- ✗ 9 Prozent waren FacharbeiterInnen.

Von diesem Muster unterscheiden sich die beruflichen Positionen der älteren migrantischen Erwerbspersonen grundlegend:

- ✗ 59 Prozent der MigrantInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien verfügten über den Status von angelernten ArbeiterInnen und HilfsarbeiterInnen, bei den älteren Erwerbspersonen aus der Türkei waren es 67 Prozent.
- ✗ 14 Prozent der MigrantInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien und 13 Prozent der TürkInnen waren der FacharbeiterInnenschaft zuzurechnen.
 - ◆ Somit umfasst der ArbeiterInnenstatus zusammengefasst 73 bzw. 80 Prozent.
- ✗ Angestellte waren unter den exjugoslawisch- bzw. türkischstämmigen 23 bzw. 17 Prozent.
- ✗ Beamtenstatus erreichte eine verschwindend geringe Minderheit von ca. einem Prozent.
- ✗ Rund vier Prozent waren in beiden Gruppen selbstständig erwerbstätig.

Dieser Berufsstatus spiegelt auch die Bildungsferne unter den migrantischen Älteren wider - 73 Prozent aller älteren aus dem ehemaligen Jugoslawien verfügten höchstens über einen Pflichtschulabschluss, unter den älteren aus der Türkei waren es 89 Prozent (Autochthone 31 Prozent).

Dem Berufsstatus entsprechend, verfügen MigrantInnen generell über niedrigere Einkommen als einheimische Arbeitskräfte. Allgemein betrachtet liegt auch die Armutsgefährdung der MigrantInnen über jener der einheimischen Bevölkerung. Der niedrige sozio-ökonomische Status manifestiert sich auch in einer restriktiven Wohnsituation, wobei ältere MigrantInnen in einem besonderen Maß von der Unterversorgung mit Wohnraum betroffen sind, diesen

knappen Wohnverhältnissen kommt vor allem im Hinblick auf die Versorgung bei Krankheit oder Pflegebedürftigkeit besondere Bedeutung zu (vgl. Reinprecht 2006: 17-19).

Etwas plakativ kann mit Mustafa Ilhan gesagt werden:

„Die erste muslimische Generation, die nach Österreich kam, war nicht sehr gebildet (...). Diese Menschen hätten viel gearbeitet und keine Zeit gehabt, sich weiterzubilden oder mit anderen Menschen in Kontakt zu treten, um damit eine andere Kultur kennenzulernen. Die zweite, dritte Generation von heute habe jedoch diese Möglichkeit (Salzburger Nachrichten, 7. Dezember 2009).“

Kemals Resümee fällt kritisch aus, er stellt fest, die erste Generation habe den schweren Part übernommen, in dem sie viel durchmachte, die Kinder sollen ein schöneres Leben haben, deshalb war er auch stets darauf bedacht, ihnen eine gute Ausbildung angedeihen zu lassen. Die erste Generation habe man billig arbeiten lassen, auch deshalb sei Österreich wirtschaftlich aufgestiegen, außerdem habe er, seit er hier sei, nie einen Tag Arbeitslosengeld bezogen, obwohl er Anspruch darauf gehabt hätte. Die Arbeit sei hart gewesen, schwere körperliche Arbeit. Kemal hatte bevor er nach Österreich gekommen war auch in den Niederlanden, Frankreich und Deutschland gearbeitet und stellt fest, dass man in Österreich am besten mit den ‚GastarbeiterInnen‘ umgegangen sei (vgl. Kemal, 16. Mai 2010).

„Wenn man jemanden gefragt habe, habe man immer Hilfe bekommen, in Deutschland sei das nicht immer so gewesen. In dem Haus in Höchst haben wir 30 Jahre gewohnt und hatten da nie Probleme, nicht mit dem Vermieter, mit niemanden. Du musst dir vorstellen, wir sind ausgezogen, letztes Jahr und wir haben immer noch den Haustürschlüssel von dem Haus, ich meine es steht leer, weil’s alt ist, aber so ein Vertrauen ist schon da mittlerweile (Kemal, 16. Mai 2010).“

5.9. Gesundheitliche Situation und Wohlbefinden

Eskandarkhan-Grünberg (2000) geht von zwei Gruppen von MigrantInnen aus:

- ✘ Jene, die bereit waren, sich der neuen Situation zu stellen, für sie war die Migration eine Chance ihre Position im familiären und sozialen System zu ihren Gunsten zu verändern.
- ✘ Jene, die den kulturellen Wechsel als soziale und psychische Belastung und Bedrohung erleben. Mitglieder dieser Gruppe erkrankten bald nach dem Migrationsbeginn oder sie entwickelten Bewältigungsstrategien, die zumindest eine Zeit lang das Überleben in der fremden Umgebung ermöglichten.

Neben vielen psychosomatischen und psychischen Erkrankungen treten bei älteren MigrantInnen aufgrund von schweren körperlichen Tätigkeiten und schlechten Arbeitsbedingungen auch physische Krankheiten auf, was oft zur Erwerbsunfähigkeit und zur Frühberentung führt. Eskandarkhan-Grünberg sieht für in der Migration alt gewordene MigrantInnen, die durch den kulturellen Wandel einem Verlust an allgemein gültigen Normen und Lebensorientierungen ausgesetzt waren und außerdem auf den Rückhalt ihrer vertrauten Gemeinschaft verzichten mussten, folgende Gefährdungen:

- ✘ Eine Bedrohung des Selbstwertgefühls.
- ✘ Angst vor Einsamkeit, Entfremdung, Entwurzelung.
- ✘ Angst vor Gesichtsverlust im Alter, vor Identitätskrisen und Identitätsverlust.
- ✘ Angst vor dem Tod in der Fremde (vgl. Eskandarkhan-Grünberg 2000: 41f).

Türkische MigrantInnen in Deutschland fürchten die zunehmende Isolation mehr als alle anderen Probleme des Alters, hinzu kommt die Sorge, dass die eigenen Kinder, den oben erwähnten Respekt nicht zeigen könnten. Die Vorstellung irgendwann auf die Hilfe von ‚Fremden‘ angewiesen zu sein, löst dabei nicht selten Panik aus. Weiters können Sprachprobleme dazu führen, dass eventuell im Berufsleben noch bestehende Kontakte zur deutschen Umgebung in der nachberuflichen Phase abbrechen (vgl. Prätor 2009: 93).

Eine vom Zentrum für Türkeistudien durchgeführte Untersuchung kam 1993 u.a. zu folgenden Ergebnissen:

- ✘ Mehr als die Hälfte der älteren MigrantInnen litten unter akuten körperlichen oder seelischen Beschwerden, wobei der Anteil der Frauen überdurchschnittlich hoch war.
- ✘ Ein Drittel der Befragten gab mehr als fünf verschiedene dauerhafte Leiden an, 93 Prozent der Befragten nannten, unabhängig von akuten Erkrankungen, dauerhafte gesundheitliche Beschwerden. Besonders häufig waren hier Beeinträchtigungen des Bewegungs- und Stützapparates und vegetative Störungen. Mehr als ein Drittel litt unter Herz- und Kreislaufbeschwerden.
- ✘ Ca. 15 Prozent waren auf ständige ärztliche Hilfe angewiesen.
- ✘ 30 Prozent der Befragten waren gesundheitlich so stark belastet, dass die Beeinträchtigungen zur amtlichen Anerkennung der Minderung der Erwerbsfähigkeit führten (vgl. Eskandarkhan-Grünberg 2000: 42).

Es kann also gesagt werden, dass das gesundheitliche Wohlbefinden, neben Einkommen und Wohnsituation, ein Hauptindikator für die Lebensqualität älterer MigrantInnen ist. Hier zeigen sich die Folgen eines zumeist nicht gerade einfachen Lebens in einem früh einsetzenden und raschen Alterungsprozess. Dies zeigt seine Folgen in einem hohen Anteil an Pensionierungen wegen verminderter Erwerbsfähigkeit bzw. Invalidität, aber auch durch starken körperlichen Verschleiß und häufige psychosomatische Beschwerden, ferner spielt ein vielfach negatives Gesundheitsempfinden hierbei eine Rolle. Mit dem Erreichen eines höheren Alters und der daraus resultierenden Pensionierung sinkt das gesundheitliche Wohlbefinden weiter ab. Körperliche Beschwerden, ärztliche Konsultationen sowie Hilfs- und Pflegebedürftigkeit steigen sprunghaft an. Außerdem bewerten Frauen im Schnitt ihre gesundheitliche Situation schlechter als Männer. Besonders schlecht fühlen sich Alleinstehende, außerdem fühlen sich viele im Fall von Krankheit und Pflegebedürftigkeit im Alter nicht ausreichend abgesichert (vgl. Reinprecht 2003: 219).

Metin, der anfangs schwere Arbeit verrichten musste, beschreibt seine gesundheitliche Situation folgendermaßen:

„(...) früher hat es weh getan, das ist klar, aber, es hat nicht wehgetan, wegen der Jugend eben, du kannst den ganzen Tag voll arbeiten mit Schmerzen und Müdigkeit und am Morgen wieder aufstehen und es ist alles ok, wegen der Jugend eben, man war ganz jung. Aber wenn ich das heute machen würde, würde ich eine ganze Woche im Bett liegen. So anstrengend war das. Gott sei Dank ist es hier sowieso nicht schwer, für mich ist schon alles vorbei, ich mache nur kleine Arbeit (Metin, 13. April 2010).“

Auswirkungen auf seinen jetzigen gesundheitlichen Zustand habe die schwere Arbeit keine (vgl. Metin, 13. April 2010).

5.10. Familiäre Rahmenbedingungen und soziale Ressourcen bei TürkInnen

Das familiäre und soziale Netzwerk stellt für viele ältere MigrantInnen die wichtigste Ressource für die Bewältigung schwieriger Lebenslagen, etwa Pensionierung, Krankheit, Hilfs- und Pflegebedürftigkeit, belastende Umwelterfahrungen wie etwa Diskriminierung, dar.

„Die Bedeutung familiärer Ressourcen, insbesondere die Rolle der Verantwortung der Familie für die Pflege alter Angehöriger, wird durch traditionelle Wertpräferenzen gestützt, woraus sich auch erklärt, dass etwa TürkInnen öffentliche Einrichtungen der Altersversorgung nur dann in Anspruch nehmen, wenn alle anderen Möglichkeiten der familiären und informellen Betreuung ausgeschöpft sind (Schmid et al. 1992: 90 zit. in Reinprecht 2003: 220).“

Im Vergleich zu einheimischen SeniorInnen verfügen ältere MigrantInnen über mehr Menschen, die sie regelmäßig treffen, die sie ins Vertrauen ziehen und mit denen sie sich austauschen. Außerdem stünden ihnen diese Menschen in einer Notsituation zur Verfügung. Konkret heißt dies, dass einerseits anderen mehr geholfen wird, aber andererseits auch mehr Hilfe erwartet wird. Diese Netzwerke sind zumeist ethnisch homogen und bestehen überwiegend aus Familienmitgliedern. TürkInnen verfügen in der Regel über ein sehr dichtes Netz, außerdem sind ihre Beziehungen durch mehr emotionale Nähe geprägt. Mit zunehmendem Alter verliert dieses soziale Netzwerk aber an Größe, Festigkeit und emotionaler Dichte. Andererseits empfinden viele MigrantInnen (22 Prozent) solche engen Netzwerke in einer Situation, in der sie auf Hilfs- und Pflegeleistungen angewiesen sind, als belastend. Die Verpflichtung sich um alte und kranke Familienmitglieder kümmern zu müssen, kann außerdem zu einer größeren Abhängigkeit der jüngeren Generation führen und somit die Integration mindern (vgl. Reinprecht 2003: 220f).

Insbesondere für jene ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘, die für den Ruhestand weder eine Rückkehr noch eine Pendelmigration anstreben sind andere, neue Formen sozialpädagogischer Unterstützungsleistungen, jenseits von Altenhilfe und Familienstand, notwendig. Laut Yildiz (2010) brauchen diese Menschen kein Altenheim im klassischen Sinne, sondern ein wie er sagt ‚gesellschaftliches Heim‘, wobei die Anerkennung als

Einwanderer ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung sei. (vgl. Yildiz, Wiesbadener Kurier, 26. Februar 2010)

„Zerrieben zwischen Rückkehr und Einwanderung, Tradition und Moderne offenbart sich bereits seit den 1990ern eine zunehmende Hilfsbedürftigkeit dieser Menschen bei einer gleichzeitig unzureichenden Versorgungslage im Familienraum, aber auch im Bereich der Altenhilfe und –pflege. Ambulante und stationäre Einrichtungen sind immer noch nicht auf die Bedürfnisse älterer Migranten vorbereitet (Yildiz, Wiesbadener Kurier, 26. Februar 2010).“

Speziell der Ruhestand bringt in vielen Fällen aber auch den Rückzug in eine nur mehr türkischsprechende Umgebung mit sich, ein Umstand, den auch Betroffene selbst kritisch sehen, etwa Neydet Karasu, der das Leben in einem solchen Viertel durchaus kritisch sieht:

„Wenn zu viele Türken zusammen sind, dann reden alle nur türkisch“, sagt er, der auch im Alter in seiner ‚zweiten Heimat‘ Österreich bleiben möchte. ‚Man vergisst Deutsch‘ (Sommerbauer, Die Presse, 18. Oktober 2009).“

Auch Ali und Metin bestätigen das: Ali erzählt, er habe anfänglich nur mit ÖsterreicherInnen Kontakte gehabt, er habe nie Probleme mit Einheimischen gehabt, mittlerweile sei er aber eher zum Einzelgänger geworden, weil er mit seinen Ideen öfters allein sei. Später meint er aber diese Kontakte mit ÖsterreicherInnen hätten sich auf die Arbeit beschränkt, beim Wohnen habe er sich lieber mit Türken zusammengetan, weil er sich mit diesen wegen Sprache, Charakter, Kultur und Islam besser verstehe (vgl. Ali, 13. April 2010).

Auch Metin hatte anfänglich sehr wohl österreichische Freunde, nach dem Heiraten sei damit allerdings fertig gewesen, jetzt pflege er keine solchen Kontakte mehr, sondern verbringe die Zeit lieber mit seiner Frau (vgl. Metin, 13. April 2010).

5.11. Bleibeabsicht, Rückkehrwünsche und die Möglichkeit der Pendelmigration

„Aus den jungen Gastarbeitern der Nachkriegsmigration sind ältere Zuwanderer geworden. Nicht wenige leben inzwischen in der vierten Generation, denn aufenthaltsrechtliche, finanzielle, gesundheitliche und familiäre Gründe lassen eine Rückkehr kaum zu (Yildiz, Wiesbadener Kurier, 26. Februar 2010).“

Obwohl lange Zeit implizit die These galt, dass mit einem dauerhaften Aufenthalt die Verbindung in das Herkunftsland schwächer oder gar abgebrochen würde, ist auch eine dauerhafte Niederlassung reversibel und führt nicht zwingend zu einem Bruch mit dem Herkunftsland. Einerseits tragen die restriktiven und häufig feindlichen Umweltbedingungen in der Aufnahmegesellschaft, welche sowohl Integration als auch sozialen Aufstieg erschweren, dazu bei, andererseits helfen neue Kommunikations- und billigere Verkehrstechnologien, die Verbindungen zur Heimat auch über längere Zeiträume und bei größerer räumlicher Distanz aufrechtzuerhalten bzw. aktiv zu pflegen (vgl. Reinprecht 2006: 41).

„So bleiben je nach externen Einflüssen (wie die konjunkturelle Lage), aber auch nach Familienkonstellationen oder lebenszyklischen Möglichkeiten Migrationswege auf längere Sicht gestaltbar. Was stets etwas geringschätzig als ‚Rückkehrillusion‘ abgetan wurde, stellt aus diesem Blickwinkel eine Illusion dar, die auch im späteren Leben eine gewisse Handlungsfreiheit schafft und etwa in Form von teilweise temporärer Rückkehr häufiger als angenommen wahrgenommen wird (Reinprecht 2006: 41).“

Zu beachten ist außerdem, dass ältere MigrantInnen mit dieser Art der Pendelmigration eine wichtige Brückenfunktion zwischen den Nationen, Kulturen und Generationen einnehmen, eine Ressource, die allerdings noch wenig erkannt und genutzt wurde. Diese Unsichtbarkeit hängt auch mit der Sprach- und Stimmlosigkeit der ersten Generation zusammen, die sich sowohl in unzureichenden Deutschkenntnissen als auch in einer rechtlich-sozialen Misslage manifestiert (vgl. Yildiz, Wiesbadener Kurier, 26. Februar 2010).

Feridun Zaimoglu – aus der Türkei stammender Schriftsteller - würde der oben angesprochenen Funktion von MigrantInnen als Brückenbauer widersprechen, er vertritt die Meinung:

„Wenn man in Deutschland gelebt hat, hat man auch die Farben Deutschlands angenommen. Dann kann man nicht so tun, als wäre man gewissermaßen ein Kulturkreisträger. Das geht nicht (...). Eines der größten Missverständnisse der modernen Gesellschaft ist es, den Migranten zum neuen Subjekt der Völkerverständigung zu machen. Aber der Migrant baut weder Brücken, noch fasst er sich an die Brust und sagt: Zwei Seelen wohnen, ach, in mir; deshalb kann ich

vermitteln. Manche versuchen sich ja als Kulturmakler. Aber sie scheitern daran, weil das Leben komplizierter und vielschichtiger ist (Müller, Salzburger Nachrichten, 3. Dezember 2009).“

Ali wiederum erzählte, dass der stellvertretende Landeshauptmann von Vorarlberg bei der Verleihung der Staatsbürgerinnenschaft zu den Anwesenden gesagt habe, die ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ seien die Brücke zwischen Österreich und der Türkei und sollten deshalb hier bleiben (vgl. Ali, 13. April 2010).

Daneben ist zu beachten, dass eine dauerhafte Niederlassung nicht zwingend mit einer Ausrichtung an den Werten und Normen der Aufnahmegesellschaft bzw. deren Übernahme einhergeht. Es ist von Akkomodation ohne Assimilation auszugehen d.h. (äußerliche) Anpassung an die neuen Umweltbedingungen ohne vollständige Angleichung; Marginalität (im Sinne von ungeklärter Gruppenzugehörigkeit) bleibt dabei eher die Ausnahme (vgl. Reinprecht 2006: 41).

Wichtig ist also auch zu beachten, dass es innerhalb der ArbeitsmigrantInnen keineswegs einen einheitlichen Trend in Richtung von Marginalisierung und Deklassierung gibt, denn Lebenschancen und auch Lebensqualität sind in hohem Maße von der Verfügbarkeit von soziokulturellen Ressourcen abhängig, etwa das Eingebundensein in soziale Netzwerke und lokale Nachbarschaften oder auch der Zugang zu Vereinen oder ethnischen Organisationen, die auch zu einer realen Stärkung der sozialen Position und der gesellschaftlichen Konfliktfähigkeit beitragen (vgl. Reinprecht 2006: 42).

Die Rückkehrorientierung, an der viele ehemalige ‚GastarbeiterInnen‘ ein Leben lang festhielten, war nicht immer Ausdruck einer konkreten Rückkehrabsicht.

„Als Ursache für die Beibehaltung der Rückkehrorientierung werden in der Literatur zum einen die geografische Nähe, die sich entwickelnde Kommunikations- und Transporttechnik und das wirtschaftliche und politische Interesse der Regierungen der Herkunftsländer an einer Bindung ihrer Emigranten genannt. Zum anderen individuelle und strukturelle Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen in der Ankunftsgesellschaft als zentrale Gründe angeführt. Die Schwankungen in der Intensität der Rückkehrorientierung können daher als Seismograf der aktuellen Situation des Individuums in Auseinandersetzung mit seinem sozialen Kontext im Aufnahmeland verstanden werden (Krumme 2004: 141).“

Gleichzeitig hängt die Rückkehrorientierung eng mit den Erfahrungen im Herkunftsland zusammen. Denn bei der Rückkehr findet man nicht den Ort vor, den man verlassen hat, viele MigrantInnen erleben diese Entfremdung vom Herkunftskontext bereits beim jährlich stattfindenden Heimaturlaub. Somit beeinflusst auch die Erfahrung nicht mehr richtig

dazugehören mögliche Rückkehrwünsche. Dennoch gestalten MigrantInnen ihr Leben nicht in Bezug auf die Herkunfts- oder die Ankunftsgesellschaft, sondern orientieren sich an beiden. Die hierbei entstehende Spannung zwischen der Rückkehrorientierung und faktischer Niederlassung hat in weiterer Folge transnationale Orientierungs- und Handlungsformen entstehen lassen. Krumme stellt fest, dass das Pendeln von RentnerInnen im Ruhestand als die Fortsetzung der Transnationalität der Migrationsbiografie zu verstehen ist (vgl. Krumme 2004: 141f).

Krumme hat das auch empirisch untersucht, sie hat dafür zehn qualitative Interviews mit TürkInnen im Alter von 52 bis 68 Jahren geführt und kommt auf drei verschiedene Pendelmuster, die sich auch in meinen Interviews bestätigten:

- ✘ Pendeln als Ausdruck von Bilokalität – es bestehen Lebensmittelpunkte sowohl in der Türkei als auch in Deutschland, zwischen denen gependelt wird. Als typisch hierfür erweist sich ein mehrmonatiger Aufenthalt im Sommer in der Türkei, den Winter verbringt man in Deutschland. Wobei die Aufenthaltszeit je nach Lebensumständen variiert.
- ✘ Davon unterscheiden sich PendelmigrantInnen, die zurückgekehrt sind (,Pendeln nach Rückkehr'), diese Menschen haben ihren Lebensmittelpunkt in der Türkei, wobei die Bindungen nach Deutschland durch mehrmals jährlich stattfindende mehrwöchige Reisen aufrechterhalten werden.
- ✘ Die dritte Kategorie bilden jene, die ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland haben, die jedoch ihre Beziehungen in die Türkei durch mehrwöchigen Heimaturlaube pflegen (,Pendeln bei Verbleib').

Das Pendeln muss dabei als Übergangsform begriffen werden, die Frage nach dem Lebensmittelpunkt, wenn eine solche Mobilität nicht mehr möglich ist, wird von den meisten PendelmigrantInnen nicht beantwortet, somit setzt sich auch hier das bisherige immanente Handlungsmuster fort (vgl. Krumme 2004: 147).

„Die endgültige Entscheidung wird nicht getroffen, alle Optionen sollen offen bleiben. Auch der Gedanke einer endgültigen Rückkehr in die Türkei bzw. einer Re-Immigration nach Deutschland wird von einigen nicht aufgegeben. Bis in den Ruhestand bleibt ein Interesse am Herkunfts- und am Aufnahmeland bestehen (Krumme 2004: 147).“

Kemal hatte bevor er in Pension gekommen war stets betont, er wollte lediglich 2 oder 3 000 Schilling Pension und würde dann für immer in die Türkei zurückkehren. Gesundheitliche Probleme, aber auch die in Österreich lebende Familie, hinderten ihn allerdings diese Pläne in die Tat umzusetzen. Die Türkei habe zwar ein gutes Gesundheitssystem, es gebe aber des

Öfteren längere Wartezeiten, bis man an die Reihe komme. Kemal fragt sich oft, was er überhaupt noch in Österreich tue. Er erzählt, dass sein Tagesablauf hier sehr eintönig sei, wenn er in der Türkei wäre, hätte er hingegen immer etwas zu tun. Dennoch verbringt das Ehepaar nicht einige Monate am Stück in der Türkei, sondern immer nur wenige Wochen, insgesamt ca. zwei Monate im Jahr werden in der Türkei verbracht. Wenn aber erst einmal der Sohn verheiratet ist, sagen die beiden, würden sie auch länger in die Türkei fahren oder öfter die Tochter in Wien besuchen (vgl. Kemal, 16. Mai 2010). Interessant wäre, ob dieser Traum tatsächlich realisiert wird und ob er Kemals Hoffnungen erfüllen würde.

„Er geht immer wieder, zum Beispiel jetzt war er 3,5 Wochen in der Türkei und im September möchte er noch mal gehen, weißt du er hat eben dort die Wohnungen vermietet, die er hat und da muss er eben ab und zu mal hingehen und schauen, ob alles korrekt abläuft bzw. die Steuern fürs Auto zahlen, ich meine, das sind nur Gründe, er sucht sich nur Gründe zum Runtergehen (...). Er sagt, mehr als die Hälfte meines Lebens habe ich hier verbracht, ich will jetzt zurück und deine Mutter will noch immer nicht zurück und sie sagt eben, deine Schwester ist noch hier und du und dann macht sie sich Sorgen, wenn sie im Urlaub sind und wir alleine hier sind, dann fragt sie sich immer was los ist und wie es uns geht und deshalb will sie hier bleiben (Kemal, 16. Mai 2010).“

In der Türkei hat die Familie außerdem Verwandte in jeder größeren Stadt – Istanbul, Ankara, Izmir, Antalya. In Österreich leben hingegen keine Verwandten, nur Freunde, die Netzwerke sind also lockerer. (vgl. Kemal, 16. Mai 2010).

Ali kann sich für die Zeit in der Pension vorstellen, zwischen der Türkei und Österreich zu pendeln, wo er mehr Zeit verbringen wird, kann aber zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht sagen. In der Türkei hat er eine Wohnung, wo er jetzt seine Urlaube verbringt (vgl. Ali, 13. April 2010).

Metin zum Thema Pension:

„Ich bin sowieso nicht fürs Runtergehen. Wir haben seit fast 20 Jahren die österreichische Staatsbürgerschaft. Ja gut, eben Anfang oder Ende, Mitte Mai könnte man runtergehen, drei, vier Monate, also den ganzen Sommer unten bleiben und dann wieder herkommen. (...). Ganz zurück geht sowieso nicht. Nein, nein (...) (Metin, 13. April 2010).“

Ganz in die Türkei zurückkehren gehe auf keinen Fall, weil er seit 40 Jahren hier lebe und Österreich zu seiner Heimat geworden sei, außerdem lebe die ganze Familie hier (vgl. Metin, 13. April 2010).

„Stell dir vor, ich müsste runter gehen, ich kenne nicht mehr viele Leute, ja gut eine paar Kollegen habe ich schon noch (...). Meine Kinder sind runtergegangen, zwei, drei Tage, mehr nicht, zwei, drei Tage haben sie geschlafen, dann haben sie gesagt, Papa gehen wir, irgendwohin eben, zum Wasser gehen, wandern gehen, ich weiß nicht wohin. Das ist ganz schwierig (Metin, 13. April 2010).“

Faruk sagt, er würde sehr gerne in die Türkei zurückkehren, aber auch hier ist es die Familie die bremst:

„Ja ich wollte schon wieder gehen, aber die Kinder sind erwachsen, wir wollen zusammen bleiben, also muss ich hier bleiben (...), was soll ich machen, wo soll ich hingehen, ich will schon gehen, obwohl ich schon zufrieden bin hier, ich habe keine Probleme. Die Firma, das Leben, alles kein Problem. Ich würde gerne in die Türkei gehen, aber die Kinder sind hier (Faruk, 25. Mai 2010).“

Für die Pension kann er sich vorstellen, das eine halbe Jahr in Österreich, das andere halbe in der Türkei zu verbringen. Er meint, viele Leute die er kenne hätten gesagt, sie würden bald wieder gehen, doch davon sehe er nichts, es würden Kinder kommen und man würde einfach weiter arbeiten und erst mit dem Tod zurückkehren, dieser letzte Wunsch nach einer Rückkehr bleibt also sehr wohl bestehen. Später betont er, er wohne seit 16 Jahren im selben Haus und er sei auch zufrieden mit der Situation, er habe nie Probleme gehabt (vgl. Faruk, 25. Mai 2010).

Krumme hat außerdem verschiedene Motive für eine zirkuläre Migration herausgearbeitet:

- ✘ Die PendelmigrantInnen wollen die Ressourcen in beiden Ländern nutzen und können dies durch ein transnationales Pendeln realisieren und sind in diesem Sinn aktiv handelnde AkteurInnen. Zentraler sozialer Bezugspunkt der pendelnden Eltern sind die in Deutschland lebenden Kinder. In der Türkei hingegen lebt die Herkunftsfamilie d.h. Geschwister und andere Verwandte, manchmal auch eigene Kinder.
- ✘ Materielle Ressourcen – Eigentum, Ersparnisse, Miet-, Kapital- und landwirtschaftliche Erträge oder auch türkische Rentenzahlungen können weitere Motive für eine Reise in die Türkei sein. Außerdem wirken das mediterrane Klima und die Natur in der Türkei anziehend.
- ✘ Zentrales Motiv für die Reise nach Deutschland ist hingegen das vertrautere und bessere Gesundheitssystem, denn gerade ältere Menschen fühlen sich in vielen Fällen auf medizinische Betreuung angewiesen.
- ✘ Außerdem würden ‚Ordnung und Sauberkeit‘ das Leben in Deutschland angenehmer machen, was auch den Wunsch nach sich ziehe, wieder nach

Deutschland zu reisen. Dagegen werden fehlende Sprachkenntnisse als Belastung und Einschränkung der Autonomie erlebt (vgl. Krumme 2004: 147f).

Neben Personen zirkulieren im Zusammenhang mit transnationaler Migration auch:

- ✗ Informationen durch regelmäßige Telefongespräche in transnationalen Familien.
- ✗ Mit der Wanderung von Menschen werden außerdem auch Waren transportiert – z.B. Geld- und Sachgeschenke. Im Ruhestand werden die finanziellen Ressourcen allerdings geringer und viele Produkte sind nun auch in der Türkei erhältlich.
- ✗ Selbstgebaute Produkte aus der Türkei finden außerdem den Weg nach Deutschland.
- ✗ Produkte, die in dem einen Land billiger sind, werden für die Dauer des Aufenthalts in das andere Land mitgenommen.
- ✗ Kinder, die in Deutschland leben, übernehmen Aufgaben wie das Überweisen der deutschen Rente auf ein türkisches Konto, sie benachrichtigen die Eltern bei Erhalt wichtiger Post oder verschicken Medikamente – so müssen die Eltern seltener nach Deutschland reisen.
- ✗ Transnationaler Einfluss zeigt sich auch, wenn es zur Übernahme von Werten wie etwa Ordnung und Gesetzestreue kommt. Durch den Konsum türkischer Lebensmittel und Medien in Deutschland und zum Teil auch von Nachrichten aus Deutschland in der Türkei nehmen die MigrantInnen am Leben beider Länder teil. Auch die Zubereitung von Mahlzeiten kann transnationale Züge annehmen, wenn Speisen aus beiden Ländern vermischt werden.
- ✗ Außerdem zeigen sich bei PendelmigrantInnen verschiedene Ausprägungen eines doppelten Zugehörigkeits- bzw. Fremdheitsgefühls.
 - ◆ Für jene, die in die Türkei zurückgekehrt sind (,Pendeln nach Rückkehr') ist der identifikative Ortsbezug einfach national – sie sehen die Türkei als ihre Heimat.
 - ◆ Für die zweite Gruppe ist Deutschland zu einer ‚Zweitheimat‘ geworden – hier wird ein transnationales Zugehörigkeitsgefühl entwickelt. Diese Menschen halten auch nach ihrer Rückkehr den Kontakt zu Deutschland.
 - ◆ Bei den PendelmigrantInnen, die für die Sommermonate in die Türkei zurückkehren, sind zwei Formen des

Zugehörigkeitsgefühls zu unterscheiden. Die einen fühlen sich transnational zugehörig, bei den anderen überwiegt das Gefühl keine Heimat (mehr) zu haben. Hier entsteht ein Gefühl der Nichtzugehörigkeit und Fremdheit in beiden Ländern, das auch mit Erfahrungen sozialer Ausgrenzung in beiden Ländern zusammenhängt – AusländerIn in Deutschland, ‚Almanci‘ (‚Deutschler‘) in der Türkei (vgl. Krumme 2004: 148f).

Diese Fremdheit in beiden Ländern bestätigt auch Kemals Sohn:

„Meine Mutter schimpft immer, wenn wir dort ankommen, früher sind wir mit dem Auto runter und dann heißt es immer die Deutschen sind gekommen, das regt sie dann immer auf, dann sagt sie immer, wir sind keine Deutschen, wir sind auch Türken. Hier bist du Türke und dort sagt man so auf die Art die ‚Deutschlichen‘ (Kemals Sohn, 16. Mai 2010).“

Auch Metin kennt dieses Gefühl der Fremdheit in der Türkei, vor allem über seine Kinder:

„Sie sind runter gegangen in die Stadt, da kommst du aus dem Gasthaus oder so, nur schauen, wer ist dieser Fremde. Es ist ganz schwierig. Unser Land ist hier. Wir wohnen hier, sind nur ab und zu auf Urlaub gegangen, haben meine Familie gesehen, ein paar Tage oder ein paar Wochen. Das ist so, das gibt’s anders nicht (Metin, 13. April 2010).“

Es zeigt sich also immer deutlicher, dass nur ein kleiner Teil der als ‚GastarbeiterInnen‘ nach Österreich, aber auch Deutschland gekommenen Menschen, die Absicht hat, mit dem Ruhestand endgültig in ihre Herkunftsländer zurückzukehren. Wobei viele dieser Menschen die Variante einer Pendelmigration vorziehen würden. Die sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen transnationalen Verflechtungen, die sich daraus ergeben, sind zwar historisch keine neue Entwicklung, haben aber im Zuge der technologischen Entwicklung im Bereich des Transports und der Kommunikation an Bedeutung gewonnen (Vgl. Krumme 2004: 138f). Charakteristisch für TransmigrantInnen ist dabei, dass sie sich in gewisser Weise in die jeweilige Ankunfts- und Herkunftsgesellschaft integrieren, gleichzeitig aber auch eine Differenz behalten, hiermit entstehen neue hybride Lebensstile und Lebensorientierungen, aber auch dauerhafte multiple bzw. segmentierte Identitäten. Somit bestimmen Globalisierungsprozesse und transnationale Migration den sozialen Bezugsrahmen der MigrantInnen (vgl. Krumme 2004: 140).

5.12. Letzte Ruhe

Für ‚GastarbeiterInnen‘ deren Kinder und Enkelkinder bereits in Österreich geboren sind, wird eine Rückkehr in das Herkunftsland zunehmend unwahrscheinlich. Damit steigt auch die Bereitschaft, sich in Österreich bestatten zu lassen und damit nicht mehr eine teure Überführung in ein Land zu finanzieren, in dem nur mehr entfernte Verwandte leben (Vgl. Schmidinger 2004: 152).

„Die erste ‚Gastarbeitergeneration‘, die in den 60er Jahren aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien angeworben wurde, ist heute – unter Berücksichtigung der deutlich niedrigeren Lebenserwartung von ImmigrantInnen – in einem Alter, in dem das Sterben immer mehr zum Thema wird. Mit einem eigenen Friedhof – so hoffen viele Muslime und Musliminnen – wird auch die Bereitschaft zunehmen, sich hier bestatten zu lassen, zumal es religiös erwünscht ist, Tote nicht über weite Strecken zu transportieren und die Bestattung damit tagelang hinauszuzögern. Wie schon bisher können sich Muslime selbstverständlich auch weiterhin auf dem interkonfessionellen Zentralfriedhof bestatten lassen (Schmidinger 2004: 152f).“

Festzuhalten bleibt, dass MigrantInnen im Laufe ihres Lebens viele schwierige und schmerzhafteste Prozesse durchmachen, außerdem sind sich Eingewanderte und Einheimische in vieler Hinsicht immer noch fremd und auch staatliche Institutionen tun sich oft schwer, auf die besondere Bedürfnislage der EinwanderInnen einzugehen. Für alle Beteiligten gilt für die Zukunft, dass das Lernen einer höheren Verarbeitungsfähigkeit von Fremdheit, eine der Steuerungsaufgaben sein wird. Dies wiederum setzt die Bereitschaft voraus, die Existenz des jeweils Anderen im eigenen Umfeld zu akzeptieren und zu respektieren (vgl. Tan 1998: 253f). Und was den Tod betrifft bleibt zu sagen:

„Den Tod kann man nicht abschaffen. Aber die Gegenwart des Todes kann uns neben den Schmerzen, die er uns zufügt, auch zum Nachdenken über das ‚Wie‘ unseres zukünftigen Zusammenlebens veranlassen. Der Tod kann uns etwa die komplementären Formen von Abwehr und Verdrängung bewusst machen: zum einen die Rückkehrillusion der MigrantInnen und zum anderen die Weigerung der Einwanderergesellschaft, die faktische Einwanderung der ‚Ausländer‘ anzuerkennen, dass der Tod zwischen Einwanderern und Alteingesessenen nicht unterscheidet. Vielleicht werden wir dann gewahr, dass diese Probleme uns alle betreffen. Denn auf dieser Welt ist Jeder ein Fremder ‚mit einem Visum für das Leben‘ (A. Özakin) (Tan 1998: 254).“

In Vorarlberg, wo 33 000 MuslimInnen leben, hatte das Projekt islamischer Friedhof im Herbst 2009 alle Bewilligungen erhalten. Der Friedhof entsteht in Altach. Damit soll sich auch die im Moment vorherrschende Situation ändern, dass die meisten Verstorbenen nach wie vor in die Türkei überführt werden. Die Projektkosten von 1,1 Millionen Euro trägt der Gemeindeverband, die MuslimInnen ihrerseits sammeln in den 29 Vorarlberger Moscheevereinen Spenden. Entgegen islamischen Gepflogenheiten, werden die Vorarlberger

MuslimInnen ihre Verstorbenen nicht in Leichentüchern, sondern in Särgen beerdigen (vgl. Vorarlberger Nachrichten, 19. Mai 2010).

Es gibt auch solidarische Formen sich auf den Tod vorzubereiten:

Kemal und Alev zahlen jährlich einen Mitgliedsbeitrag in einen Beerdigungsfonds ein. Hier werden die gesamten Kosten für alle in einem Jahr anfallenden Begräbnisse, auf alle Mitglieder aufgeteilt, jede/r wird dort bestattet, wo er/sie sich das wünscht, für die einzelnen Familien fallen keine Kosten an. Je nachdem wie viele Menschen gestorben sind, ändert sich der Betrag, den die einzelnen bezahlen, in der Regel zwischen 20 und 30 Euro im Jahr. Die beiden würden es bevorzugen, in der Türkei begraben zu werden (vgl. Kemal, 16. Mai 2010).

Auch Ali würde, obwohl seine Töchter in Österreich leben, eine Rückführung in die Türkei bevorzugen, wobei seine erste Wahl der Tod in Mekka oder Medina wäre, das ginge aber nur, wenn er sowieso gerade dort wäre, wenn er sterben würde, weil hier keine Leichen ausgeführt werden. Realistischerweise würde er aber gerne bei seinen Eltern in der Türkei begraben werden (vgl. Ali 13. April 2010).

Metin äußert sich zu seiner letzten Ruhestätte folgendermaßen:

„Weiß ich nicht, für mich ist es so, Erde ist Erde, da oder da oder irgendwo, ich denke das so, ich kann nicht 100 Prozent sagen, ob ich runtergehe oder nicht, für mich ist das egal. Tot und tot. Fertig. Jetzt kannst du da unten rein oder in den Friedhof oder in den Garten, das ist mir egal (...). Die Kinder müssen es wissen. Wenn die da leben, kann ich hier bleiben, das ist für mich auch egal. Ich kann nicht sagen, dass ich 100 Prozent runter gehe, gut wenn ich sterbe und runtergehe und die Kinder bleiben hier, hier gehen sie jede Woche oder jede zweite Woche zum Friedhof auf Besuch, aber meine Kinder unten, wenn sie nicht auf Urlaub fahren, kommt zwei, drei Jahre niemand. Ich sage, die Kinder müssen entscheiden, ob ich hier bleibe oder nicht. Für mich ist das egal, das ist so (Metin, 13. April 2010).“

Die Ungewissheit bleibt also bis zum Tod erhalten und kann nur schwer aufgelöst werden.

6. Resümee und Ausblick

In der vorliegenden Arbeit wurde versucht sowohl aufbauend auf der vorhandenen Literatur als auch anhand von Lebensgeschichten ehemaliger türkischer ‚GastarbeiterInnen‘ darauf zu schließen, inwieweit sich die Situation in der Migration darauf auswirkt, wie der/die Einzelne sein/ihr Alter verbringt. Es ging mir also darum, die Situation im Alter, in Beziehung mit der ganzen Lebensgeschichte zu setzen. Hierbei war es mir einerseits wichtig die Umstände, unter denen ehemalige türkische ‚GastarbeiterInnen‘ nach Österreich gekommen sind und wie sie in der Folge ihr Leben hier verbracht haben darzustellen, andererseits ging es mir auch um politische Rahmenbedingungen, welche Auswirkungen auf das Individuum haben.

Was die Anwerbung betrifft, kann gesagt werden, dass von meinen InterviewpartnerInnen keine/r über den offiziellen Weg, nämlich über die Anwerbestelle in Istanbul nach Österreich gekommen ist, sondern alle als Touristen bzw. als nachkommende Ehefrau einreisten, dies mag vielleicht damit zusammenhängen, dass keine der befragten Personen Anfang der 1960er Jahre, als die Anwerbung begann nach Österreich kam. Alle interviewten Personen migrierten ab den 1970er Jahren, als es bereits möglich war sich über vorhandene Netzwerke Arbeitsplätze zu beschaffen. Außerdem sind drei der vier Männer, sowie die nachkommende Ehefrau, direkt aus ihren Dörfern in Anatolien nach Österreich gekommen, ohne dass dem eine Binnenmigration vorangegangen war. Lediglich Faruk hat, bevor er sich entschied nach Österreich zu gehen, einige Jahre in Istanbul gelebt.

Für die Ankunft im Anwerbeland kann gesagt werden, dass die Sprache wohl anfänglich die größte Hürde darstellte, aber auch die Ernährung nach islamischem Glauben war ein Problem. Die Sprache ist zum Teil bis heute die größte Barriere im alltäglichen Leben und wohl auch mit ein Grund, warum am Rückkehrgedanken festgehalten wird.

In Zusammenhang mit dem Alter spricht Reinprecht (2007) von einer Verdichtung von Problemlagen und Benachteiligungen:

- ◆ Einkommensarmut
- ◆ knappe Wohnraumressourcen
- ◆ gesundheitliche Beeinträchtigungen
- ◆ geringe Sprachkenntnisse
- ◆ sozialrechtliche und Alltagsdiskriminierung

Dennoch und das wurde auch in meinen Gesprächen deutlich, herrscht unter den älteren ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ keineswegs Verbitterung vor und die Lebensbilanz fällt

häufig positiv aus. So wurde etwa klar, dass die erste Generation zwar kein einfaches Leben hatte und in vielen Fällen auch wenig Anerkennung für ihre Leistungen bekam, trotzdem wollen die wenigsten auch in der Pension ganz in ihr Herkunftsland zurückkehren. Vor diesem Hintergrund und der, auch in den Interviews angesprochenen, Tatsache einer Fremdheit sowohl in Österreich, als auch in der Türkei, war für mich bei den verschiedenen Gesprächen immer wieder eine Zerrissenheit zu spüren, für die es in der Realität wahrscheinlich keine Lösung gibt, denn in Österreich wird man als ‚TürkIn‘ gesehen, in der Türkei als ‚Deutsche/r‘, richtig zu Hause fühlen sich viele ehemalige ‚ArbeitsmigrantInnen‘ in keiner der beiden Welten. Hierbei kann sich nur der/die Einzelne entscheiden, welche Lebensform für ihn/sie am Stimmigsten ist.

Für die zweite und die ihr nachfolgenden Generationen ist Österreich sehr wohl zur Heimat geworden, die Angehörigen dieser Altersgruppen fühlen sich in der Türkei als Fremde. Diese Verbundenheit der Kinder mit Österreich ist für die erste Generation ein Grund, wenn nicht der wichtigste nicht ganz in ihr Herkunftsland zurückzukehren. Für den Ruhestand sehen die meisten Angehörigen der ersten Generation die Möglichkeit einer Pendelmigration als beste Lösung dieses Dilemmas.

Aber auch hier kann es, wie das Beispiel von Alev und Kemal zeigt, immer wieder zu Verschiebungen dieser Pläne kommen. In diesem Fall war die lebenslange Beibehaltung der Rückkehrorientierung nicht Ausdruck von konkreten Rückkehrplänen. Ein solches Festhalten am Remigrationsgedanken kann auch Ausdruck individueller und struktureller Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen in der Ankunftsgesellschaft sein, sprich man hat stets einen Alternativplan im Kopf und muss sich somit mit der eingetretenen Realität der Einwanderung nicht auseinandersetzen. Außerdem findet eine Entfremdung vom Herkunftskontext statt, denn erstens ist die Person, die ihre Heimat verlassen hat, nicht mehr diejenige, die nach 40 oder mehr Jahren zurückkehren würde und zweitens verändert sich auch das Umfeld, welches man vor so langer Zeit verlassen hat. Somit ist eine dauerhafte Rückkehr in der Tat fast unmöglich geworden, dennoch orientieren sich die ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ sowohl an ihrer Herkunfts- als auch an der Aufnahmegesellschaft (vgl. Krumme 2004).

Am Beispiel von Kemal wird die oben erwähnte Zerrissenheit, die vielleicht charakteristisch für die erste Generation ist, deutlich erkennbar. Kemal hatte bevor er in den Ruhestand gekommen war, stets betont, er würde, wenn er diese Phase erst erreicht hätte, für immer in die Türkei zurückkehren. Nun ist er seit 1995 in Pension, lebt jedoch nach wie vor hauptsächlich in Österreich, er verbringt lediglich mehrere Wochen im Jahr in der Türkei. Er

träumt jedoch davon, dass sein Leben, wenn er es denn ganz in seinem Herkunftsland leben würde abwechslungsreicher wäre, als jenes, das er in Österreich verbringt. Äußere Umstände, vor allem die Frau, die nicht ganz zurück will und die hier lebenden Kinder, hindern ihn aber daran seinen Plan in die Tat umzusetzen. Spätestens mit dem Tod will er aber zurückkehren. Vielleicht steckt hinter dem Nicht-Erfüllen der Rückkehr der latente Wunsch sich den Traum von einem besseren Leben in der Türkei nicht zu zerstören (vgl. Kemal, 16. Mai 2010).

Abschließend kann also gesagt werden und das haben alle InterviewpartnerInnen bestätigt, dass die Menschen, die als ‚GastarbeiterInnen‘ nach Österreich gekommen waren, keineswegs die Absicht hatten ihr Leben und schließlich auch ihren Ruhestand hier zu verbringen. Geplant war das alles nicht, zumeist waren es aber äußere Umstände, die zum Bleiben geführt haben und nach 40 und mehr Jahren der Abwesenheit ist eine endgültige Rückkehr in den meisten Fällen schlicht unmöglich geworden.

Für das Wohlbefinden von ehemaligen türkischen ‚GastarbeiterInnen‘ könnte es außerdem durchaus nützlich sein, die Leistungen, welche diese Menschen für Österreich erbracht haben, von offizieller Seite anzuerkennen und sich somit auch mit der eingetretenen Situation der Einwanderung ernsthaft auseinanderzusetzen. Sowohl die Herkunfts- als auch die Aufnahmeländer könnten zu diesem Prozess beitragen.

Bei den Interviews ist aufgefallen, dass es zwei Typen von ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ gibt, nämlich jene, die sich mit der Situation der Einwanderung abgefunden haben und auch in dieser Realität leben und andererseits jene, die ein Leben lang dem Traum von einer Rückkehr nachhängen, diesen aber zumeist wegen äußerer Umstände nicht verwirklichen (können). Ob das Leben nach einer Rückkehr tatsächlich jenes bessere wäre, welches es im Traum ist oder sich zu einem Albtraum entwickeln würde, bleibt dahingestellt.

Für den/die Einzelne/n gilt, dass es wahrscheinlich eine persönliche Entscheidung ist, die aber natürlich auch von äußeren Faktoren abhängig ist, ob man die Situation so annimmt, wie sie ist oder am Traum einer Rückkehr festhält.

7. Bibliografie

ALBER, Karl; **GEHMACHER**, Ernst; u.a. (Hg.): Gastarbeiter. Wirtschaftliche und soziale Herausforderung. Wien 1973.

ARNOLD, Klaus; **BEHMER**, Markus; **SEMRAD**, Bernd (Hg.):
Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge; ein diskursives Hand- und
Lehrbuch. Berlin 2008.

BADE, Klaus J.: Ausländer, Aussiedler, Asyl. Eine Bestandsaufnahme. München 1994.

BADE, Klaus J.; **EMMER**, Pieter C.; u.a. (Hg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17.
Jahrhundert bis zur Gegenwart. Paderborn 2007.

BAKONDY, Vida: 1980 Frauenarbeitsmigration. In: **GÜRSES**, Hakan; **KOGOJ**, Kornelia;
MATTL, Sylvia (Hg.): Gastarbeiter. 40 Jahre Arbeitsmigration. Wien 2004.

BAUBÖCK, Rainer; **BAUMGARTNER**, Gerhard (u.a.) (Hg.): ...und Raus bist du!
Ethnische Minderheiten in der Politik. Wien 1988.

BEHMER, Markus: Quellen selbst erstellen. Grundzüge, Anwendungsfelder und Probleme
von Oral History in der medien- und kommunikationsgeschichtlichen Forschung. In:
ARNOLD, Klaus; **BEHMER**, Markus; **SEMRAD**, Bernd (Hg.):
Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge; ein diskursives Hand- und
Lehrbuch. Berlin 2008.

BIFFL, Gudrun, **FASSMANN**, Heinz (Hg.): Österreichischer Migration- und
Integrationsbericht. Wien 2007.

BOZKURT, Esin: Conceptualising „Home“. The Question of Belonging Among Turkish
Families in Germany. Frankfurt/Main 2009.

DELGADO, J. Manuel: Die „Gastarbeiter“ in der Presse. Eine inhaltsanalytische Studie.
Opladen 1972.

DEMIRÖZ, Filiz: Probleme bei der Remigration und Lösungsvorschläge. In: **KOCH**, Eckhardt; **ÖZEK**, Metin; u.a. (Hg.): Chance und Risiken von Migration. Deutsch-türkische Perspektiven. Freiburg im Breisgau 1998.

EHMER, Josef: Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie 1800 – 2000. München 2004.

EHMER, Josef; **HÖFFE**, Otfried (Hg.): Bilder der Alters im Wandel. Historische, interkulturelle, theoretische und aktuelle Perspektiven. Halle (Saale) 2009.

ESKANDARKHAN-Grünberg, Nargess: Leben, Altern und Krankheit in der Migration. Eine psychologisch-empirische Untersuchung an Migranten und Deutschen. Diss. Wien 2000.

FASSMANN, Heinz; **STACHER**, Irene (Hg.): Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Demographische Entwicklungen – sozioökonomische Strukturen – rechtliche Rahmenbedingungen. Wien 2003.

GÄCHTER, August: Von Inlandarbeiterschutzgesetz bis Eurodac-Abkommen. In: **GÜRSES**, Hakan; **KOGOJ**, Kornelia; **MATTL**, Sylvia (Hg.): Gastarbeiteri. 40 Jahre Arbeitsmigration. Wien 2004.

GRELE, Ronald J. Ziellose Bewegung. Methodologische und theoretische Probleme der Oral History. In: **NIETHAMMER**, Lutz; **TRAPP**, Werner (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ‚Oral History‘. Frankfurt an Main 1980.

GREVE, Martin: Die Musik der imaginären Türkei. Musik und Musikleben im Kontext der Migration aus der Türkei in Deutschland. Stuttgart 2003.

GÜRSES, Hakan; **KOGOJ**, Kornelia; **MATTL**, Sylvia (Hg.): Gastarbeiteri. 40 Jahre Arbeitsmigration. Wien 2004.

- HAHN**, Sylvia: Österreich. In: **BADE**, Klaus J.; **EMMER**, Pieter C.; u.a. (Hg.):
Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Paderborn
2007.
- HERBERT**, Ulrich: Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980.
Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter. Berlin 1986.
- HOWELL**, Martha; **PREVENIER**; Walter: Werkstatt des Historikers. Eine Einführung in
die historischen Methoden. Köln 2004.
- HUNN**, Karin: „Nächstes Jahr kehren wir zurück...“ Die Geschichte der türkischen
„Gastarbeiter“ in der Bundesrepublik. Göttingen 2005.
- JOHN**, Michael; **LICHTBLAU**, Albert: Assimilation und Integration der
ArbeitsmigrantInnen in Wien. In: **BAUBÖCK**, Rainer; **BAUMGARTNER**, Gerhard
(u.a.) (Hg.): ...und Raus bist du! Ethnische Minderheiten in der Politik. Wien 1988.
- KARAKAŞOĞLU**, Yasemin: Türkische Arbeitswanderer in West- Mittel- und Nordeuropa
seit der Mitte der 1950er Jahre. In: **BADE**, Klaus J.; **EMMER**, Pieter C.; u.a. (Hg.):
Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Paderborn
2007.
- KOCH**, Eckhardt; **ÖZEK**, Metin; u.a. (Hg.): Chance und Risiken von Migration. Deutsch-
türkische Perspektiven. Freiburg im Breisgau 1998.
- KORUN**, Alev: Frauen in der Migration. In: **GÜRSES**, Hakan; **KOGOJ**, Kornelia;
MATTL, Sylvia (Hg.): Gastarbeiteri. 40 Jahre Arbeitsmigration. Wien 2004.
- LUCASSEN**, Jan; **LUCASSEN**, Leo (Hg.): Migration, Migration History, History. Old
Paradigms and New Perspectives. Berne 1999.
- LUCASSEN**, Leo: The Immigrant Threat. The Integration of Old and New Migrants in
Western Europe since 1850. United States of America 2005.

LÜSCHER, Kurt; LIEGLE, Ludwig: Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. Konstanz 2003.

MATTL, Sylvia: 1995 Migration und Gastronomie. In: **GÜRSES, Hakan; KOGOJ, Kornelia; MATTL, Sylvia (Hg.):** Gastarbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration. Wien 2004.

MAYRING, Philipp: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 5. Auflage. Weinheim und Basel 2002.

MITTERAUER, Michael: Wege nach Wien – Migration im Rückblick. Wien 2002.

MURADOĞLU, Dilman; ONGAN, Gamze: Gastarbajteri – 40 Jahre Arbeitsmigration. 1964 Anwerbestelle. In: **GÜRSES, Hakan; KOGOJ, Kornelia; MATTL, Sylvia (Hg.):** Gastarbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration. Wien 2004.

NIETHAMMER, Lutz; TRAPP, Werner (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ‚Oral History‘. Frankfurt an Main 1980.

PAYER, Peter: Gastarbeiterroute 1972. In: **GÜRSES, Hakan; KOGOJ, Kornelia; MATTL, Sylvia (Hg.):** Gastarbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration. Wien 2004.

PFEIFFER, Wolfgang M.: Migration als persönliche Erfahrung. In: **KOCH, Eckhardt; ÖZEK, Metin; u.a. (Hg.):** Chance und Risiken von Migration. Deutsch-türkische Perspektiven. Freiburg im Breisgau 1998.

PRÄTOR, Sabine: Alter und Altersbilder in der Türkei und bei türkischen Immigranten. In: **EHMER, Josef; HÖFFE, Otfried (Hg.):** Bilder der Alterns im Wandel. Historische, interkulturelle, theoretische und aktuelle Perspektiven. Halle (Saale) 2009.

RAUTER, Franz: Das Fremdarbeiterproblem in Innsbrucker Textil- und Bekleidungsbetrieben. Innsbruck 1972.

REINPRECHT, Christoph: Ältere MigrantInnen in Wien. Empirische Studie zu Lebensplanung, sozialer Integration und Altersplanung. Wien 1999.

- REINPRECHT**, Christoph: Zur Lebenssituation älterer Migrantinnen und Migranten in Österreich. In: **FASSMANN**, Heinz; **STACHER**, Irene (Hg.): Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Demographische Entwicklungen – sozioökonomische Strukturen – rechtliche Rahmenbedingungen. Wien 2003.
- REINPRECHT**, Christoph: Nach der Gastarbeit. Prekäres Altern in der Einwanderungsgesellschaft. Wien 2006.
- REINPRECHT**, Christoph: Alt nach der Gastarbeit. In: **BIFFL**, Gudrun, **FASSMANN**, Heinz (Hg.): Österreichischer Migration- und Integrationsbericht. Wien 2007
- ROSENTHAL**, Gabriele: Die erzählte Lebensgeschichte: Eine zuverlässige Quelle? In: **WEBER**, Wolfgang (Hg.): Spurensuche. Neue Methoden in der Geschichtswissenschaft. Forschungsberichte – Fachgespräche. Regensburg 1992.
- SCHAFFNER**, Martin: Plädoyer für Oral History. In: **UNGERN-STERNBERG**, Jürgen; **REINAU**, Hansjörg (Hg.): Vergangenheit in mündlicher Überlieferung. Stuttgart 1988.
- SCHIFFAUER**, Werner: Parallelgesellschaften. Wie viel Wertekonsens braucht unsere Gesellschaft? Für eine kluge Politik der Differenz. Bielefeld 2008.
- SCHMIDINGER**, Thomas: 2004 Errichtung des islamischen Friedhofs. In: **GÜRSES**, Hakan; **KOGOJ**, Kornelia; **MATTL**, Sylvia (Hg.): Gastarbeiteri. 40 Jahre Arbeitsmigration. Wien 2004.
- SCHRETTENBRUNNER**, Helmut: Gastarbeiter. Ein europäisches Problem. Frankfurt am Main 1982.
- STEINHILBER**, Beate: Grenzüberschreitungen. Remigration und Biographie – Frauen kehren zurück in die Türkei. Frankfurt am Main 1994.
- STÖCKLE**, Frieder: Zum praktischen Umgang mit Oral History. In: **VORLÄNDER**, Herwart (Hg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990.

SUNA, Gonca: Baba, ne diyor, ne diyor? In: **SUTTERLÜTY, Georg:** Bregenzerwald Lesebuch. Einblicke in die Talschaft an der Ach. Dornbirn 2009.

SUTTERLÜTY, Georg: Bregenzerwald Lesebuch. Einblicke in die Talschaft an der Ach. Dornbirn 2009.

TAN, Dursun: Das fremde Sterben. Sterben, Tod und Trauer unter Migrationsbedingungen. Frankfurt am Main 1998.

TUFAN, Beril: Migration von Arbeitnehmern aus der Türkei (Prozesse der Migration und Remigration). In: **KOCH, Eckhardt; ÖZEK, Metin; u.a. (Hg.):** Chance und Risiken von Migration. Deutsch-türkische Perspektiven. Freiburg im Breisgau 1998.

UNGERN-STERNBERG, Jürgen; REINAU, Hansjörg (Hg.): Vergangenheit in mündlicher Überlieferung. Stuttgart 1988.

VORLÄNDER, Herwart (Hg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990.

WEBER, Wolfgang (Hg.): Spurensuche. Neue Methoden in der Geschichtswissenschaft. Forschungsberichte – Fachgespräche. Regensburg 1992.

WIRTZ, Rainer: Vergangenheit in mündlicher Überlieferung. Einige Aspekte der Neueren Geschichte. In: **UNGERN-STERNBERG, Jürgen; REINAU, Hansjörg (Hg.):** Vergangenheit in mündlicher Überlieferung. Stuttgart 1988.

Artikel in Zeitschriften und Zeitungen

BERANGY, Nasila: Migranten haben Feindbild-Status satt. Die Presse vom 11. November 2009.

DIETZEL-PAPAKYRIAKOU, Maria: Zentrale Befunde und Perspektiven des Berichts der Enquete-Kommission ‚Demographischer Wandel‘ des deutschen Bundestages. In: Sozialer Fortschritt 5-6/2003.

GÖWEIL, Reinhard: Verein Wirtschaft und Integration: Österreich benötigt Zuwanderer dringend. Die Feindbilder-Stürmer. Kurier vom 10. Mai 2009.

GÜSTEN, Susanne: Türkei-Skepsis in Europa, EU Skepsis der Türken. Folgen der Anti-Minarett-Initiative: Ankara ruft Muslime auf, Geld aus der Schweiz abzuziehen – Europa-Begeisterung schwindet. Salzburger Nachrichten vom 3. Dezember 2009.

KISCHKO, Irmgard: Unternehmerinnen. ‚Euer Bild der Türkei ist nur die halbe Wahrheit‘. Kurier vom 10. Mai 2009.

KRUMME, Helen: Fortwährende Remigration: Das transnationale Pendeln türkischer Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten im Ruhestand. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 33, Heft 2, April 2004, S. 138 – 153. Stuttgart 2004.

MÜLLER, Helmut L.: Multikulti ist Vielfalt der Speisekarten. Salzburger Nachrichten vom 3. Dezember 2009.

SALZBURGER Nachrichten: Muslime studieren das ‚System Österreich‘. 7. Dezember 2009.

SAY, Linda: Einmal Gast, immer Gast. Biber. Stadtmagazin für Wien, Viyana und Beč. Juni 2010.

SOMMERBAUER, Jutta: Die eigene Welt der Türken. Die Presse vom 18. Oktober 2009.

ULTSCH, Christian: Kämpfer gegen parallele Welten. Die Presse vom 18. Oktober 2009.

VORARLBERGER NACHRICHTEN: Arbeiten am Moslemfriedhof. 19. Mai 2010.

WIERTH, Alke: Braindrain nach Istanbul. Die Tageszeitung vom 21. April 2009.

YILDIZ, Yalcin: Die ‚vergessene‘ Generation. Wiesbadener Kurier vom 26. Februar 2010.

ZIMMERMANN, Maria: Im Land der vier Minarette. Salzburger Nachrichten vom 1. Dezember 2009.

Interviews

Interview mit Ali am 14. April 2010

Interview mit Metin am 14. April 2010

Interview mit Alev und Kemal am 15. Mai 2010

Interview mit Faruk am 25. Mai 2010

8. Anhang

8.1. Interviewleitfaden

Was will ich erfahren:

Anhand von lebensgeschichtlichen Interviews soll herausgefunden werden, wie ehemalige ‚GastarbeiterInnen‘ aus der Türkei ihr Leben in der Migration verbracht haben, dazu ist es auch notwendig, die Umstände zu kennen, unter denen diese Menschen ihre Heimat verlassen hatten und wie sie hier angekommen sind bzw. auch welche Veränderungen es im Laufe der Zeit gegeben hat. Schließlich soll die Frage beantwortet werden wie sie unter den gegebenen Umständen ihr Alter hier verbringen oder in Zukunft verbringen möchten.

Eingangsfrage:

Ich möchte sie bitten möglichst frei zu erzählen. Es geht hierbei um ihre ganz persönlichen Erlebnisse und Sichtweisen. Das Interview wird anonymisiert, d.h. die gemachten Aussagen bleiben unter uns.

Sie sind vor nunmehr vielen Jahren nach Österreich gekommen und leben jetzt hier. Mich würde interessieren wie das damals war, als Sie aus der Türkei hergekommen sind und wie Sie dann Ihr Leben hier verbracht haben!

1. Motive für die Migration

- ✗ Wenn Sie sich zurückerinnern, wann und warum haben Sie den Entschluss zur Migration gefasst? Warum gerade Österreich/Vorarlberg?
- ✗ Was mussten Sie in der Heimat zurücklassen? Wie schwer ist das gefallen? – Familie, soziales Umfeld,...?
- ✗ Wer hat den Entschluss zur Migration unterstützt, wer war dagegen?
- ✗ Fiel es Ihnen schwer die Heimat zu verlassen?
- ✗ Wie ging die Anwerbung konkret vor sich?
- ✗ Welche Erwartungen/Hoffnungen haben Sie mit der Migration verbunden?

2. Ankunft im Anwerbeland

- ✗ War die erste Zeit hier schwer? Kulturschock? Heimweh?
- ✗ Wurden die Erwartungen, die Sie vom Ankunftsort hatten erfüllt? Wo sind Sie schließlich gelandet?
- ✗ Wie waren die Wohnverhältnisse? Empfanden Sie die Situation als belastend?
- ✗ Fanden Sie sich leicht zurecht in der neuen Umgebung?
- ✗ Gab es Unterstützung vom Arbeitsgeber?
- ✗ Welche Verständigungs- und Sprachprobleme gab es?
- ✗ Wie haben Sie Deutsch gelernt?
- ✗ Wie war das Verhältnis zu den Arbeitskollegen? Waren Sie mit Vorurteilen konfrontiert?
- ✗ Wurden soziale Kontakte gepflegt, auch mit Einheimischen?
- ✗ Hatten Sie während ihrer beruflich aktiven Zeit politische Stimmungswechsel gespürt?

3. Alter

- ✗ Welche Erwartungen haben Sie an die Pension?

- ✘ Wie ist das Verhältnis mit den (erwachsenen) Kindern, wie oft wird der Kontakt gepflegt, wie oft sehen Sie ihre Kinder? Sind sie ein Grund nicht in die alte Heimat zurückzukehren?
- ✘ Werden auch im Ruhestand Kontakte zu ehemaligen ArbeitskollegInnen gepflegt?
- ✘ Welche Enttäuschungen mussten Sie erleben, welche Erwartungen haben sich erfüllt?
- ✘ Haben Sie mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen zu kämpfen? Auch aufgrund von schlechten Arbeitsplätzen?
- ✘ Möchten Sie im Alter von ihren Kindern betreut werden, wenn Sie selbst nicht mehr dazu in der Lage sind?
- ✘ Ziehen sie für die Pension eine Pendelmigration in Betracht?
 - ◆ Wie wird diese realisiert?
 - ◆ Wie viel Zeit wird wo verbracht?
 - ◆ Wie sind die materiellen und rechtlichen Voraussetzungen hierfür
 - ◆ Welche Beziehungsnetze sind vorhanden?
- ✘ Wo wollen Sie schließlich begraben werden? Wie eng ist die Bindung an die alte Heimat noch?

4. Allgemeine Daten

- ✘ demografische Daten
 - ◆ Alter, Geschlecht, Familienstand
- ✘ soziales Umfeld/Herkunft
 - ◆ wo geboren, wo aufgewachsen, in welchem Umfeld?
- ✘ schulische/berufliche Sozialisation
 - ◆ welche Schule besucht, höchste abgeschlossene Aus-(bildung), Fortbildungen

8.2. Transkripte der Interviews

Legende

I: Interviewerin

P1 - 5: InterviewpartnerInnen

(unverständlich) – unverständliche Äußerungen

(Also morgen will ich?) – nicht genau verständlicher, aber vermuteter Wortlaut

(Auslassung) – Auslassung durch die transkribierende Person

Textteile unterstrichen – auffällige Betonung

Textteile fett – größere Lautstärke

Jaaa – Dehnung (je mehr Vokale aneinandergereiht sind, desto länger die Dehnung.)

(Lachen) bzw. (lacht), (Unruhe), (Papierrascheln), (geht raus) – Charakterisierung
nichtsprachlicher Vorgänge

Ich habe @immer so ein komisches@ Gefühl dabei – lachend gesprochene Worte werden
zwischen zwei ‚@-Zeichen‘ gesetzt.

(kurze Pause), (lange Pause), (3 Sek. Pause) – Absetzen einer sprachlichen Äußerung, evtl. in
Sekundenangabe

Alev und Kemal, 16. Mai 2010

I: Interviewerin

S: Sohn und Übersetzer

P3: Interviewte Person m

P4: Interviewte Person w

I2: Vermittelnde Person

M: Freundin des Sohnes

I: Also wie gesagt, es geht darum, also zuerst mal, wie er hergekommen ist, wie er dann hier sein Leben verbracht hat und schlussendlich eben darum, wie er jetzt aufgrund von dieser Migrationsgeschichte sein Alter verbringt.

P3: Also damals, das war 1968 hat sein Schwager ihn hierher gebracht, er ist einfach auf Urlaub gefahren und hat ihn über Italien hergebracht, man habe ihn nie nach dem Ausweis gefragt. An einem Sonntag sind sie angekommen in Frankreich und am Montag darauf konnte er gleich anfangen zu arbeiten. In einer Baufirma hat er da gearbeitet mit 300 Mitarbeitern. Das Essen und so sei von der Firma aus gewesen und sie hatten nicht einmal Tee machen dürfen, das sei alles verboten gewesen damals, aber das Essen haben sie von dort immer bekommen.

I: Und die Wohnung war wahrscheinlich auch von der Firma?

P3: Ja, in einem Zimmer hatten damals drei Menschen, drei Männer gewohnt. Und dann hat er bei einer Kammfirma gearbeitet, also so einer Firma, wo sie Kämmen gemacht haben. Also damals hat natürlich keiner die Sprache beherrscht und da habe man eben mit Händen und Füßen geredet und kein bisschen Französisch haben sie gekonnt, kein Einziger. Mit Händen und Füßen habe man sich da verständigt, der muss das machen, mach das so und so. Er habe das dann immer so gemacht, wie man es gezeigt habe. Bis 69 war er dann in Frankreich. Also ein Jahr hat er in Frankreich gearbeitet und dann wollte er nicht mehr und dann habe er gesagt, entweder nach Deutschland oder in die Türkei wieder zurück. Und dann habe sein Schwager ihn wieder abgeholt und wollte ihn mit nach Deutschland nehmen durch die Schweiz und an der deutschen Grenze hat man sie dann erwischt und habe gesagt, du kommst da nicht rein und dann hätten sie ausgemacht, er schlafe in einem Hotel, weil es eben Nacht war und stellt sich dann den Behörden am Morgen, aber die hätten da dann gesagt, also so lange er nicht rein komme nach

Deutschland könne er wieder gehen, also wieder in die Schweiz gehen und dann habe der Schwager gesagt, in der Nacht, also das sei im Winter gewesen, solle er über irgendeinen Hügel oder Berg drüber gehen und er warte auf der anderen Seite und so hätten sie es dann auch gemacht und so ist er dann auch rübergekommen. Und von Frankreich hat er noch eine Erzählung, die konnten ja keine Sprache und dann habe er da einmal einen Salat gegessen und dann hätten sie gesagt, so einen guten Salat hätten sie noch nie gegessen und hätten dann gefragt, was drin gewesen sei und dann seien Schnecken drin gewesen (lacht). In München hat er dann drei vier Monate gewohnt. 1970 ist er dann von München, weil er ja illegal dort war, dann habe man gesagt, es gebe einen Verwandten in Vorarlberg, der könnte ihm einen Job besorgen. Dann habe man ihn über Lindau nach H. gebracht, in eine Scheune habe man ihn gebracht, als Wohnung, zum Wohnen, das Wasser habe er damals noch von draußen holen müssen, also sie hatten kein fließendes Wasser da, kein Bad und nichts. Zwei Jahre hat er da gewohnt, ein oder zwei Jahre, so was. Er hat da bei einer Firma gearbeitet in H. bei G. und hat in der Stunde 12 Schilling bekommen damals, nicht ganz einen Euro. 80 Schilling war die Miete.

I: Für die Scheune?

S: Ja genau.

I: Und da hat er gewohnt als er gearbeitet hat?

S: Ja genau, zwei Jahre ungefähr, bis 72.

P3: Dann hat er bei einer deutschen Firma gearbeitet, aber auch in H. und da hat er dann das Doppelte bekommen. Damals konnten sie auch kein Fleisch essen, weil das Vieh nicht nach islamischem Glauben geschlachtet wurde, da hätten sie sich dann hauptsächlich von Kartoffeln und Nudeln ernährt. Nicht so wie heute, heute gibt es überall einen türkischen Laden und einen Döner-Stand. Also alle zwei Stunden sei nach Bregenz damals auch ein Bus gefahren und Autoführerschein hatte er keinen, also sie hatten keine Autos. Heute ist alles ganz anders, also als Türke zum hier Leben ist es ganz anders, du kannst hier türkisch leben, heute gibt's auch eine Sat-Schüssel, früher hat es das nicht gegeben. Früher hatte er noch ein Radio daheim, so ein uraltes, da hat er ab und zu die Nachrichten gehört, das weiß ich noch aus meiner Kindheit. Das seien dann 15 Minuten gewesen, 15 Minuten hätte es da türkische Nachrichten gegeben, mehr nicht. 10 Jahre war er ledig da und dann hat er die Mutter geheiratet und hergebracht.

I: Und am Anfang war das sicher auch schwierig mit der Verbindung heim, ist das dann wahrscheinlich über Brief gegangen?

S: Er selber kann ja nicht gut schreiben weißt du.

P3: Telefon habe es auch nicht so gegeben, oder sie hätten eben nicht so telefoniert, also hauptsächlich Brief, mit der Post und die habe er immer schreiben lassen, von einem Kollegen. Damals sei er alle zwei Jahre einmal in der Urlaub gefahren, mit dem Zug immer mit umsteigen. Also Salzburg sie so ein Knoten gewesen, wo die einen Türken nach München, Stuttgart, die anderen Richtung Schweiz, nur so, also das war quasi ein

Verteiler (lacht) sagt er. Maximal dreitausend Schilling hätten sie verdient damals im Monat.

I: Und was hat die Zugfahrt gekostet?

P3: Zwischen 500 und 800 Schilling.

I: In der Türkei war wahrscheinlich eine Familie, die zurückgeblieben ist, was hat denn die dazu gesagt, als er weggegangen ist?

P3: Er ist nach dem Bundesheer heimgekommen und danach war er weg eigentlich, mit 26 ist er nicht mehr nach Hause. Die wollten das nicht, aber er ist einfach gegangen. Er war ein Bauer in der Türkei und da verdienst du nichts als Bauer, damals vor allem. Und das Geld, das er hier verdient habe, sei oft knapp gewesen, er habe nicht viel Geld runterschicken können. Also damals, ich weiß nicht genau wann, hat er natürlich ein Haus gebaut für die Eltern und das habe 21 000 Lira gekostet, das sei nichts gewesen. Für türkische Verhältnisse sei das viel gewesen, was er hier verdient habe. Heute wohnt kaum mehr jemand in die Dörfer, die gehen alle in die Großstadt.

Die Mutter bereitet türkischen Tee zu.

S: Als er dann die Mutter hergebracht hat, sie sagt dann immer wieder, wie sie gekommen ist, hatte sie nur einen Topf ohne Deckel zum Kochen, sonst nichts. Und seit er hier ist, hat er schon immer in H. gewohnt, bis ich letztes Jahr diese Wohnung gekauft habe und dann sind wir hierher gezogen, aber davor sind wir noch nie umgezogen.

I: Und da hattet ihr dann auch eine Wohnung?

S: Ein Haus hatten wir da, aber kein Eigentum, das war nur zur Miete, eine alte Bruchbude.

Tee und Brot werden serviert.

P3: Damals hast du vieles nicht gefunden, was du gesucht hast, es gab keinen türkischen Laden, wo du einkaufen konntest, es gab keine Autos, da sei in ganz H. nur ein Mercedes rumgefahren (lacht) und jetzt also da drin (in der Garage) steht auch einer. Sein Ziel, als er hergekommen ist, war, er hat früher auf den Feldern immer mit einem Pferdewagen gearbeitet und sein Ziel war es, einen Traktor zu kaufen und danach wollte er wieder zurück und jetzt siehst du's. Und er war eben ledig und dann war er eben hier als Single und den Traktor hatte er vergessen, er hat alles vergessen, er hat einfach hier sein Leben gelebt, sagt er und er hat einen Traktor, weißt du wie ich meine?

I: Und was war dann genau ausschlaggebend, dass er doch hier geblieben ist?

P3: Er sagt, das was er verdient habe, habe er einfach wieder ausgegeben, er habe nie das Geld zusammen gekriegt (lacht). '78 haben sie geheiratet und '79 ist sie nachgekommen und damals hatten sie in dem Haus, wo wir gewohnt haben in Höchst, haben damals drei Familien gewohnt, da hat es zwei Küchen gegeben und ein Bad.

S: Wir waren zu dritt, also drei Kinder und haben alle in einem Zimmer gewohnt.

I: Eltern und Kinder?

S: Ja. Und nach und nach sind die anderen ausgezogen und schlussendlich waren wir ganz allein in der ganzen Hütte, im ganzen Haus. (lacht).

Die Mutter schaltet sich ein.

P4: Seine Schwester hat meine Mutter gekannt, sie hatte einen Supermarkt und da haben sie gesagt, warum machen wir nicht, das war damals üblich, nicht dass man sich kennen lernt und weggeht und so, da hat man gesagt, du heiratest die oder eben die wäre was für dich und dann haben sie geheiratet und dann ist sie nachgekommen, aber ich meine, sie fühlen sich hier wohl. Wobei sie immer wieder sagen, sie möchten lieber mal länger in die Türkei, mal länger unten bleiben.
I: Also haben sie dort auch eine Wohnung oder ein Haus?

P3: Ja (lacht) Er hat zwei Wohnungen und ein Haus jetzt mittlerweile.

S: Aber wie gesagt, sie haben von null angefangen, ich sage ja, einen Topf hatten sie und wenn du da jetzt reinschaust, sind da jetzt mehrere Töpfe und daneben noch mehr und im Keller noch mehr Töpfe (lacht). Nur die Sprache ist es eben und damals haben sich die Türken eben immer zusammengetan und haben miteinander eben so geredet, da war noch keine Rede von Integration. Man hat wohl auch nicht gedacht, dass die so lange da bleiben.

I: Ja eh, sie wollten wieder zurück und bei uns hat man auch gedacht, sie gehen bald mal wieder.

S: Er sagt ja, er wollte wieder zurück.

P3: Er wäre nicht mehr gekommen sagt er, aber nachdem er da war, war es eben nicht mehr so. Nachdem die Mutter gekommen ist, hat sie dann alles in die Wege geleitet, sie hatte ja einen Markt, sie konnte mit dem Geld umgehen und dann sind wir auf die Welt gekommen, alles nicht geplant und dann habe er gesagt, er will nicht mehr arbeiten, er will nicht mehr hier sein, er will jetzt zurück in die Türkei für immer und die Mutter habe gesagt, nein, die Kinder gehen hier in die Schule, du kannst ihnen nicht jetzt die Schule hier abbrechen und sie habe sich dann geweigert für immer wieder zurückzugehen, weil wir schon in der Schule waren und sich in der Türkei wieder einzuleben, ich weiß nicht, dann wäre wahrscheinlich alles wieder durcheinander gekommen.

I: Und dann wollten sie wahrscheinlich als nächstes in er Pension wieder zurück?

P3: Bevor er in die Pension gekommen ist, hat er immer gesagt, er möchte nur 2 000 Schilling Pension, 94, 93 so was war das, will er nur 2 000 Schilling Pension und dann geht er für immer in die Türkei und dann hatte er gesundheitliche Probleme, Herzinfarkt und so und jetzt hat er mehr Pension und ist immer noch hier (lacht). Er wollte immer zurückgehen und es zieht ihn immer wieder runter. Er sagt, was tue ich überhaupt noch hier.

I: Aber dort ist er wahrscheinlich auch fremd?

S: Meine Mutter schimpft immer wenn wir dort ankommen, früher sind wir mit dem Auto runter und dann heißt es immer die Deutschen sind gekommen, das regt sie dann immer auf, dann sagt sie immer, wir sind keine Deutschen, wir sind auch Türken. Hier bist du ein Türke und dort sagt man so auf die Art die ‚Deutschlichen‘.

P3: Er sagt, mehr als die Hälfte meines Lebens habe ich hier verbracht, ich will jetzt zurück und deine Mutter will immer noch nicht zurück und sie sagt eben deine Schwester ist eben noch hier und ich und dann macht sie sich immer Sorgen, wenn sie im Urlaub sind und wir

alleine hier sind, dann fragt sie sich immer was los ist und wie es uns geht und deshalb will sie hier bleiben (lacht).

I: Und er würde wirklich zurückgehen?

S: Das sagt er immer. Er würde immer wieder herkommen glaube ich, aber weißt du sein Tagesablauf ist immer derselbe: Er steht um 8, 9 auf und dann frühstückt man und dann geht er so um kurz vor eins in die Moschee und dann kommt er wieder heim und dann bin ich wieder daheim und dann essen alle zusammen und dann ist der Tag eh schon wieder gelaufen und in der Türkei hat er immer etwas zu tun, da hat er sich jetzt auch ein Auto gekauft, da kann er rundum fahren, er kommt aus Yozgat, aus Zentralanatolien und meine Mama ist auch aus Zentralanatolien, aber aus einer anderen Stadt, die grenzen nicht einmal aneinander und wohnen tun wir in der Mitte der beiden Städte in Kayseri, die schönste Stadt in der Türkei, behaupte ich jetzt, du hast er ja gesehen (zu seiner Freundin) (lacht). Die Mama ist aus Ürgüp in Kappadokien.

I: Ja, da ist es voll schön.

S: Da oben die ganzen Steine da oben kommen von da. Dafür ist Kappadokien berühmt. Das ist einzigartig auf der Welt. Da gibt's Kirchen sehr viele, da gibt's sogar eine unterirdische Stadt, wer nach Antalya oder Bodrum geht, der sieht die Türkei nicht, so wie sie ist, da muss man schon nach Kappadokien, weil da ist es noch ziemlich unberührt. (kurze Auslassung - es geht um das selbstgemachte Brot und um meine Diplomarbeit)

P3: 50 Türken hätten damals beim B. gearbeitet, als er gekommen sei und jetzt sind es Tausende, sagt er (lacht). Im B. Werk 1.

I: Und das war in den 70er Jahren?

P3: 71, 72 das sei eine ganz kleine Firma gewesen. 6 Schilling hat eine Packung Zigaretten gekostet

S: Soll die Mutter auch was sagen?

I: Sicher!

P4: Sie hat nie gearbeitet, sie war immer Hausfrau, sie hat uns groß gezogen, das hat sie gut gemacht. Erdbeeren gepflückt und so hat sie schon, aber das war Schwarzarbeit (lacht). Der Vater wollte nicht, dass sie arbeiten ging.

I: Aber daheim hatte sie in dem Fall ein Geschäft?

P4: In der Türkei ja, fünf Jahre ungefähr, war sie da im dem Supermarkt. Sie habe ihn geheiratet, weil er in Europa war (lacht). Und dann sei sie gekommen und sie habe sich am Anfang sehr schwer getan, sie habe es gar nicht mögen. Jetzt mag sie es eigentlich schon. Sie liebt die Türkei trotzdem, aber sie geht wegen uns nicht für immer in die Türkei.

I: Und warum wollte sie nach Europa.

P4: Sie habe sich das anders vorgestellt, sie sei hierher gekommen, mit der Vorstellung, dass man hier mehr verdient und besser leben kann. Aber sie kann gut Deutsch, also du kannst du auch selber fragen.

P4: Nicht gut, nur ein bisschen.

I: Also am Anfang war's dann schon schwierig hier? (es wird trotzdem weiter übersetzt)

P4: Sie habe zum Beispiel früher im Supermarkt für uns eingekauft, in so Dosen und hatte gedacht, dass Obst drin sei und derweil war Fleisch drin und das habe sie dann immer wieder zurückbringen müssen, sie kann's ja

auch nicht lesen oder sie versteht es eben nicht und die Sprache war das Schwierigste. Sie sei sehr sehr motiviert gewesen, diese Sprache zu lernen, sie habe beim Einkaufen immer die Verkäuferinnen gefragt, wie heißt das, was ist das, habe ihr ein Marmeladeglas gezeigt und sie habe sich das dann immer gemerkt, also wenn sie jetzt wo hin geht, sie versteht es schon, sie braucht ein bisschen länger, aber sie verstehen es beide und der Vater auch, der hat ja lange hier gearbeitet. Und die Vermieterin, die uns das Haus vermietet hat, die habe auch manchmal mit ihr geredet und ihr die Sachen gesagt, sie habe auf den Tisch gezeigt – das ist der Tisch, das ist der Stuhl, so Kleinigkeiten. Jetzt hat sie mittlerweile eine österreichische Freundin, schon länger, die kommt jeden Freitag, wenn der Vater in der Moschee am Beten ist und isst Linseneintopf.
(Die kleine Schwester kommt rein und geht gleich wieder)

P3: Damals habe es natürlich keine Moscheen gegeben (S: Ich habe gerade gefragt, wie sie gebetet haben) und da habe es in L. einen Hoca, einen Vorbeter gegeben und an Feiertagen und an Freitagen hätten sie da im Keller von der Kirche beten dürfen oder in der Schule, aber jetzt gibt es überall Moscheen, in Bregenz, ich weiß nicht seit ihr von da gekommen, da habt ihr vielleicht gesehen, wie sie gegrillt haben beim Yimpaş rein, weil jetzt ist ein Kirmes, also die veranstalten jedes Jahr ein oder zwei mal so einen Kirmes, wo sie grillen und die Leute kommen und essen und so und damit verdienen sie nochmal zusätzlich Geld. Zum Beispiel im Ramadan da betet man immer nach dem Essen jeden Tag und da habe die Gemeinde immer dafür gesorgt, dass sie ein Zimmer oder so bekommen, ein öffentliches und dort konnten sie immer beten.

S: Jetzt kaufen die Moscheen mittlerweile die Gebäude, wo sie sind, zum Beispiel B. hat das schon gekauft, ist glaube auch fast abbezahlt, H. baut jetzt neu und da ist man eben Mitglied und zahlt jeden Monat einen bestimmten Beitrag, zehn Euro, 20 Euro, 5 Euro je nach dem, wie viel man sich leisten kann und wenn man so ein Gebäude einmal kaufen möchte, dann schenkt man der Moschee einfach 1 000, 2 000 Euro, je nach dem wie viel man will für einen guten Zweck einfach, das ist dann eine Spende.

P3: Also das gute an Österreich findet er, dass die Menschenrechte oder die Rechtslage gut ist und das Gesundheitssystem gefällt ihm, in der Türkei musst du ziemlich lange warten, bis du dran kommst, das findet er hier super.

I: Das ist wahrscheinlich auch ein Grund zum da Bleiben?

S: Ja genau. Vor allem wenn du krank bist.

P3: Aber das Schlechte - in der Türkei hast du vier Jahreszeiten und hier regnet es immer nur, schau dir das an (lacht) seit zwei Wochen regnet es hier und es hört nicht mehr auf. (kurze Auslassung). Er ist letzten Sommer in der Türkei gestürzt und hat sich die Wirbelsäule an zwei oder drei Stellen gebrochen und dann hat man ihn dort natürlich operiert und dann ist er hier her gekommen, als es ihm schon besser gegangen ist und dann hat man hier auch gesagt, man habe das gut operiert, also in der Türkei ist es nicht so, dass es

keine guten Ärzte gibt, in der Türkei sind einfach zu viele Einwohner, deshalb wartet man ewig, bis man drankommt, aber es sind auch gute Ärzte, und hier ist alles versichert in Österreich, in der Türkei gibt es Jobs, wo du keine Versicherung hast, Istanbul alleine hat 16 Millionen Einwohner. Also es gibt auch Österreicher, die in die Türkei gehen, zum Beispiel ein Arzt aus Feldkirch ist in Pension gegangen und jetzt hat er sich ein Haus in Antalya gekauft und wohnt jetzt dort, ihm gefällt es dort besser.

I: Und die zwei sind jetzt in der Pension auch immer ein paar Monate in der Türkei?

S: Also meine Mutter hat keine Pension, die ist Hausfrau. Der Vater ist seit 95 in Pension, aber er geht immer wieder in die Türkei im Jahr ist er zwei Monate minimum dort.

I: Am Stück dann?

S: Nein, er geht immer wieder, zum Beispiel jetzt war er 3,5 Wochen in der Türkei und im September möchte er noch mal gehen, weißt du er hat eben dort die Wohnungen vermietet, die er hat und da muss er eben ab und zu mal hingehen und schauen, ob alles korrekt abläuft bzw. die Steuern fürs Auto zahlen, ich meine, das sind nur Gründe, er sucht sich nur Gründe zum Runtergehen.

P3: Wenn ihr jetzt in den Urlaub gehen würdet nach Istanbul, nach Antalya, nach Bodrum irgendwo in die Türkei, ihr hättet keine Probleme mit der Sprache, weil die meisten, die dort arbeiten können drei oder vier Sprachen schon mittlerweile, Russisch ist mal gang und gebe, Deutsch, Englisch

P3: ...das sei das Fleisch gewesen, halbe Hühnchen hätten sie gegessen damals, wenn sie das gefunden hätten, sonst nur Kartoffeln und Nudeln. In Frankreich habe es ihm gar nicht gefallen, dort sei die Arbeit schlecht gewesen und auch die Unterkunft sei schlecht gewesen, die Betten und so.

P4: Wir können ein bisschen Deutsch, warum könnt ihr nicht auch ein bisschen Türkisch?

I: Das habe ich mir auch schon gedacht, wir können wirklich kein Wort türkisch.

S: Naja, Dürüm, Döner könnt ihr schon (lacht).

P3: Die Welt ist klein geworden, früher war das nicht so. Bei den Grenzen bist du zum Teil nicht durch gekommen, die Welt ist so klein geworden und er meint er habe Glück, er sei schon in Pension, er ist der Meinung, dass wir nicht mehr in die Pension kommen werden. Die Wirtschaft sei am Ende. Die Türkei sei noch gut dran, er will, dass es uns jetzt gut geht, das ist das nächste Ziel. In der Türkei kann man eben wirklich gut leben, wenn man ein bisschen ein Geld hat. Wenn du das was du hier verdienst, in der Türkei bekommen würdest, hättest du das schönste Leben.

I: Aber trotzdem bleibt man da?

S: Wegen uns eben, aber ich weiß nicht, ob ich für immer in die Türkei will, ich gehe gerne in den Urlaub, Istanbul ist eine wahnsinnige Stadt, also wirklich wahnsinnig, wenn du da jemanden kennst, ich meine ich kenne die Stadt, weil wir Verwandte dort haben, dort spazieren gehen ist der Hammer, ich habe es zuerst nicht mögen aber jetzt liebe ich die Stadt, ich meine zum Wohnen nicht, aber so ist es wunderschön.

I2: Aber von deinen Schwestern ist jetzt keine unten?

S: In der Türkei habe ich drei Schwestern, zwei von der Mutter, weil sie war davor schon mal verheiratet war und der Vater auch und der hat auch eine Tochter, die wohnen unten.

I: Also die waren noch nie da?

S: Die waren noch nie da, nur zu Besuch als Touristen. Aber Verwandte haben wir sonst keine in Österreich.

P3: Die Türken sind so, da gibt's Verwandte in jeder Stadt, zum Beispiel wir haben Verwandte in Istanbul, Ankara, Izmir, Antalya überall sind sie verstreut und hier sind wir alleine kann man sagen, nur der Freundeskreis. Uns hat man billig arbeiten lassen und deshalb ist Österreich wirtschaftlich auch aufgestiegen, ist seine Meinung jetzt, man habe nicht viel bezahlt für sie und er hat seit er hier ist, noch keinen Tag Arbeitslosengeld beansprucht, er hätte schon Anspruch gehabt, aber er hat es nicht gemacht. Fast vierzig Jahre ist er hier. Sie können nicht mal ein Haus hier kaufen, das hat es nicht gegeben, wenn du nicht Staatsbürger bist.

I: Also sie haben keine österreichische Staatsbürgerschaft?

S: Nein haben sie nicht, beide nicht. Ich schon.

P3: Sie hätten den schweren Part gemacht, in dem sie viel durchgemacht hätten und wir, also die Kinder von ihnen hätten jetzt das schönere Leben. Jeder habe ein Auto unterm Hintern, er hatte ein Fahrrad, er ist jahrelang mit diesem Fahrrad hin und her gefahren, zur Arbeit gefahren und heute fährt man mit dem Auto zur Arbeit, also die schöne Zeit haben wir jetzt. Er sagt ab und zu, er sei zu früh auf die Welt gekommen (lacht).

I: Das war dann wahrscheinlich auch ein Ziel, dass es die Kinder besser haben?

S: Er hat immer gesagt, geht in die Schule, geht in die Schule, weil er nicht wollte, dass wir so arbeiten müssen wie er und da hat er uns fast gezwungen in die Schule zu gehen.

P3: Er hat beim F. gearbeitet zuletzt, da hat er 16 Jahre gearbeitet. In der Firma, wo er damals gearbeitet haben, haben sie so Schubladenführungen gemacht und die musste er immer mit der Hand heben und das regt ihn heute noch auf, er sagt, heute ist alles automatisiert, er musste das noch heben, er hat das tonnenweise rumgeschleppt.

P4: Ihre Arbeit sei erledigt. Wir sollen gut werden hier.

S: Hmm. Will ich in die Türkei für immer? Nein, ich meine, wir sind hier geboren, alle vier schon, drei sind in der Türkei, aber wir verstehen uns mit denen auch ganz gut, mit den Geschwistern in der Türkei.

I: Aber deutsch habt ihr dann in der Schule gelernt?

S: Also wir haben hauptsächlich türkisch daheim gelernt und wir hatten den Vorteil, dass wir Nachbarn hatten, bei denen wir ziemlich oft waren, das waren Österreicher, die hatten ein Geschäft, Textilwaren und da waren wir fast den ganzen Tag immer und da haben wir wirklich viel deutsch gelernt, die haben uns sehr geholfen, das war ein älteres Ehepaar, die sind beide mittlerweile gestorben und den Vorteil hatten wir. In der Schule waren wir immer die Besten, in Deutsch, Englisch hatten immer alles Einser, ein Zweier war schon schlecht und dann kommt die Pubertät (lacht).

I2: Fühlen sie sich jetzt gut behandelt von Österreich?

P3: Er hat in Holland, in Frankreich, in Deutschland gearbeitet, aber er kann's nicht leugnen, dass die Österreicher von allen am besten mit ihnen umgegangen sind. Wenn man jemanden gefragt habe, habe man immer Hilfe bekommen, in Deutschland sei das nicht immer so gewesen. In dem Haus in H. haben wir 30 Jahre gewohnt und hatten da nie Probleme, in dem Haus hatten wir wirklich nie Probleme, nicht mit dem Vermieter, mit niemanden. Du musst dir vorstellen, wir sind ausgezogen, letztes Jahr und wir haben immer noch den Haustürschlüssel von dem Haus, ich meine es steht leer weil's alt ist, aber so ein Vertrauen ist schon da mittlerweile.

P4: Und die Freundin von der Mutter die hat das eben gehört, dass ich diese Wohnung kaufe und dann ist sie hergekommen und hat wirklich hier geheult, dass die Mutter jetzt in einem schöneren Haus wohnt, die ist Österreicherin. Sie war traurig, dass die Mutter weg ist von H. weil sie hat kein Auto und muss mit dem Bus herfahren und jetzt kann sie eben freitags keinen Linseneintopf mehr essen.

S: Sie hat das geliebt, also Freitag habe ich immer gewusst, was es zum Essen gibt. Alles mit Linsen hatte sie gern, Linsensuppe, Linseneintopf, sie ist eine super Köchin.

P4: Und die Freundin von ihr hat dann immer so gebrochen Deutsch geredet, sogar mit uns, die wir Deutsch können, redet sie immer noch gebrochen Deutsch, obwohl wir sie verstehen. Aber die Mutter sagt, sie versteht sie am besten, also die Frau versteht sie wirklich am besten, weil sie immer im Infinitiv redet. Ich gehen da und dort, so eben. Mit der verstehen wir uns sehr gut (lacht). Also die Heidi versteht sie, da weiß sie, was sie meint, aber die Hausvermieterin habe sie nie verstanden, sie sagt sie weiß nicht warum.

S: Aber ich sage dir ja, sie redet mit uns sogar gebrochen Deutsch.

P4: Die Menschen in H. hat sie auch gerne mögen, 30 Jahre H.

S: Gehen wir wieder zurück, den Schlüssel haben wir noch!?

P4: 385 Jahre war das Haus alt.

I: Früher hat man gerne die ganzen uralten Häuser an Türken vermietet.

S: Das ist immer noch so, wenn man das sieht, wenn eine Sat-Schüssel dort ist und du musst dir vorstellen, sie wollte nie, dass man ein Foto macht von dem Haus und es dann in der Türkei zeigt, das wollte sie nicht, sie hat gesagt, die müssen nicht wissen, unter welchen Umständen wir hier wohnen. Die Schwester war mal hier zum Urlaub machen. Mein Gott die hat gesagt, was macht ihr hier.

M: Weil die Wohnung die sie unten hatten, war eigentlich viel besser als das Haus, das sie hier hatten.

S: Die Wohnung unten ist schön.

I: Das hat man sich ja auch anders erhofft, als man hergekommen ist und ist dann ein bisschen erschrocken wegen der Zustände!?

P4: Sie habe gefragt, als sie hergefahren seien mit dem Auto, die Leute die mitgefahren seien, wie sind die Häuser in Österreich und er habe gesagt, die seien genau gleich wie die in der Türkei (lacht). Da würde es

Blöcke geben. Drei Familien in einer Küche haben wir gekocht, sie habe zum Vater gesagt, ich will hier nicht wohnen, es war schwer. Und dann sind alle weggegangen, haben bessere Wohnungen gefunden und sie sind geblieben. 300 Euro Miete, 100 Strom, 400 jeden Monat, das ist nicht viel, deshalb sind wir dort geblieben, aber ohne Zentralheizung, mit Nachtspeicherofen, nur in einem Zimmer gab es einen Heizkörper, da sind dann alle gesessen. Das hier ist Luxus, das ist echt Luxus, die Küche, die wir hatten, war eine Katastrophe.

S: Hier war keine Küche drin, als ich die Wohnung gekauft habe, da habe ich gesagt, Mama du kriegst eine schöne Küche, dann haben wir sie geplant und sie ist zufrieden, bis auf den Herd mit Touchscreen, aber sie checkt es jetzt voll ab, besser wie jeder andere. Weißt du ich liebe ja meine Eltern und da habe ich mir gedacht, die müssen mit mir woanders hinziehen, weil es ist ein Leben das wir haben und dann sollen sie auch mal schön leben können. Und jetzt na ja möchten sie unbedingt, dass wir heiraten (lacht).

P4: Die anderen, die mit uns in dem Haus gewohnt hatten, die Frauen hätten sie ziemlich belastet, die hätten so getan, als ob sie keine Miete bezahlen würde, weil sie die Letzte war, die gekommen ist und dann sei sie mal auf Urlaub gefahren und dann habe sie zur Oma gesagt, sie möchte nicht mehr zurück hierher und die Oma habe die Umstände hier nicht gekannt und habe immer gefragt, warum sie nicht mehr zurück will, warum sie nicht mehr nach Österreich will.

(kurze Auslassung, es geht darum, welches die schwierigste Sprache sei)

P4: Für uns ist deutsch schwierig.

S: Jetzt haben sie erst neu damit angefangen zu integrieren, das ist jetzt neu, das hat es damals nicht gegeben, ich meine, da sie schon so lange da sind, müssen sie auch keine Deutschkurse machen, ich glaube, die die vor acht neun Jahren gekommen sind, die mussten alle noch Kurse machen, das gab es damals nicht. Da bist du gekommen und hast gelebt, ob du es gelernt hast oder nicht, dir überlassen. Musst du speziell noch was wissen?

I: Ja genau, das eine wäre noch, wenn sie mal ganz alt werden, werden sie wahrscheinlich auch hier bleiben, ist dann die Erwartung an euch, dass ihr sie pflegen werdet oder würden sie auch in ein Altersheim gehen?

M: Man merkt dir an, wenn du selber überrascht bist.

S: Das bin ich wirklich.

P3: Er hätte gerne ein Haus am Meer oder am See und dort würde er gerne bis zu seinem Tod leben. Er sagt, du bist der einzige Sohn, du wirst auf uns schauen müssen.

I: Müssen das normal nicht die Töchter machen?

S: Nein, der Sohn schaut immer.

M: Früher haben ja die Frauen auch kein Geld verdient, deshalb ist das wahrscheinlich so.

P4: Also wenn sie hier sind, dass der Sohn dann schaut und wenn sie in der Türkei werden sie eben selber schauen oder einen Pfleger nehmen oder so, aber wenn sie da sind, dass der Sohn dann schaut.

S: Aber wenn sie ein Pflegefall wären, wäre für mich klar, dass sie dann bei mir sind, ich meine so hat man mich auch erzogen, gedrillt (lacht).

P4: Jetzt sind wir schon alt, wir müssen jetzt eigentlich ein bisschen leben, ein bisschen reisen in die Türkei, aber es ist jetzt vorbei mit arbeiten und so. Sie warten noch auf die Hochzeit des Sohnes (lacht).

I: Nachher würden sie dann immer länger wegfahren?

S: Für länger mal in die Türkei fahren, aber sie wären nie für immer dort, sie würden immer wieder kommen.

P4: Wir würden die Tochter in Wien besuchen, den Sohn besuchen und dann wieder mal in die Türkei, so eben.

P3: Im schlimmsten Fall würden wir ins Altersheim gehen.

S: Nein, nein.

(Es gibt etwas zum Essen, danach geht es um eine Operation der Mutter)

S: Was war bisher das Krasseste, was du gehört hast, bei den Interviews?

I: Es war eigentlich nichts so Krasses dabei, aber der eine hat mir erzählt, dass die Töchter ihn pflegen müssten, wenn er alt ist oder nein es war anders, er hat gemeint, es wäre besser wenn er Töchter hätte, weil von denen könnte er verlangen, dass sie ihn pflegen, er hat nur drei Söhne und denen bzw. Schwiegertöchtern könne er das nicht verlangen.

S: Der Mann sagt das?

I: Ja.

P4: Dann kommt er wahrscheinlich mit den Töchtern besser aus. Weil schlussendlich heiratet sie ja einen Mann und dieser Mann ist nicht von der Familie, deshalb ist es eher so, dass die Söhne schauen. (kurze Pause)

I2: Ist das noch oft so, dass die Eltern verheiraten oder Ehen arrangieren?

S: Nicht mehr so, außer du hast einen Sohn, der schwer vermittelbar ist (lacht) dann geht man eben ins Dorf und sagt, schau das ist mein Sohn und ich halte jetzt für meinen Sohn um die Hand deiner Tochter an.

M: Aber ich muss sagen, auf der H. sind jetzt auch einige Türkinnen und in letzter Zeit haben zwei einen von unten geheiratet und die eine zieht jetzt runter und die andere hat ihn rauf gebracht, also ich verstehe das gar nicht. Ich weiß nicht, ob die das müssen.

S: Es muss Liebe sein (lacht).

M: (lacht) Ja, bestimmt. Nein, ich weiß es nicht, da zweifle ich immer ein bisschen, weil der kann das nicht ernst meinen, die wollen sicher nur rauf.

S: Wer, die Männer?

M: Ja.

S: Ich kenne nämlich einige, die unten geheiratet haben und die Männer sind hergekommen und nach kurzer Zeit waren sie geschieden und fertig, also das kommt vor.

I: Aber das geht ja jetzt nicht mehr so einfach.

S: Ich weiß es nicht, habe mich noch nie informiert (lacht).

I2: Nein, nein, das ist nicht mehr so einfach wie früher, wenn er Türke ist, muss er zuerst ein Jahr unten bleiben und sie müssen trotzdem verheiratet sein und erst dann darf er fix rauf oder so.

I: Wirklich?

M: Finde ich gut.

I2: Ich weiß nicht genau, wie es mit der Türkei ist, aber sonst ist das außerhalb der EU glaube ich so.

M: Also er darf das erste Jahr nicht hier wohnen.

S: Also ich habe jetzt zwei Kollegen, die unten geheiratet haben und die Frauen rauf bringen wollten, der eine hat sich ganz einfach getan, sie kommt im Sommer her, letzten Sommer haben sie sich verlobt und der andere

versucht es seit zwei Jahren schon und hat sie immer noch nicht hier.
(Tonband aus!)

Antwort auf die nachträglich per e-mail (19. Mai 2010) gestellte Frage, wo die Eltern begraben werden wollen.
Papi und Mami zahlen jährlich einen Mitgliedsbeitrag in einen Beerdigungsfonds. Da werden die gesamten Kosten aller verstorbenen Mitglieder auf alle anderen Mitglieder verteilt. Da werden alle dort beerdigt, wo sie es sich wünschen und die Familie zahlt nichts für die Kosten der Beisetzung (geteiltes Leid ist halbes Leid). Meine Eltern möchten in der Türkei beerdigt werden. In der Regel zahlt jedes Mitglied zwischen 20,- und 30,- Euro im Jahr. Je nachdem wie viele gestorben sind.

Ali, 13. April 2010

I: Darf ich sie erst mal fragen, wie alt sie sind?
P1: 53.
I: 53. Und Familie haben sie auch hier?
P1: Ja.
I: Kinder?
P1: Zwei Töchter.
I: Und die sind beide hier geboren?
P1: Ja.
I: Und jetzt mal zur Situation in der Türkei, wo sind sie da geboren?
P1: In der Türkei in T. bin ich geboren.
I: Und ist das eher eine ländliche Gegend oder städtisch?
P1: Das war ein Dorf, ein kleiner Ort.
I: Ein kleiner Ort, ok. Und hatten sie da eine große Familie?
P1: Ich habe nur zwei Töchter.
I: Aber dort, ihre Familie?
P1: Achso dort, ein Bruder und zwei Schwestern, insgesamt vier.
I: Und die sind dort geblieben?
P1: Die sind dort geblieben ja.
I: Sie waren der einzige, der weggegangen ist von daheim?
P1: Genau.
I: Und sind sie da dann schon vom Dorf in eine Stadt gewandert oder direkt nach Österreich?
P1: Direkt hierher. Direkt nach Österreich. 1973 am 11. September war ich hier.
I: Und warum haben sie das gemacht?
P1: Ich weiß auch nicht warum, aber am Anfang war das finanzielle, aber jetzt läuft vieles anders.
I: Aber damals war es das Finanzielle?
P1: Am Anfang war es das Finanzielle, jetzt ist es nicht mehr das.
I: Ja klar. Und wie war das mit der Ausbildung die sie gemacht haben?
P1: Ich habe ein Lehre gemacht in der Türkei, Schreiner und ein bisschen Religionsschule hatte ich und davor eben die Volksschule gemacht.
I: Und dann gleich angefangen zum Arbeiten?
P1: Dann, zwei Wochen später habe ich gleich angefangen zu arbeiten, habe dann eine Ausbildung gemacht als Maschinenschlossergeselle, habe hier die

Prüfung gemacht und Sicherheitsbetreuung für Personen auch.
I: Sie haben gesagt 1973 sind sie hierher gekommen?
P1: Ja.
I: Und wann haben sie das entschieden, dass sie weggehen wollen?
P1: Damals war ich 16 Jahre alt und mein Onkel war hier, mit dem Onkel bin ich hergekommen.
I: Also der Onkel ist mitgekommen?
P1: Ja.
I: Und Österreich war dann eher Zufall oder war das so geplant?
P1: Das war nicht geplant.
I: Also sie haben niemanden gekannt, der schon da war?
P1: Nein. Am Anfang als ich hergekommen bin, habe ich niemanden gekannt. Aber alles nach der Reihe ist gut gegangen.
I: Und sie sind dann gleich nach Vorarlberg gekommen?
P1: Erst nach Dornbirn.
I: Und welche Firma war das dann?
P1: M., Lebensmittelfirma, Zustelldienst.
I: Und wie war das von der Familie aus, die in der Türkei geblieben ist, haben die das unterstützt oder waren die eher dagegen?
P2: (unverständlich) da sind 2 000 Kilometer Abstand, damals gab es kein Telefon, es gab nur Briefverbindung und jährlich hat man Urlaub gemacht, zur Familie, der Vater ist gestorben, die Mutter, ab und zu finanzielle Hilfe mache ich für Bruder und Schwester oder Eltern, wir sind immer zusammen, falls sie Hilfe brauchen, ich bin immer da. Aber jetzt geht's allen gut. (unverständlich).
I: Und wie war das dann konkret mit der Anwerbung, wo war das?
P2: (unverständlich) in der Nähe von Izmir. Also hier ist Antalya und Izmir ist in der Mitte.
I: Und sind da dann Leute von hier gekommen, die gesagt haben, wir haben Arbeit für euch in Vorarlberg oder wie hat das funktioniert?
P2: Wir sind Arbeiter, Gastarbeiter hier, Arbeit ich brauche Arbeit, ich möchte Arbeit, weil ohne Arbeit kann man nicht leben, also Arbeit, wohnen, essen, Familie, braucht alles und dann Unterricht, lernen. Man muss ein Ziel haben. Mein Ziel, wo ich hin möchte. Meine Heimat

ist in der Türkei, aber auch hier in Österreich. Aber ich habe ein Vorbild den türkischen Präsidenten Turgut Özal (unverständlich) erst einmal finanziell, was er uns gesagt hat (unverständlich), dem bin ich immer gefolgt. Dann haben wir erst einmal eine Eigentumswohnung gekauft, mit den Schulden, in Dornbirn, Rückzahlung und alles fertig gemacht. Ich habe auch zwei Töchter, eine hat Psychologie fertig gemacht und die zweite hat Wirtschaftspädagogik und BWL studiert und ältere hat Gesundheitswissenschaft fertig gemacht. Ich habe zwei Töchter, die beider Magister sind und die erste arbeitet in Innsbruck heilpädagogische Familie, die jüngere arbeitet in Liechtenstein bei einer Privatbank. Also ich bin Angestellter bei I., bin seit 17 Jahren schon bei dieser Firma und meine Frau arbeitet bei T. als Manager, beim Chef oben, in einer sehr sehr guten Position. Ich schütze I. gut, wie meine Firma. Mein Prophet hat gesagt, Mohammed, wo wir essen und wo wir arbeiten, sollen wir mit vier Händen zusammenhalten, festhalten. Ich muss hier wertvoll halten, ich schütze das hier wie mein Haus, wie mein Arbeitsplatz. Was ich kann, mache ich alles für meine Firma, wo mein Arbeitsplatz ist. Ich wohne in der Türkei auch, ich habe Eigentum und hier auch, mir gehören zwei Ländereien. Am 26. März 1993 habe ich die österreichische Staatsbürgerschaft verliehen bekommen vom Herrn Sausgruber, der Landeshauptmann war damals Martin Purtscher, aber der Vertreter war Herr Sausgruber, von ihm habe ich die Staatsbürgerschaft gekriegt und er sagte zu uns wir sollen Österreich nicht verlassen, denn wir brauchen diese Brücke immer weiter, damals gab es auch viele von China oder Vietnam und er hat gesagt, wird seien die Brücke von der Türkei nach Österreich (unverständlich) Ich habe die Türkei gerne und Österreich auch, auch Europa, ich habe auch die ganze Welt lieb und alles was es gibt. Ich hasse niemanden, ich mag jeden. Ich wünsche mir, dass die ganze Welt in Frieden lebt, ohne Krieg., ohne Hass, ohne Streit, nur mit Wissenschaftlern, das akzeptiere ich. Ein Studium ist gut, finde ich gut, aber andere akzeptieren das weniger (unverständlich) was man zuerst nicht versteht, der ist immer fremd, wer nicht weiß, der ist immer Außenseiter. Zum Beispiel weiß ich wie sie ist, ich habe zwei Töchter, die haben etwas gelernt, Diplomarbeit und Prüfungen es war nicht so einfach. Und die Zukunft ist auch nicht so leicht. Sie haben eine große Aufgabe und später haben sie immer große Verantwortung. Ich verlange von ihnen auch andere Menschen und Partner (unverständlich) nie Feinde und nie Außenseiter machen. Wenn sie jemand um Hilfe bittet sollen sie immer ja sagen und gleich behilflich sein. (kurze Pause) Was möchten sie mich noch fragen?

I: Also, wie sie dann hierher gekommen sind, war das ja dann die erste Zeit wahrscheinlich ziemlich schwer?

P1: Ich war 16 Jahre alt und konnte kein Deutsch. Erst nach drei Monaten war es sehr sehr gut, dann war es kein Problem mehr. Ab drei Monaten, habe ich fleißig gearbeitet und dann ist alles gut gegangen.

I: Ist das gut gegangen mit dem Verständigen am Anfang?

P1: Ich habe viel lesen müssen.

I: Sie haben sich Deutsch selber beigebracht?

P1: Ja, selber.

I: Und wo haben sie da gewohnt?

P1: In Dornbirn

I: Gleich in einer Wohnung?

P1: In einem Privathaus.

I: Und mit den Arbeitskollegen hat man sich gut verstanden?

P1: Das war kein Problem, wie gesagt, die ersten drei Monate war es schwierig, dann war alles gut.

I: Und die Erwartungen, die sie hatten, haben sich die erfüllt oder war das schwierig?

P1: Ich habe nichts erwartet (lacht), das habe ich nie erwartet, mir nie gewünscht, ich bin einfach hergekommen. Ich war einfach 16 Jahre alt, konnte nicht viel denken, aber am Schluss (unverständlich) Ich habe dann auch gelebt wie andere Menschen, aber dann habe ich mich gefragt warum trinken die Alkohol, habe ich mich gefragt. Ich hatte zu Hause auch jede Menge gehabt. Warum trinke ich Alkohol und habe am Morgen Kopfschmerzen, wenn ich Auto fahre und mich die Polizei erwischt, oder wenn ich besoffen bin, mache ich mich beim anderen lächerlich, warum es hilft nichts, stehen lassen, ich habe nicht mehr getrunken, ich glaube ungefähr drei Monate, ich habe dann alle Alkoholfaschen aufgemacht und ins WC geleert, die leeren Flaschen weggeschmissen, seit 95, Ende 95 trinke ich keine Alkohol mehr, habe alles weggeschmissen, habe auch kein Interesse mehr. Und dann habe ich auch geraucht und mich gefragt, warum ich rauche, beim Rauchen wird der Mundgeruch ganz anders, komisch. Ich habe mich immer gefragt, warum ich das mache, 97 am 27. September habe ich aufgehört zu rauchen und seit dem nicht mehr.

I: Seit dem nicht mehr?

P1: Ja. Und ich denke, was macht der Mensch, was ist der Mensch, ein (unverständlich) oder der Bodensee oder die kleine Ach oder ein kleiner Stein oder ein Boot, aber dann fragt man jeden selber. Dort ist am Anfang ein Tropfen Wasser, ein Mensch und später mit der Geburt, mit dem Gehirn, mit dem Auge sehen, hören, sprechen, laufen was alles möglich ist, einfach der Körper, Fleisch und Knochen und die Adern mit dem Blut das hilft alleine nicht, aber warum bewegt sich der Körper, warum spricht die Zunge, der Mensch fragt immer dasselbe was ist (unverständlich) was ist sozial, warum bin ich für andere da? Das heißt jeder Mensch hat eine Aufgabe. Allah musst du denken bitte, wer uns herstellt, bitte will denken. Ich sehe eine Dame, sehr schön, sehr hübsch, ich sage es ihr. Diese Dame sagt mir ich bin wirklich hübsch? Ich sage sehr hübsch. Aber wer dich hergestellt hat, jeder ist hübsch, fragen sie, denken sie selber, jeder Mensch ist hübsch ob Männer oder Frauen oder Damen, alle sind schön und gesund und wenn sie in den Spiegel schauen, sehen sie selber, es fehlt nichts, es ist perfekt. Aber wer uns herstellt, sagen wir der Hauptingenieur, Allah, jeder ist schön (unverständlich). Was Allah gemacht hat, sagen wir Sauerstoff, Blut oder die Sonne, Licht, Nacht. Jahre, Jahrmillionen oder tausend Jahre nur denken und schauen was Allah gebaut hat, wir schauen noch einmal wir finden keinen Fehler. Ich danke Allah, ich danke für alles, also dem I. in diesem Raum, dass ich mit ihnen sprechen kann. Am 2. Februar 1957 bin ich

geboren, in der Türkei. Jetzt bin ich 53 Jahre alt und für die Zukunft wünsche ich jedem Menschen Gesundheit und dass er die richtigen Wege findet, auch mit Mohammed, mit Jesus mit Moses, mit Abraham, mit der Arche Noah und mit Adam und Eva. Ich wünsche allen Menschen (unverständlich) zu Allah zu denken. Mir geht's sehr sehr gut, wenn ich krank bin oder finanzielle Probleme habe – ich spüre überhaupt nicht. Ich bin zufrieden mit meinem Leben. Ich bin (unverständlich). Ich danke Allah. Bitte! (kurze Pause)

I: Sie sind jetzt in diesem Fall also schon 40 Jahre da?

P1: Seit 43 (unverständlich)

I: Sind sie zufrieden mit der Zeit die sie hier waren oder würden sie da jetzt etwas anderes machen?

P1: Wie ich gesagt habe, die Aufgaben gibt uns nur Allah, was wir gerade vorher auch gesprochen haben. Ich bin zufrieden mit allem, wo ich bin, es kann ein Mensch im Gefängnis sein, es kann ein Mensch im Krankenhaus sein, es kann ein Mensch unten, wie soll man sagen, im Erdgeschoss wohnen, wer zufrieden ist, für den ist überall ein Paradies.

I: Aber am Anfang wollten sie wahrscheinlich nicht so lange hier bleiben?

P1: Ich kann nicht gut entscheiden, was morgen passiert. Gestern ist weg, heute ist auch weg und der Morgen ist noch nicht gekommen. Das Leben ist so, die vergangene Zeit ist gestern, heute leben wir heute, aber was morgen kommt, die Zukunft ist noch nicht da, aber die Zukunft (unverständlich) nur Kummer und Schicksal was uns (unverständlich) ist, ich gehe dann dort hin, entweder Saudi Arabien oder in die Türkei oder ich bleibe hier, ich weiß es nicht. Wir können das nicht entscheiden.

I: Und wenn sie dann einmal in Pension gehen, wie stellen sie sich das dann vor, wollen sie zurück in die Türkei oder wollen sie hier bleiben?

P1: Wie gesagt. Wir sind nun auch österreichische Staatsbürger, aber meine Tochter, die erste ich schon verheiratet und die jüngere ist auch verheiratet, ich habe dann für meine Familie gelebt, wenn alles ok ist. Aber was morgen kommt, wohin ich gehe, das weiß ich selber nicht.

I: Aber wahrscheinlich werden sie hier bleiben? Die Kinder sind ja auch hier!

P1: (unverständlich) Schicksal (unverständlich) aber nachher wohin es geht, weiß man nicht. Was ich denke, (unverständlich) Was Allah mir sagt, dort gehe ich hin entweder Türkei oder Saudi Arabien oder ich bleibe in Europa. Aber bis ich dort bin, möchte ich auch immer mit Menschen, Sozialhilfe machen. So wie ich hier bei I. arbeite, ich bin einzigartig, ich denke ganz anders. Ich denke morgen früh, wenn ich kein WC habe oder kein Waschbecken habe oder kein Wasser oder Heizung kalt, ich frage mich immer so. Ich arbeite hier für die Menschen, was sie brauchen, richte ich her und schicke es zu den Kunden, ich verdiene gut aber trotzdem mache ich den Menschen Freude, dort bin ich noch mehr (unverständlich).

I: Also sie machen das gern.

P1: Ja sowieso, es ist egal wo aber nicht nur hier, egal, was ich mache, ich mache es nur für Menschen (unverständlich), wenn ich gesund bin, ist es egal was,

ob ich verdiene oder nicht, für Menschen, bis ich tot bin. Ob ich sie kenne oder nicht, ob Katholik oder Moslem oder Jude, es ist egal wer, wer ein korrekter Mensch ist, ich bin immer dabei und behilflich. (unverständlich). Entschuldige aber sie haben vielleicht die Menschen anders gesehen, ich bin vielleicht auch der Einzige, auch möglich. Ja. Es gibt viele Steine auf der Welt für manche geht es um (unverständlich) Wertvolles finden wir immer weniger. Mit den anderen Menschen und mir, sie vergleichen. Bitte! (kurze Pause)

I: Ja genau. In ihrer Freizeit, was machen sie da so?

P1: (lacht) Oh Freizeit, zu wenig, aber Freizeit ist schön, jede Freizeit, ein Tag hat 24 Stunden, ein Tag 24 Stunden, ein Tag 24 Stück Gold, sagen wir mal für uns, aber acht oder neun Stunden oder Gold verbringe ich in der Firma und den Rest hat Allah uns geschenkt, aber in der Freizeit bin ich bei der Familie und wenn alles gut geht und fertig ist, lese ich gerne, auch beten, auch ein bisschen spazieren an der frischen Luft und schlafen. Und beim Schlafen sage ich auch immer danke Allah, danke Allah, ich hab dich gern, ich hab dich gern. Ein Tag hat 24 Stunden, mal 60 Minuten noch mal mal 60 sind Sekunden ist gleich. Mein Herz, unser Herz (unverständlich) das Herz schlägt jede Sekunde, tick, tack, tick, tack, bitte sie können das ausrechnen. 24 mal 60 mal 60 unser Herz klopft wie viel mal? Gut 80 000 mal oder wie? Jedes mal sagt unser Herz Allah, Allah, Allah. Arbeiten, Wohnen und was ich mache, es sagt immer Allah. Ohne Allah geht es nicht. Bitte. (kurze Pause) Ich antworte ein bisschen kompliziert aber sie verstehen das später vielleicht. (lacht)

I: Sehr philosophisch.

P1: (unverständlich) aber diese Antwort, mit dem Taschenrechner können sie schauen, haben sie einen?

I: Ein Handy hätte ich.

P1: Weißt wir müssen diese Aufnahme machen, deshalb will ich das genau machen. Also 24 Stunden am Tag mal 60 ist gleich Minuten.

I: 86 400 Sekunden.

P1: Also das ist aber wahr, oder, Puls.

I: Doch.

P1: Oder mehr oder weniger im Durchschnitt.

I: Ein bisschen mehr, ein bisschen weniger.

P1: Also was denken wir, geht es selber oder mit jemand dort gibt es, der Mensch lebt so gut, aber woher kommt die Kraft, zum Beispiel zwei Meter Durchmesser hat ein großer Baum und mit der Luft bewegt er sich, aber woher kommt die Luft. Wir sehen es nicht, der Baum bewegt sich, aber die Luft sehen wir nicht, aber sie hat Kraft, aber unserer Kraft sehen wir nicht, wir sehen alles was sich bewegt, aber den Hauptkommandeur sehen wir nicht (unverständlich) also das Herz klopft über 80 000 mal. Und jetzt was werden sie dann später machen, wenn die Diplomarbeit fertig ist?

I: Weiß ich noch nicht genau.

P1: Aber was studieren sie jetzt?

I: Achso, ich studiere Publizistik und Geschichte.

P1: Geschichte?

I: Genau.

P1: (kurze Pause) Sehr gut. Gesichte, österreichische oder europäische oder auch Welt

I: Das ist eigentlich ganz allgemein.

P1: Allgemein.

I: Von allem ein bisschen.

P1: Aber Geschichte, dann fragen sie und ich gebe dann später noch Grundantworten Türkei, Türken und Kaukasus nach Anatolien, nach Europa und nachher erkläre ich den Islam ein bisschen. Ok. Haben sie fragen noch?

I: Ähm ja, sie haben gesagt, sie sind allein hierher gekommen und haben ihre Frau dann wahrscheinlich her kennen gelernt?

P1: Hier kennen gelernt.

I: Und sie ist auch aus der Türkei hergekommen?

P1: Die Frau ist 74 gekommen ich bin 73 gekommen, 1980 haben wir geheiratet, am 11. Juli. Das erste Kind kam 81, das zweite 84.

I: Und für sie war das wichtig, dass die Kinder eine gute Ausbildung kriegen?

P1: Wie ich gesagt habe, wir haben das nicht geplant. Kindergarten, Volksschule, Hauptschule ist gut gegangen, dann Handelsakademie in Bregenz beide, nach der Matura haben wir gedacht sie gehen arbeiten, aber studieren gehen war besser, es sind dann beide nach Innsbruck gegangen, beide haben fertig gemacht. (kurze Pause)

I: Was sie für die Pension für Pläne haben, können sie in dem Fall nicht sagen!?

P1: Bei der Pension, aber zwischen Türkei und Österreich, aber wo es mehr ist, vielleicht drei Monate da, ein halbes Jahr dort, man weiß es nicht.

I: Aber sie haben in der Türkei auch eine Wohnung?

P1: Auch eine Wohnung ja.

I: Und verbringen jetzt auch den Urlaub dort?

P1: Ja (unverständlich) Weißt du, ich finde Hotels nicht gut. Wenn ich im Urlaub in ein Hotelzimmer gehe, Dusche, WC, diese Anlange, wie viele Personen haben ich diesem Bett schon geschlafen, wie viele Personen haben da geduscht, wie viele Personen haben das WC benutzt. Weißt du, in der Nacht, wenn du dich hinlegst, bekommst du keine Ruhe, das muss sehr sehr sauber sein, aber sagen wir mal ein altes Hotel, ok ist gut, aber wenn Not ist. Ein Hotel geht nur bei Not. Ein eigenes Haus oder Wohnung ist sehr, sehr gut. Aber im anderen haben vielleicht mehrere Tausend Menschen dort gewohnt. Der Platz muss sauber sein. (kurze Pause)

I: Gut, ja wenn sie dann einmal alt sind, würden sie dann hoffen, dass ihre Kinder auf sie schauen.

P1: (kurze Pause) Bei uns ist das normalerweise so, aber heute mit dem Finanziellen, Karriere, ich weiß nicht was kommt, aber eine Frage, was ich bin, das läuft so weiter und wenn ich sozial behilflich bin, vielleicht geht das dann auch so gut. Ich wünsche mir dass ich nicht Jahre lang krank bin und im Bett liege, vielleicht ist der Tod auch gut, aber was passiert, weiß man nicht, nur Allah weiß das, aber Altersheime finde ich auch gut, dann bist du nicht allein, hast mehrere Personen, vielleicht kann ich da auch mit den Menschen reden, sprechen, was hier, helfen, wenn die anderen Hilfe brauchen, man kann behilflich sein, warum nicht? Es muss nicht immer in der Familie sein, andere Menschen können auch dazwischen kommen.

I: Und wenn sie dann einmal sterben, möchten sie dann hier begraben werden oder in der Türkei?

P1: Wenn man mich so fragen würde, möchte ich Saudi Arabien.

I: Saudi Arabien?

P1: (unverständlich) Aber das ist nur möglich, wenn ich in Saudi Arabien auf Besuch bin, wenn ich dort bin oder in Mekka oder Medina, dann wird man automatisch dort begraben, da kriegt man einen nicht zurück, aber nur wenn ich wirklich dort bin. Aber wenn ich hier in Österreich sterbe, hier gibt es auch einen Friedhof, aber ich mag lieber bei den Eltern.

I: Lieber in der Türkei?

P1: Lieber in der Türkei, aber bevorzugt Mekka, Medina oder Heimat.

I: Obwohl ihre Kinder hier sind?

P1: (lacht) Kinder (unverständlich) gibt es sonst nicht. Es ist viel komplizierter. Also Mama und Papa, also Papa hat Mama und Papa, Mama hat auch Mama und Papa und so weiter hat auch und so weiter immer weiter doppelt, doppelt, so kompliziert, so kompliziert, aber was ich sage, danke wenn ich deine Hand so halte, welche Hand halte ich? Wenn ich so deine Hand halte, dann ist das nicht so Hand zu Hand sondern Herz zu Herz, die sich halten dann geht das bis Adam und Eva. Zum Beispiel Papa und Mama weiß ich, ich grüße meinen Papa und meine Mama alle, Mama und Papa sind immer da. Ich spreche ein bisschen anders, sie denken jetzt sicher nicht so. Sie haben auch Papa und Mama, das geht auch so, bis Adam und Eva. Wenn ich sage alle Eltern ich grüße euch, ich habe euch alle gern, was bedeutet das, wie viel Menschen, wie gerne hast du deine Eltern, dann hast du in Österreich oder in der Türkei oder in Arabien, das macht nichts, egal wo du bist, aber wenn du denkst mit dieser Funktion, sie haben vier Hände, Papa und Opa irgendwo in Amerika Handy, man wählt einfach die Nummer dann geht das raus in den Weltraum und sucht automatisch; hallo Sohn, Tochter, hat Freude. Aber wenn sie sagen, ich grüße meine Eltern auch jetzt, haben alles gehört. Ein Handy ist die technische Seite, zum Beispiel der Bruder in der Türkei zack zack, aber warum, das hat der Mensch gemacht (unverständlich) und jetzt mein Bruder in der Türkei, also ohne Handy, er hat auch eine Nummer, hat aber sein Handy nicht eingeschaltet aber das Gehirn, die Seele, wie den Fingerabdruck, hat jeder anders. Ich sage zum Bruder ich hab dich gern, Bruder wie geht's ihnen, hast du Probleme, hörst du mich schlecht. (unverständlich). Ich sage das ein bisschen kompliziert. Aber jetzt sage ich Papa und Mama und Adam und Eva wie viele Eltern weiß nur Allah und die Zukunft, bis zum Weltuntergang, wie viel kommt noch? Aber ich sage in diese Richtung danke und in diese Richtung auch Danke, bis es zurückkommt und der Nachwuchs es ist egal, irgendwann wird aus dank zurücksagen. Wenn er nicht danke sagt, wenn ich nicht (unverständlich) wenn ich krank werde, wenn ich sage alle sind verschieden, dann geht es in Zukunft auch schlecht. Sie verstehen schon was ich meine? Ich sage es ein bisschen kompliziert.

I: Ich verstehe schon.

P1: Sagen wir eine Hühnerfarm, drei Wochen bleibt es unter den Eiern und das sind alles Hühnereier, drei

Wochen später gibt es schöne Junge 6, 7 Wochen später sind sie ein bisschen größer, alle gleich, keines ist anders. Aber wenn das nicht alles Hühnereier wären, zum Beispiel ein Adler Ei oder etwas anderes, gemischte Eier ok. Das Huhn bleibt und drei oder vier Wochen später kommen alle raus und am Anfang sind alle gleich und das Huhn läuft und die Kleinen laufen nach, aber jetzt muss man doppelt denken. Jetzt Türken, Österreicher, Europäer, Griechen, Armenier, Russen, Engländer (unverständlich) also in der Schule, im Kindergarten, bei der Geburt im Krankenhaus, sind alle Kinder gleich, im Kindergarten sind alle gleich, aber in der Volksschule; oh das sind Türken, das sind Italiener, das sind Griechen, das sind Russen und dann später ah das der ist deutsch, der ist Moslem, der ist Jude und in der Hauptschule merkt man das, aber wenn man dann groß ist, ist das getrennt, zum Beispiel - Ausländer oder Türken gehören nicht zu den Österreichern, das wissen sie gleich. Ich meine das hier (seine Zeichnung), die Eier sind raus, ein bisschen groß und einer läuft unter der Mutter und der andere so und manche fliegen ab und zu und ich kann fliegen, aber die anderen nicht und dann schauen sie und jeder ist anders, jeder ist anders. (unverständlich) aber wenn jeder jeden kennt, gibt keinen Hass, wenn man die Sprache versteht und die Meinung versteht, also in den gleichen Kindergarten, in die gleiche Schule gegangen ist, dann passiert das nicht. (unverständlich) Der Glaube ist auch nicht anders. Und wenn alles gut geht...nur Menschen ein bisschen zusammen. (kurze Auslassung, es geht um einen türkischen Künstler)

Aber die Türken kommen vom Kaukasus vor tausend Jahren nach Anatolien, dann sind viele Gruppen gekommen, nach dem Krieg und so, Katholiken, Moslems kommen nach Europa, nach Türkei und jetzt gibt es keinen Krieg, wir sind keine Kriegsführer, wir sind warmherzige Menschen, leben in Gerechtigkeit zusammen. Jetzt sind wir nach Österreich gekommen, nach Europa gekommen, jetzt sind die Türken überall (unverständlich) immer zusammen wohnen, zusammen arbeiten und das Leben ist gut, aber das Hauptzentrum ist der Kaukasus, Anatolien (unverständlich), Kaukasus, bei der Arche Noah, die haben ja ein Schiff gebaut, da waren die Menschen schlecht, deshalb hat Allah sie mit einem Hochwasser bestraft und er hat gesagt, wer ins Schiff hineingeht ist gerettet und die anderen sind tot. Noah hatte zwei Söhne ??? und ??? Jahwes hatte einen Sohn der hieß Türk, Jahwes heißt Arche Noah. Verstanden? Dann ist da noch China und (unverständlich) und so die Menschen, nur die Idee ist anders, die Fantasie, sonst sind alle gleich.

I: Alle gleich?

P1: Alle gleich, ja. Ich weiß ich habe das jetzt ein bisschen kompliziert gezeigt, aber wenn sie es später nicht verstehen, können sie immer noch fragen. Also meine Telefonnummer ist ... (kurze Pause)

I: Wenn sie jetzt gesagt haben, alle sind gleich, hatten sie dann auch Kontakte mit Österreichern, als sie hergekommen sind?

P1: (lacht) Naja nur mit Österreichern, wo ich wohne, wo ich arbeite (unverständlich) aber jetzt ist schon viel, jetzt sind schon viel.

I: Aber trotzdem auch noch österreichische Freunde?

P1: Jetzt bin ich ein Einzelgänger, ich kenne viele aber mit meinen Ideen bin ich öfters alleine, also mich verstehen andere nicht so gut. Wer liest, der weiß es, die anderen wissen es nicht. Ich möchte nicht immer die Menschen durcheinander bringen, weißt du.

I: Nochmal zurück, wie sie hergekommen sind, haben sie gesagt, haben sie nur mit Österreichern zusammengearbeitet, war das ein gutes Verhältnis?

P1: Ich hatte nie Probleme, ist alles gut gegangen.

I: Und haben sie die dann auch außerhalb von der Arbeit getroffen oder nur beim arbeiten?

P1: Nur bei der Arbeit aber beim Wohnen bin ich schon mit den Türken gegangen, aber arbeiten draußen, aber ich verstehe mich mit den anderen, aber mit Türken noch besser, auch nicht mit allen aber von der Sprache, Charakter, Kultur, Islam und so weiter. (kurze Pause)

P1: Gut (lacht). Sonst noch Fragen. Ich bin ganz ein anderer Typ aber möchten sie was wissen über die Religion über die Kultur, über die Menschen, über die Psychologie. Oder zum Beispiel über Türken, was möchten sie wissen, ich kann schon noch mehr antworten. Kein Problem. (kurze Pause) Also ich bin mit meinem Leben zufrieden – Arbeit, Wohnen, Essen - aber das türkische Sozialwesen oder wohnen ist nicht viel anders oder die Türkei will zur EU, aber Deutschland oder Frankreich oder Österreich sind nicht viel anders. Wenn du zum Beispiel in Pension gehst, bekommst du so jeden Monat eine Pension, das ist überall gleich gut, so denke ich. Die Schule ist besser (lacht) und freiwillige Hilfe ist auch gut, Sozialarbeit, Feuerwehr oder Rettung oder Krankenhaus oder Bäckerei oder I. Was der Mensch braucht, der eine macht das, der andere das, jeder verdient Geld. Aber trotzdem ist diese Arbeit nur für den Menschen, aber man muss auch für Tiere und Natur sein, weil die Natur brauchen wir auch, Tiere auch. Mit der Zukunft mit türkischer oder Gastarbeiter ist egal welche, wünsche ich mir, dass man gut zusammen kommt.

I: Aber es gibt schon Probleme auch?

P1: (unverständlich) aber wenn sie es gut meinen, meint es jeder gut. Schlecht ist es nicht, aber das wissen die Menschen nicht, die Politik macht meiner Meinung nach einen großen Fehler, die Politik trennt die Menschen. Aber wenn sie warmherzig zu jemandem kommen, dann macht jeder die Tür auf.

I: Aber das ist nicht immer so in Wirklichkeit?

P1: Doch. Ich denke schon, in meinen Augen schon.

I: Also sie haben nie schlechte Erfahrungen gemacht?

P1: Das kommt von jedem selber.

I: Ja klar.

P1: (unverständlich) aber aufpassen muss man schon, wie es ist. Wenn du nicht aufpasst, ist das deine eigene Gefahr, man muss schon aufpassen, wie es ist, wenn man jemanden nicht vertraut, vertraut man ihm nicht. Aber es muss nicht immer Angst sein weißt du, aber es kann immer etwas passieren bei Menschen auch bei

Betrunkenen oder Sandlern (unverständlich), wie sagen wir ein ganz gefährlicher Mensch. Wer kann das sein? Ein Betrunkenener, ein voll Betrunkenener?

I: Ja.

P1: Weil wir nicht wissen, was er macht. Also, wie ich am Anfang gesagt habe, Alkohol ist schlecht. Alkohol bringt das Gehirn durcheinander. Aber zum Beispiel ein Tier, ein Hund oder bei manchen Tiere wissen auch nicht, was sie machen, der kann beißen oder kann lieb kommen,

Metin, 13. April 2010

I: Das Interview besteht aus vier Teilen und fängt zuerst mal ganz allgemein an. Darf ich sie fragen wie alt sie sind?

P2: Ich bin 60. Also 1949 geboren.

I: Und haben sie Familie hier? Kinder?

P2: Ja. Drei Buben.

I: Drei Buben?

P2: Mhh. Alle verheiratet.

I: Hier verheiratet?

P2: Ja, alle hier geboren und hier verheiratet. (kurze Pause) Bin eben seit 39 Jahren bei der Firma.

I: Bei dieser Firma?

P2: Bei dieser Firma, halt früher bin ich bei U. gewesen und U. wurde dann aufgeteilt in eine Sanitärabteilung und dann bin ich hierher gekommen, deshalb rechne ich alle Jahre zusammen und arbeite jetzt 39 Jahre bei der Firma.

I: Gut. Und geboren sind sie wo?

P2: Geboren bin ich in der Türkei.

I: Und wo genau?

P2: (unverständlich)

I: Ist das eher ländlich oder städtisch?

P2: Das ist die Provinzstadt und (unverständlich) T.

I: Und wie viele Einwohner hat das circa?

P2: Ja, das kleine oder das große? Also die größte Stadt fast 600 000, das ist die größere, der Bezirk hat so ca. 15 000, genau weiß ich das nicht.

I: Und da hatten sie wahrscheinlich auch Familie, also ihre Herkunftsfamilie?

P2: Jaa, es leben jetzt nur noch die Schwester und der Bruder und die Mutter eben auch.

I: Und bevor sie hierher gekommen sind, sind sie da in der Türkei schon von einem Ort zum anderen gezogen?

P2: Nein, ich bin direkt nach Österreich gekommen, seit '71.

I: Aha und warum sind sie hierher gekommen?

P2: Jaa, warum? Ich bin nach dem Militär, also mein Bruder ist schon früher nach Deutschland zum Arbeiten nach Friedrichshafen. Dann sind beide eben auf Urlaub gekommen im Sommer und dann war ich mit dem Militär fertig und bin zurück nach Hause gekommen und der Bruder hat gesagt willst du nicht mitkommen? Da habe ich gesagt: Sag mal wie ist das da? Er war schon sechs oder sieben Jahre hier gewesen. Sag mal wie ist das Leben da? Gut oder (unverständlich) Ja und der Bruder hat gesagt, wenn du arbeiten kannst, ist das Leben sowieso gut, wenn du nicht mehr arbeiten kannst ist das

das geht mit den Augen, mit dem Gefühl und mit Innen, fragen sie sich selber. Wenn man ihnen Druck macht, bitte gehen sie auf die Seite oder wenn man ihnen sagt, ok kein Problem, gehen sie weiter, kein Problem. Aber wenn sie in Wien, in der Großstadt wohnen, ok, einer ist arbeitslos, hat kein Geld, ist alles kaputt, dann wird's gefährlich.

(Tonband aus)

Leben auch nicht mehr gut (unverständlich) deshalb bin ich dann '71 hergekommen.

I: Aber er war in Deutschland?

P2: Ja, er war früher in Deutschland.

I: Und jetzt, also

P2: Ja der Bruder war in Deutschland, ich bin hier geblieben, ich will nicht nach Deutschland gehen.

I: Aha und wieso nicht?

P2: Nein ich will hier bleiben, ich will nicht nach Deutschland gehen. Er hat meinen Pass mitgenommen für die Aufenthaltsbewilligung und ich habe gesagt, er soll mir meinen Pass zurückgeben, ich will nicht in Deutschland leben.

I: Also sie wollten nach Österreich?

P2: Ich wollte hier sein.

I: Und Vorarlberg, war das irgendwie Zufall oder war das so geplant?

P2: Also ich bin direkt nach Vorarlberg gekommen. (unverständlich) also zum Bruder ist es nicht so weit, nach Friedrichshafen sind es ein paar Kilometer 20 bis 30 Kilometer, wir haben uns drüben jede Woche getroffen.

(kurze Unterbrechung)

I: Ah ja, der Bruder war in Friedrichshafen?

P2: Friedrichshafen, beide eben.

I: Zwei Brüder?

P2: Zwei Brüder. Die sind '82 wieder zurückgekehrt.

I: Aha, die sind wieder zurückgekehrt?

P2: Genau.

I: Und wie war das dann genau mit der Anwerbung, war da jemand da von der Firma, der gesagt hat, wir haben Arbeit?

P2: Nein, ich habe selber Arbeit gesucht. Beim U. haben Bekannte gearbeitet, zwei, drei Kollegen, ich bin direkt zu ihnen gegangen. Ich konnte nur ganz wenig deutsch und habe gefragt, ob sie für mich auch noch Arbeit kriegen und er hat gesagt, komm lass uns zusammen zur Büro rauf gehen, um mit dem Personalchef zu reden, ich suche Arbeit oder so, der hat gesagt, ich soll nächste Woche wieder kommen, ich habe eine Woche gewartet und bin dann wieder hingegangen und er hat gesagt, ok, morgen kannst du anfangen, dann habe ich Schweißer gelernt, Heizkörper (unverständlich), sieben, acht Jahre habe ich allein gearbeitet.

I: War das eine schwere Arbeit?

P2: Schwerarbeit, es geht halt, abschneiden, zusammenschweißen. Aber jetzt fixfertig

(unverständlich). Ich bin seit 25 Jahren in der Ladenarbeit, im Verkauf und früher beim U. und dann habe ich gesagt, ich will keine Ladenarbeit mehr machen, da ist man viel im Stress und dann kommt man zum Streiten oder redet böse, dann ruft ein A. oder ein B. an und (unverständlich – es geht um einen Verkaufsvorgang) und ein anderer Kollege ist schauen gegangen, ob es diese Materialien gibt oder nicht (unverständlich), dass es schimpft ist schon recht (unverständlich) das war nichts für mich. Darum hat er glaube ich gestresst und dann war U. weg und I. wurde gegründet, ich habe gesagt, ich will nicht im Laden arbeiten, will kommissionieren und Gott sei Dank habe ich es jetzt ruhiger, das ist besser so, niemand sagt mach so oder mach so, ich bin ganz zufrieden. Das nächste Jahr arbeite ich noch, dann bin ich fertig.

I: Dann gehen sie in Pension?

P2: Dann gehe ich in Pension, Gott sei Dank!

I: (Kurze Pause) Die Mama oder wer noch in der Türkei gelebt hat damals...

P2: Die ist heute 100 Jahre alt.

I: 100 Jahre?

P2: 100 Jahre ist sie heuer genau, 1910 ist sie geboren. Im August wird sie 100 Jahre.

I: Und war die damals dafür, dass die Buben weggehen oder hat sie gesagt, bleibt doch da?

P2: Die Mama oder wie?

I: Ja.

P2: Früher beim Bruder schon, aber bei mir nicht. Ein Bruder und drei Töchter waren noch unten und wir sagten alle diese Kinder reichen jetzt für dich, weil zu viele Kinder sind sowieso nicht gut. Sieben Kinder hatte die Mama. Darum drei Schwestern, zwei Brüder, einer ist dann gestorben, der älteste Bruder - `81

I: Also die Mama war dann dagegen? (kurze Pause) – nonverbale Zustimmung!

I: Und hierher sind sie dann gekommen zum Geld verdienen?

P2: Ja es ist momentan (unverständlich) das Geld... aber Gott sei Dank, habe ich gut gelebt. Ich hatte dann drei Kinder, die Frau ging sowieso nicht arbeiten, ich habe 73 schon geheiratet, 75 ist das erste Kind gekommen, 78 das zweite und 85 das dritte. Gott sei Dank sind alle verheiratet, aber Hochzeiten sind sowieso teuer, 30 000 € eine, ich habe allen 30 000 gegeben, also fast 90 000 €. Gut unten das kleine Haus neu gemacht, Gott sei Dank, es reicht für mich, ab und zu ist man auf Urlaub gefahren vier Wochen oder drei Wochen, da hat man dort gewohnt, dann ist man wieder hergekommen, da bin ich sehr sehr zufrieden, wenn ich heute 100 € verdiene (unverständlich) ich will nicht sparen, will ich nicht. Wichtig ist gut leben, gut leben. Du kannst auf die Seite geben, auf die Seite geben, für war? Ich könnte jedes Jahr 5 bis 6 000, das kannst du da her legen, das machen andere (unverständlich) das machen andere ich würde nicht mal 1 000 oder 500 € auf die Seite geben, ich will richtig gut leben, egal was es kostet wenn etwas 10 oder 20 € kostet, gleich kaufen. Ich will es, ich muss es kaufen, nicht ein paar Monate warten, bis es billiger wird. (lacht – unverständlich) Schulden habe ich auf keine, Gott sei Dank. Jetzt bin ich fast 40 Jahre da, (unverständlich) nix Schulden, die Kinder auch nicht.

I: Und wo haben sie ganz am Anfang gewohnt, war das eine Wohnung?

P2: Hier?

I: Ja.

P2: In einer Firmenwohnung. Firmenwohnung hat das geheißen, wir waren früher alle ledig, so ein Raum, ein bisschen kleiner wie hier, da habe ich mit zwei drei Kollegen geschlafen, im anderen Zimmer auch, bis vor 70 vor 80 waren wir alle ledig. Wir hatten keine Familie.

I: Also haben sie ihre Frau hier kennen gelernt?

P2: Nein, die habe ich unten kennen gelernt. 72 bin ich runtergefahren, um sie kennen zu lernen, 73 zum heiraten. Früher gab es nicht viel kennen lernen. Da hat man ein paar Tage geschaut, ahja ich bin diese Frau und dann hat man gleich geheiratet, heute ist das anders. 72 haben wir uns kennen gelernt, 73 haben wir geheiratet und 74 habe ich hergebracht.

I: Und dann hatten sie eine Wohnung?

P2: Ja, eine Firmenwohnung haben wir gekriegt, also das waren zwei kleine Zimmer, ganz kleine, ein kleiner Raum gewesen. (unverständlich)

I: Und jetzt haben sie aber noch mal eine andere Wohnung?

P2: Jetzt habe ich Gott sei Dank eine große Wohnung 100 m² für Mann und Frau (lacht)

I: Nicht schlecht.

P2: Früher ist es sowieso schwierig gewesen, das ist klar.

I: Also am Anfang war es schon schwierig?

P2: Am Anfang war es schon schwierig.

I: Weil man auch kein Deutsch konnte?

P2: Ja, Deutsch können, ich habe Jahre lang allein gearbeitet und eben kein Landsmann oder andere Ausländer, die mitgearbeitet haben, deshalb bin ich mit Deutsch ein bisschen gut da.

I: Also selber gelernt?

P2: Selber lernen und halt mit hören ein bisschen, mit der Kundschaft reden, was sagst du zu jemand, was sagst du zu jemand (unverständlich) und darum bin ich ein bisschen besser. Manche Leute sind 40 Jahre da und können nicht 20, 30 Worte Deutsch, das ist ganz schwierig. Bei mir geht es Gott sei Dank ganz gut zum Leben.

I: Also hatten sie dann auch österreichische Freunde?

P2: Früher?

I: Oder jetzt.

P2: Ganz früher, aber jetzt nicht mehr, nach dem Heiraten ist das fertig, jetzt ist das sowieso, so eben mit der Frau. (kurze Pause)

I: Dann geht es jetzt noch um die Pension, die dann in einem Jahr eh schon anfängt. Wie sind da ihre Erwartungen an diese Zeit?

P2: Für die Pension?

I: Ja.

P2: Ja. Ich bin sowieso nicht fürs Runtergehen. Wir haben schon seit fast 20 Jahren die österreichische Staatsbürgerschaft. Ja gut, eben Anfang oder Ende, Mitte Mai könnte man runtergehen, drei, vier Monate, also den ganzen Sommer unten bleiben und dann wieder herkommen.

I: Also, so würde man es dann in der Pension machen oder jetzt auch schon?

P2: Nein, nein nicht jetzt, in der Pension 4 bis 5 Monate unten und dann wieder herkommen. Ganz zurück geht sowieso nicht. Nein, nein das ist

I: Weil die Kinder wahrscheinlich auch hier sind?

P2: Weil meine ganze Familie da ist, weil das mein Land ist, ich lebe 40 Jahre in Österreich. Stell dir vor, ich müsste runter gehen, ich kenne nicht mehr viele Leute, ja gut ein paar Kollegen habe ich schon noch, aber seine Söhne, seine Töchter, kenne ich nicht, die Kinder sowieso nicht. Meine Kinder sind runtergegangen, zwei, drei Tage, mehr nicht, zwei, drei Tage haben sie geschlafen, dann haben sie gesagt, Papa gehen wir, irgendwohin eben, zum Wasser gehen, wandern gehen, ich weiß nicht wohin. Das ist ganz schwierig.

I: Also die Kinder fühlen sich fremd in der Türkei?

P2: **Sehr fremd. Sehr fremd.** Sie sind runter gegangen in die Stadt, da kommst du aus dem Gasthaus oder so, nur schauen, wer ist jetzt dieser Fremde. Es ist ganz schwierig. Unser Land ist hier. Wir wohnen hier, sind nur ab und zu auf Urlaub gegangen, haben meine Familie gesehen, ein paar Tage oder ein paar Wochen. Das ist so, das gibt's anders nicht. (kurze Pause)

I: Sie haben vorher gesagt, am Anfang war die Arbeit schon schwer?

P2: Ja, das ist klar, früher gab es keinen Stapler, keine Ameise. Man musste alles mit der Hand abladen, wir waren beim U., früher war das bei Dornbirn, (unverständlich) das Material, Waschbecken, WC, Badewannen und Brausetassen, alles einzeln (unverständlich) Waschbecken ein ganzer Waggon oder zwei drei Waggon eben, wir waren vier, fünf Kollegen, die die ganze Woche mit abladen beschäftigt waren, du nimmst eine Maske, ich bringe es dir raus, du wartest zwei Meter vorne, ich gebe es dir, du gibst mir ein anderes so wurde das abgeladen, alles einzeln, die Badewannen waren 140 Kilo schwer, sehr sehr schwer, das war Guss, aber jetzt ist alles modern, der Stapler nimmt es runter, du nimmst es mit der Ameise und die Palette steht vorne, in ein paar Minuten. Früher war es sowieso sehr schwierig. Jetzt ist alles viel moderner.

I: Ist fein oder?

P2: (lacht) Gott sei Dank!

I: Und gibt es da jetzt körperliche Auswirkungen auch?

P2: Ja. Man merkt es sehr, es ist ein großer Unterschied.

I: Aber dass einem jetzt noch etwas weh tut von der schweren Arbeit?

P2: Nein, früher hat es weh getan, das ist klar, aber, es hat nicht weh getan, wegen der Jugend eben, du kannst

den ganzen Tag voll arbeiten mit Schmerzen und Müdigkeit und am morgen wieder aufstehen und es ist alles ok, wegen der Jugend eben, man war ganz jung. Aber wenn ich das heute machen würde, würde ich eine ganze Woche im Bett liegen. (lacht) So anstrengend war das. Gott sei Dank ist es hier sowieso nicht schwer, oder ich hebe persönlich nicht schwer, für mich ist schon alles vorbei, ich mache nur kleine Arbeit. Wenn es ein bisschen schwerer wird 30, 40 Kilo, hole ich einen jungen Mann, der das für mich auf die Palette hebt. Ich persönlich trage nichts Schweres mehr, das ist vorbei.

I: Hmm. Das war's dann eh schon fast. Wenn sie sagen sie sagen, sie sind ganz hier daheim, möchten sie dann auch hier begraben werden, wenn sie sterben?

P2: Wenn ich sterbe?

I: Ja

P2: Weiß ich nicht, für mich es so, Erde ist Erde, da oder da oder irgendwo, ich denke das so, ich kann nicht 100 % sagen, ob ich runtergehe oder nicht, für mich ist das egal. Tot und tot. Fertig. Jetzt kannst du da unten rein oder in den Friedhof oder in den Garten, das ist mir egal.

I: Also das entscheiden dann die Kinder oder die Frau?

P2: Die Kinder müssen wissen. Wenn die da leben, kann ich hier bleiben, das ist für mich auch egal. Ich kann nicht sagen, dass ich 100 % runter gehe, gut wenn ich sterbe und runtergehe und die Kinder bleiben hier (unverständlich) hier gehen sie jede Woche oder jede zweite Woche zum Friedhof auf Besuch, zum beten, aber meine Kinder unten, wenn sie nicht auf Urlaub fahren, kommt 2, 3 Jahre niemand. Ich sage, die Kinder müssen entscheiden, ob ich hier bleibe oder nicht. Für mich ist das egal, das ist so.

I: Und wenn sie mal älter sind und auf Hilfe angewiesen sind, sollen das dann die Kinder machen oder würden sie auch in ein Altersheim gehen?

P2: (unverständlich) wenn's nicht geht, musst du sowieso, ich habe also drei Söhne, leider, ich habe keine Töchter, Töchter sind viel besser als Söhne. Ich habe drei Schwiegertöchter, aber das ist nicht meine Tochter, die Buben sind meine, meine Tochter ist meine, da ist das ein bisschen anders. Aber ein Bub passt nicht viel auf und wenn seine Frau nicht will, kann ich nicht helfen, dann muss ich ins Altersheim gehen. Wenn das die einzige Möglichkeit ist, ist das viel besser.

I: Also das würde schon gehen?

P2: Ja klar, für mich ist das egal. (unverständlich) das ist schon möglich, das habe ich schon gesehen, schon gehört, weil du da die Sicherheit hättest, ist das viel besser. (unverständlich)

I: Gut. Danke!

Faruk, 25. Mai 2010

I: Also es geht darum, erst mal, wie sie aus der Türkei weggegangen sind?

P5: Ich habe in Istanbul gewohnt und '89 bin ich hierher gekommen. '92 ist dann meine Familie nachgekommen und die Kinder haben dann hier mit der Schule angefangen.

I: Aber die Kinder sind in der Türkei geboren?

P5: Die sind in der Türkei geboren, ich habe zwei Kinder, eine hat hier mit der Volksschule angefangen, die andere mit der Hauptschule. Eine hat die Hauptschule fertig gemacht und hat dann nachher hat sie die Textilschule fertig gemacht und nachher eine Zahnarztlehre gemacht und dann hat sie geheiratet und jetzt hat sie selber ein Geschäft in D. und hat jetzt ein Kind und hat einen österreichischen Mann geheiratet. Und die zweite hat Volksschule, Hauptschule und Gymnasium gemacht, dann hat sie ein Jahr in Wien Medizin studiert, dann war sie vier Jahre in Innsbruck, dann war sie im sechsten Jahr in Berlin, in der Uniklinik, da ist sie jetzt auch fertig, Diplomarbeit hat sie auch schon geschrieben, in der Türkei hat sie auch zwei Monate, zwei Wochen in einem Krankenhaus gearbeitet und in F. drei Wochen, in New York vier Wochen, in Australien, Perth drei Wochen, das schreibt sie alles auch im Internet (hat einen Blog), jetzt ist sie in London einen Monat, dann kommt sie wieder hierher. Ich habe zuerst vier Jahre im Gastgewerbe gearbeitet.

I: Also sie sind dann gleich nach L. gekommen?

P5: Nach L. bin ich '92 gekommen, ich habe zwei Jahre in S. gearbeitet, dann habe ich vier Jahre im O. (Gasthaus) in E. gearbeitet, 5 Jahre bei K. und jetzt arbeite ich seit 6 Jahren bei B. Ich lebe einfach hier, in der Früh trage ich die Zeitung aus, in S. und seit 15 Jahren wohne ich in diesem Haus und die Frau arbeitet seit 4 Jahren in K. im R. (Kurbetrieb). (unverständlich)

I: Also sie sind in diesem Fall in Istanbul geboren?

P5: Nein, in Ostanatolien.

I: Und sind dann nach Istanbul gegangen?

P5: Mit 16 Jahren, nach der Hauptschule bin ich nach Istanbul gekommen, da habe ich sechs, sieben Jahre gearbeitet und hatte da dann auch selber ein Geschäft, zwei, drei Jahre (unverständlich) und bin jetzt immer noch da.

I: Und von Istanbul sind sie wahrscheinlich hierher gekommen, weil sie hatten sich wahrscheinlich gedacht, hier gibt's Arbeit?

P5: Nein ich bin einfach auf Besuch zu meinem Cousin gekommen und habe mir gedacht, wenn ich Arbeit finde, bleibe ich hier und ein Jahr später ist meine Familie gekommen. Die sind auch zuerst nur auf Urlaub gekommen, im Sommer und dann wollte die ganze Familie hier bleiben, wir wollten zusammen leben und nicht wieder in die Türkei gehen, die Kinder wollten hier bleiben, hier mit der Schule anfangen.

I: Und als sie hierher gekommen sind, wie war das am Anfang?

P5: Am 2. September 1989 bin ich gekommen.

I: Aber das war am Anfang schon schwierig?

P5: Ja, aber der Cousin hat in D. gewohnt und ich bin dann ein bisschen da geblieben und dann habe ich eine Arbeit im Gastgewerbe gefunden. (unverständlich)

I: Und wollten sie immer schon so lange hier bleiben?

P5: Ja, ich wollte schon wieder gehen, aber die Kinder sind erwachsen wir wollen zusammen bleiben, also muss ich hier bleiben und jetzt habe ich noch eines (lacht), was soll ich machen, wo soll ich hingehen, ich will schon gehen, obwohl ich schon zufrieden bin hier, ich habe keine Probleme. Die Firma, das Leben, alles kein Problem. Ich würde gerne in die Türkei gehen, aber die Kinder sind hier.

I: Aber jetzt gehen sie wahrscheinlich im Urlaub?

P5: In den Urlaub gehe ich schon jedes Jahr ein paar mal, im Winter auch.

I: Und wie ist das dann da, fühlen sie sich dann da schon ein bisschen fremd oder schon noch zu Hause?

P5: Ja, ich bin zu Hause, ich habe keine Wohnung in Istanbul, ich hatte eine, aber die habe ich verkauft, mein Cousin und mein Bruder (unverständlich) und dann gehe ich auch in unser Dorf in Anatolien, Cousins, Kollegen besuchen, vielleicht eine Woche, mit der Familie Urlaub machen, wenn Mittelmeersaison ist und dann wieder zurück.

I: Und eine Woche reicht dann auch?

P5: Eine Woche, zwei, drei würde ich schon auch gehen, aber ich habe keine Zeit.

I: Und wenn sie dann einmal in Pension sind, möchten sie dann wieder zurück gehen oder nur ein paar Monate?

P5: Ja, vielleicht, weiß ich nicht, die Pension ist schon noch lange, vielleicht Halbzeit, Halbzeit. Die Kinder werden sowieso hier bleiben, was soll ich dann machen.

I: Also ganz zurück sowieso nicht?

P5: Ich glaube nicht, alle Leute sagen, ich werde sofort gehen, aber ich sehe nichts davon (lacht). Alle die hierher gekommen sind, haben gesagt, ok, ich bleibe hier, nehme 1000 Geld und dann gehe ich selber arbeiten oder so, alle Leute fangen so an, aber dann kommen Kinder und sie arbeiten weiter und alle bleiben hier und kehren erst nach dem Tod zurück. Aber die halbe Zeit drüben, die halben Zeit hier, das wäre gut. Momentan ist das Leben in der Türkei fast wie hier, aber früher war das schon schwer, da gab's Probleme mit der Krankenkasse und so, aber jetzt ist es fast gleich, das Leben ist auch nicht schlecht, fast gleich, auch gleich teuer, verdienen auch fast gleich. Aber als ich hierher gekommen bin und angefangen habe, habe ich 8 000 Schilling im Monat bekommen und in der Türkei habe ich 1 000 Schilling verdient vorher, aber jetzt verdient man in der Türkei 1 000 und hier 1 500, fast die Hälfte, das Leben hier ist ein bisschen teurer, aber fast gleich.

I: Damals als sie weggegangen sind, hat sie die Familie da unterstützt oder war die eher dagegen?

P5: In der Türkei?

I: Ja.

P5: Da gibt es fast keine Familie, ich habe eine Schwester in Deutschland, ein Bruder lebt in Istanbul, von der Familie sind viele in Istanbul, unser Dorf ist sehr warm, viele Bauern, die sehr schwer arbeiten und fünf

Monate gibt es keinen Regentropfen, es kommt nichts mehr, immer Sonne, im Mai ist dann alles trocken, das Leben ist sehr schwer, Industrie gibt es sowieso keine, die jungen Leute gehen alle nach Istanbul und in die Westtürkei und so. Früher haben über 1 000 Leute in unserem Dorf gelebt und jetzt sind es insgesamt noch 200 Leute. Und Istanbul hat jetzt mindestens tausend Familien. (kurze Pause) Magst du was trinken?

I: Ja, gerne.

Geht was holen!

(Auslassung – es geht darum, wo ich genau wohne, ums Studium und um die Töchter)

I: Zuerst, als sie hergekommen sind, sie haben gesagt, sie sind mit dem Cousin hergekommen...

P5: Ja, mein Cousin ist hier gewesen. Er ist zu mir nach Istanbul gekommen, für einen Urlaub und dann hat er gesagt, ich lade dich auch zu mir ein und hat mich eingeladen und ich bin hierher gekommen. Ich wollte nur drei Monate bleiben und dann habe ich Arbeit gefunden und habe angefangen zu arbeiten und bin geblieben.

I: Aber es war nicht so geplant.

P5: Nein, kein Plan, das habe ich vorher nicht gedacht, mit arbeiten und so, gar nicht. Ich bin nur zu Besuch gekommen und mein Cousin hat mich gefragt, willst du arbeiten, schau dich mal um, vorher war nichts geplant.

I: Und haben sie dann, wie sie da gearbeitet haben in S., dort auch gleich gewohnt?

P5: Ich bin hierher gekommen und bin dann zuerst ein paar Tage hier geblieben und nachher bin ich spazieren gegangen und habe im Gasthaus gefragt für Gastarbeiter, und die haben gesagt, ja. Ich habe gesagt, kein Deutsch, kein Wort, ich habe eine Bewerbung geschrieben und habe es sofort bekommen. Viele Leute mussten zu dieser Zeit ein, zwei Jahre schwarz arbeiten

und haben viele Bewerbungen geschrieben und keine Arbeit bekommen. Ich habe nur einmal geschrieben und die Familie hat auch nur einmal geschrieben (lacht), um ein Visum zu bekommen, ansonsten war das ein großes Problem, ab '90, das System ist sehr schwer.

(Auslassung – es geht um das Haus, in dem die Familie wohnt)

P5: Ich wohne seit fast 16 Jahren hier, in der gleichen Wohnung, die Kinder sind hier aufgewachsen. Ich bin schon zufrieden. (unverständlich)

(Auslassung – es geht wieder um die Kinder)

I: Also, dass die Kinder eine gute Ausbildung haben, war schon wichtig für sie?

P5: Ja, die Kinder dürfen schon arbeiten, die Dritte noch nicht, sie will ins Gymnasium gehen, ich glaube das ist auch möglich, Mittelschule.

(Auslassung – Thema Kinder)

P5: Ich lebe hier, hatte nie Probleme. Die Religion ist für mich ganz egal, ganz egal, alles gleich, ob katholisch oder Mohammedaner. (unverständlich) Wie soll ich sagen, für mich sind alle Religionen gleich (unverständlich).

I: Gibt es bei uns im Bregenzerwald auch irgendwo eine Moschee, in B. glaube ich?

P5: Ja genau, in B., aber da gehe ich nicht hin, das interessiert mich nicht.

(Auslassung, es geht um andere türkische Familien im Dorf, die Frau geht weg und verabschiedet sich)

(Es geht noch um andere türkische Familien im Ort und dass es früher viel mehr gegeben hatte, viele sind aber in die Stadt gezogen)

Ich bekomme etwas zu essen!

Abstract

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit ehemaligen türkischen ‚GastarbeiterInnen‘, welche ab den 1960er Jahren nach Österreich gekommen sind. Dabei wurde einerseits versucht die Umstände nachzuzeichnen unter denen die Anwerbung stattgefunden hat andererseits wurden die Gegebenheiten erforscht, welche diese Menschen in der Migration angetroffen haben. Schließlich ging es mir darum, aufzuzeigen, wie türkische ArbeitsmigrantInnen aufgrund der Migrationssituation nunmehr ihr Alter verbringen. Viele dieser Menschen lebten ihr Leben mit dem Wunsch spätestens, wenn sie den Ruhestand erreicht hätten, in ihr Herkunftsland zurückzukehren. Es stellt sich aber nunmehr heraus, dass dieser Wunsch nur schwer zu realisieren ist und viele der ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ auch ihre Pension vorwiegend in Österreich verbringen. Für die Mehrheit stellt die Möglichkeit einer Pendelmigration die ideale Lösung dar, auch weil Kinder, die hier geboren wurden und ihr Leben in Österreich verbringen möchten, ein wichtiger Bezugspunkt sind. Anhand der Methode der Oral History wurde versucht, Lebensgeschichten nachzuzeichnen, welche in der Folge mit der vorhandenen Literatur zum Thema in Beziehung gesetzt wurden. Hierbei ist aufgefallen, dass es zwei Typen von ehemaligen ‚GastarbeiterInnen‘ gibt, nämlich jene, die sich mit der Situation der Einwanderung abgefunden haben und auch in dieser Realität leben und andererseits jene, die ein Leben lang dem Traum von einer Rückkehr nachhängen, diesen aber zumeist wegen äußererer Umstände nicht verwirklichen (können).

Lebenslauf

Persönliche Daten

Geburtsdatum: 27. November 1983
Geburtsort: Lingenau, Vorarlberg
Nationalität: Österreich
Kontakt: silvia_herburger@gmx.at

Ausbildung

1990 – 1994 Volksschule in Langenegg
1994 – 1998 Hauptschule in Lingenau

1998 – 2003 Höhere Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe – Marienberg in Bregenz

Studium: **März 2004 – Juni 2010** Studium der Geschichte
Oktober 2005 – Jänner 2009 Bakkalaureatsstudium der Publizistik und Kommunikationswissenschaft, Abschluss mit einer Bakkalaureatsarbeit zum Thema: „Die gelebte Realität sieht düster aus.“ Interkulturelle Berichterstattung im ORF Fernsehen – Heimat fremde Heimat als Fallbeispiel.

ab **März 2009** Magisterstudium der Publizistik und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien

Fremdsprachen: Englisch
Französisch
Spanisch

Arbeitserfahrung

Freiwilliges Soziales Jahr: **1. September 2003 – 31. Jänner 2004** bei der SUPRO – Werkstatt für Suchtprophylaxe in Dornbirn

Praktikum: **28. Juli – 5. September 2008** Redakteurin bei der Wochenzeitung „Informanté“ in Windhoek, Namibia

Wien, am 7. Juni 2010

